Charlotte von Schiller

und

ihre Freunde.

Zweiter Band.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1862.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorrede.

Wenn der Herausgeber nach den drei sachkundigsten Recensionen des ersten Bandes, die ihm zu Gesichte gekommen sind, eines norddeutschen Kritikers in der Evangelischen Kirchenzeitung, eines holländischen in dem Algemeenen Konst- en Letterboden und eines süddeutschen in der Allgemeinen Zeitung, urtheilen darf, so sind die Grundsätze, welche ihn bei der Redaktion geleitet haben, im Ganzen nicht unrichtig gewesen. Daß, was sich auf Schiller und Goethe bezieht, vollständig mitgetheilt wurde, hat keinen Tadel erfahren: über das Charakteristische und Interessante sind die Urtheile verschieden gewesen. Die beiden Letztgenannten hätten jenes, welches in dem Briefwechsel mit Friedrich von Stein überwiegt, lieber abgekürzt gesehen; der Erste, welchen die Weimarer belletristischen Lebenskreise weniger anziehen, hat „ein eigenes Interesse" daran gefunden, gerade „am Faden dieser Correspondenz das Leben Charlottens zu verfolgen" und daraus die Entwicklung ihres Wesens einsichtig und liebevoll dargestellt.

Der vorliegende Band ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet worden. Goethe's Briefe werden vollständig mitgetheilt, die

übrigen mit Auswahl und mehr oder weniger verkürzt, was dem Herausgeber bei Frau von Humboldt und Frau von Stein schwer geworden ist. Auf die Ergänzung der sehr oft fehlenden Data ist die möglichste Sorgfalt verwendet worden.[1]

Die Correspondenz der Jenaer, Dresdener, Heidelberger und schwäbischen Freunde (Adlerskron, Fischenich, Graß, Harbauer, Hoven, Knebel, Körner, Niethammer, Paulus, Schönberg, Stock, H. und E. Voß u. A. m.) muß einer letzten Publikation vorbehalten bleiben.

Würzburg, 1. November 1862.

Ludwig Urlichs.

---

[1] Sinnstörende Druckfehler habe ich nicht bemerkt. Nur S. 124, Z. 9 ist „Maier" statt „Manier" zu lesen

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Familie.

I.

Frau Louise Juliane von Lengefeld,

geborne von Wurmb,

geboren den 27. Juli 1743, gestorben den 11. December 1823.

Rudolstadt, den 18. März (1790).

So eben erhalte ich dein hübsches Landschäftchen und danke dir recht sehr dafür, mein liebes Lottchen, wie auch für alle gute Nachrichten, welche du mir diese Woche von dir mitgetheilet hast; fahre fort, mich mit solchen zu erfreuen, denn nur der Gedanke, meine Kinder glücklich zu wissen, gewährt mir den schönsten Lebensgenuß. Ferner will ich auch der Fürsehung trauen; sie, die mich nie vergeblich auf sich hoffen ließ, wird auch das Aengstliche, welches sich über die Glückseligkeit meiner Kinder noch in meiner Seele findet, in Ruhe verwandeln, und wenn ich alle meine Kinder mit ihrem Schicksal zufrieden weiß, mag sie über mich, wie es ihr gefällt, gebieten.

Mai (1790).

Meinen Wünschen nach sind meine guten Kinder glücklich zu Jena angekommen.[1] Der schönste Tag ward euch gestern zu eurer Reise; möge er ein Bild deines in Jena zu führenden Lebens sein.

[1] Von Rudolstadt.

(September 1791).

Es freut mich sehr, daß meine liebe Lollo so gut sich in Erfurt befindet und daß unser lieber Schiller so wohl ist. — Die arme Frau [1] war den Sonntag vor ihrer Reise recht krank, und ich bin in großer Sorge ihretwegen. Zum Unglück kann ich keine Nachricht haben, bis sie wieder kömmt, und diese Woche muß ich in beständigen Nachtwachen und Festins [2] hinbringen. Deine Theilnahme an meiner Unruhe ist mir bekannt. Schwerlich war wohl Jemand in einer unglücklichern Lage als ich jetzt, [3] doch Beste, laß dirs nicht so sehr zu Herzen gehen. Ich vertraue der unendlichen Güte Gottes, die wird mich nicht ganz verlassen. Wenn die Frau nach Erfurt kömmt, so sage ihr ja nichts.

(Nach Jena unbestimmt wann?) [4]

Der Papa von Stuttgart hat mir schöne Obstbäume geschickt, aber für euch hat der Fuhrmann nichts mitgebracht.

(April 1792).

Ich hoffe noch auf das Medaillon; wenn es fertig, so schicke ich es mit. Wartet ja gutes Wetter zu eurer Reise ab. [5] Schillern umarme ich herzlich; sein Bild ist zum Sprechen gleich, es kömmt mir aber auch vor, als wenn Lollochen was angenehmeres als das Bild hätte. [6]

Stuttgart, den 19. April (1792).

Nach meinem herzlichen Wunsch sind meine lieben Kinder nun glücklich in Dresden angekommen — Der junge Budinus, der dem Adlerskron [7] Stunden gegeben, ist auch gestorben.

[1] Caroline.

[2] Wegen der Vermählung des Erbprinzen.

[3] Wegen des Verhältnisses von Carolinen zu ihrem Mann.

[4] Eine Sendung nach Jena im März 1792 (Beziehungen S. 96).

[5] Nach Dresden.

[6] Der Vater Schiller dankt für das „Medaillon mit Euern beiden Porträts“ am 26. Mai 1792, Beziehungen S. 97, und Schillers Mutter drückte es vor ihrem Tode ans Herz, S. 384. Schillers Bild existiert noch, es kam in den Besitz seines Sohnes Karl, soll aber schlecht sein. Lottens Bild ist verschollen. Chère mère scheint das Medaillon dazu besorgt zu haben.

[7] 1791 in Jena. S. Caroline Wolzogen, Sch. Leben S. 226.

Den 29. April (1792).

— Caroline ist noch zu Erfurt und voller Projecte; hoffentlich macht sie sie nur allein, du verstehst mich schon. Der Mann und das Kleine[1] wollen den 1. Juni nach Vonnland gehen und vier Monate dort bleiben. Das ist mir sehr unangenehm, nicht allein für mich, sondern auch für den Beulwitz, weil der Mann jetzt seine einzige Gesellschaft ist. Letzterer empfiehlt sich euch herzlich.

(Mai 1792).

Mein gutes Lollochen ist vielleicht in Erfurt,[2] Caroline hat mirs geschrieben, daß sie dich eingeladen.

(Juni 1792).

— Er (Starke) war auch einen Augenblicke bei mir und sagte, es hätte mit Schillern keine Gefahr. Er ist böse, daß der Brunnen[3] nicht gekommen ist, nur in der Lebensart wünscht er noch Abänderung, zum Beispiel, er solle sich Bewegung machen und reiten, aber nie zu heftig, und ordentlich zu Bette gehen.[4] Du kannst das wohl ändern, ohne S. zu sagen, daß Starke darüber geklagt hat, weil er sonst möchte böse über ihn werden. Die Frau ist mit ihren Gästen ganz wohl; Humboldt gefällt mir auch recht wohl; es wäre mir lieb, wenn er in Rudolstadt wohnte. — Daß ihr eure Chaise nicht hergegeben habt, verdenke ich euch gar nicht, weil natürlich so eine Sache gar nicht ohne den größten Schaden kann verlehnt werden. Frau denkt darinne gar zu leicht, man muß wirklich auf seine Sachen Achtung geben, wenn nicht Alles soll zu Grunde gehen.

Sonntag früh (August 1792).

Humboldts gehen heute früh fort, mir ist bange für Caroline.

[1] v. Gleichen und Frau.

[2] Sch. waren zur Taufe bei Humboldt im Juni in Erfurt. An Körner II. S. 314.

[3] Der Egerbrunnen, ebendas. 317. Am 29. Juli fragt chère mère: wie geht es Sch. bei seinem Brunnen?

[4] Sch. Leben S. 230.

(Ende August 1792).[1]

Die Frau will auch noch nach Erfurt; von der Abrede mit H. erwarte ich viel Gutes, nur fürchte ich seine Frau, daß die unserer Caroline nichts klatscht; sonst könnte es eine widrige Wirkung haben.

(September 1792).

— Wegen B. hast du nichts zu besorgen: er sieht euch herzlich gern und hat mir gesagt, daß er sich von ganzem Herzen mit Schillern und seiner Mutter über ihre Zusammenkunft erfreute, nur würde es sehr enge zugehen, fürchte ich. Gott gebe uns eine vergnügte Zusammenkunft.[2]

(Von der Reise Februar 1793).

Herzlich freue ich mich, daß Alles wieder so gut bei dir geht und unser lieber Schiller eine gestärkte Gesundheit genießet. Caroline[3] schreibt auch, daß sie wohl ist, aber, liebes L., brauche ja ernstlich etwas wider die bösen Krämpfe. — Gegen Abend fahr' ich nach Homburg. Dein guter Freund, der Prinz Christian,[4] war lange dort, aber zu meinem Mißvergnügen zwei Tage vor meiner Ankunft abgereist. Er hat sehr viel von dir gesprochen und erzählt, daß dich die Herzogin von W. so lieb hätte, und du hättest so viele Talente, kurz lauter schöne Sachen. — Mein Plan ist, so Gott will, mit dem Beulwitz den 16. von hier abzugehen. Er geht über Jena, ißt mit uns und fährt noch nach M. Ich bleibe bis den 20. bei euch, da fahre ich den Nachmittag nach Weimar, bleibe den 21. als Fastnachten dort und dann hoffentlich in Begleitung von Carolinen wieder zurück. Vielleicht kann wenigstens L. mit mir nach Weimar fahren.

[1] Humb. schreibt am 12. September aus Auleben an Sch., Briefw. S. 93.

[2] Sch. gingen gegen den 25. September mit der Mutter nach R. An Körner II. S. 336.

[3] Die damals in Jena lebte. Bd. I. S. 439.

[4] Von Hessen-Darmstadt, Bruder der Herzogin Louise.

Sommer 1793 (etwa Juni).

Dein Besuch hat mir viel Freude gemacht; ich wollte nur, ich hätte ihn auch gesehen. Schreibe mir doch, Liebe, was Lavater wohl in Kopenhagen[1] macht, und ob er seinen Rückweg nicht wieder über unsere Gegend nimmt. Daß du bald eine Schillern[2] zu dir nimmst, ist mir sehr lieb, du kannst dich mehr abwarten. Caroline hat sich noch entschlossen, die Ulrike[3] mitzunehmen. Das freut mich sehr, und ich bin um ihrentwegen viel ruhiger. Wenn du was von Weimar hörst, was Lavater da gemacht hat, so schreibe mirs doch. Wie hat dir denn seine Tochter gefallen?

Rudolstadt, den 21. August (1793).

Daß ihr Lieben so wohl in H(eilbronn) angekommen seid, freut mich herzlich. Gott gebe mir nur ferner gute Nachrichten. Heute habe ich Briefe von Ulrike, sie schreibt, daß Caroline recht gut ist; vermuthlich ist sie nun bei euch. Ich darf gewiß weder Schillern noch dich erst bitten, die bewußte Sache so gut wie möglich zu besorgen; ich weiß, ihr habt mich lieb und seht es selbst ein, wie unmöglich C. leben kann, wenn sie diesen Schritt thut. Schreib mir ja sobald wie möglich, was C. gesagt hat, aber Alles aufrichtig.

Der Plan, den Schiller hat, die Frau so viel möglich selbst handeln zu lassen, ist sehr gut. Denn kömmt es nicht aus ihrem eigenen Herzen, daß sie einsieht, wie unrecht sie gegen B. handelt, so hilft Alles nichts. Ihr das unvermerkt fühlbar zu

[1] Wohin er von Bernstorf eingeladen war. Düntzer Freundesbilder S. 110.

[2] Louise; worüber Sch. Vater am 25. Februar (Bezieh. S. 107), Sch. an Körner III. S. 77, am 28. Februar schreibt. Es kam nicht dazu.

[3] v. Beulwitz, ihre Schwägerin, spätere verehlichte v. Eychelberg in Hildburghausen. Wir geben im Folgenden die auf das Verhältniß zwischen Carolinen und Beulwitz bezüglichen Aeußerungen im Interesse der Wahrheit. Daß Frau v. Lengefeld später mit den Schritten ihrer Tochter und ihrer neuen Verbindung ausgesöhnt war, lehren ihre Briefe. Auch Schiller stand zwar auf Carolinens Seite, aber die Heirath mit Wolzogen billigte er nicht (Geschichte des Wolz. Geschlechts II. S. 148), und daher vermied er, Carolinen auf ihrer Reise nach Bauerbach zu sehen (I. S. 241).

machen, ist die große Kunst, und wenn dein Mann dieses bewerkstelligen könnte, so hätte ich ihm mit das ganze Glück meines noch kurzen Lebens zu verdanken.

Rudolstadt, den 12. Nov. (1793).

Wie er (B.) wieder kam, sagte er, er hätte Carolinen nochmals geschrieben, ihr Alles vorgestellt. Der Gedanke, sie leidend und in Zukunft von ihm getrennt in Noth zu wissen, wäre ihm unerträglich; auch sehe er ein, daß ich es nicht ertragen könnte; er sei also fest entschlossen, sich nicht trennen zu lassen und lieber unglücklich zu sein als sich Vorwürfe machen zu müssen, nicht als ein rechtschaffener Mann gehandelt zu haben. Wenn nur Caroline öfters bei ihm sein und sich freundschaftlich betragen wollte, und wenn er es sich auch abbrechen müßte, wollte er lieber sehn, ihr einiges Geld zu ihrem Vergnügen aussetzen zu können, wenn sie bei ihm bleibt. Das sind jetzt seine Gesinnungen; wäre er mein Feind, so müßte ich sagen, daß sie edel sind.

Rudolstadt, den 11. Januar 1794.

Recht weh thut es mir, daß ihr von den Kriegsunruhen geplagt werdet. Ich schicke andurch 200 Rthlr., aber ich bitte dich um Gotteswillen, thut ja keinen übereilten Schritt mit eurer Zurückreise in der jetzigen Jahreszeit mit Schillern, der schon die warme Abendluft zu Jena nicht vertragen konnte. Sollte es ja noch theurer dort werden, so ist es besser dieses zu ertragen, da es nun einmal nicht zu ändern ist, als das Leben in Gefahr zu setzen.

Du glaubst auch, daß er (B.) uns ein großes Theil von unserm Vermögen gekostet, aber wenn ich heute sterben sollte, so kann ich das nicht sagen. Meine eigene Wirthschaft, da ich bei dem Tode deines Vaters noch nicht mit dem Gelde umzugehen wußte, und der unselige Hang zum Herumreisen ist der Grund von Allem. Gott weiß, wie leid mir dieses ist, und sollte ich in

meinem Leben betteln müssen euretwegen, so thäte ich es gewiß, weil ich aus dieser Ursache schuld daran bin.

Wenn ihr wieder zurück kommt, wünsche ich sehr, Caroline wollte auch kommen. Sie kann ja bei dir in Jena bleiben oder zu Humboldten gehen, daß ich sie nur wo weiß, wo sie nicht allein ist.

Hier weiß es immer noch Niemand, wie es mit Caroline und B. steht.

Den 5. Februar (1794).

In Weimar waren sie alle sehr artig, wir sind drei Tage dort geblieben und sollten nicht weg.

Meine gute liebe Stein ist noch immer die treue theilnehmende Freundin; ich hoffe, sie soll in Zukunft glücklich sein. Es freut mich, daß sie so gern in Rudolstadt ist; sie sagt, nichts als die Herzogin hinderte sie hieher zu ziehen. Der Herzog hat mich nach Schillern und dir gefragt. Er sagte, Schiller käme gewiß nicht wieder; ich habe aber versichert, daß er sich wieder auf Jena freute und gewiß wieder kommen würde. Die Herzogin hat eine Freude, daß du sie zu Gevatter gebeten. Knebel hat unserer Fürstin gefallen, er will uns besuchen. Es war eine solche Menge Menschen am Hof, daß ich Herdern, der auch oben war, nicht habe zu sehen bekommen, Beulwitz aber war bei ihm, und er soll jetzt wohl sein. Man hofft, der Herzog [1] soll nun zu Hause bleiben. Die Steinen sagt, sie traue ihm nicht recht.

Den 20. März 94.

Gott lasse Carolinen Ruhe bei ihrem neuen Plan finden, das ist Alles, was ich dazu sagen kann. Sie schreibt mir, daß sie in Cannstadt bleiben will und dann zu Humboldts. Daß sie zu Cannstadt bleibt, ist mir lieber, als wenn sie nach Bauerbach

[1] Der am 3. December 1793 zurückgekehrt und um seine Entlassung aus dem preußischen Militär eingekommen war. Sie wurde ihm an dem Tage dieses Briefs gegeben.

ginge, wo die Leute gleich den ganzen Plan merken müßten, und es wäre doch entsetzlich, wenn es noch vor der Scheidung heraus kommen sollte. Doch ich bin auf alles Unangenehme eher als auf etwas Angenehmes vorbereitet.

Es wird sehr gut sein, wenn W(olzogen) einen Dienst erhält, denn auf ihrer Beider Wirthschaft kann ich mir keine große Rechnung machen. B. wird seine Schwester, sobald er Nachricht von ihr hat, in Nürnberg abholen.

(An Schiller.) Rudolstadt, den 25. April 1794.

Daß übrigens Carolinens verdrießliche Geschichte unter uns gar nicht mehr erwähnt werden soll, ist mir sehr recht; das Einzige erlauben Sie mir noch zu sagen, daß ich nicht begreife, wie Ihnen das Anerbieten von B. mit den jährlichen 60 Rthlr. so auffallen kann. Caroline hatte von mir 150 Rthlr. Zuschuß; mithin konnte B. auf seine Frau des Jahrs 200 Rthlr. rechnen. Da diese natürlich zurückfallen, so konnte ich auch mit Wahrheit sagen, daß er nicht mehr zu geben hat, und es macht doch wohl noch einen großen Unterschied, was ein Mann für seine Frau, die mit ihm lebt, ihn liebt und glücklich macht, thun kann, als für eine solche, wie leider Caroline für B. auf die Letzte ward. Daß Sie übrigens, mein guter Schiller, in vielen Stücken anders als B. handeln würden, glaube ich gewiß, aber meine Lollo wird und ist auch eine andere Frau für Sie, als Caroline war. Wäre es möglich, daß sie so gegen Sie sein könnte, so würden Sie mir ebenso nahe gehen wie jetzt B., und ich könnte nach meinen Grundsätzen von Moralität und Pflicht eben so wenig ihr als Caroline Recht geben; und Sie wissen, bester Schiller, wie ein jeder seine eigene Denkart hat und wie ich nun zu alt bin, die meinige zu ändern.

Den 16. (Winter 1795).

Caroline hat mir auch geschrieben, daß sie ein großes Haus habe, aber auch sehr theuer. Man müßte im Anfang nicht so

lumpig aussehen, sonst erhielte man nichts. Ich wünsche sehr, daß ihr die C.[1] zureden möge, daß W. alles Mögliche thue, um in Stuttgart bleiben zu können. Ich wüßte wirklich nicht, was sie anfangen sollten, denn es ist gar zu schwer jetzt wo anzukommen. Wolzogen gefällt mir nicht, das gestehe ich; er denkt, daß er an allen Orten und sogleich etwas für sich ausrichten kann, und es wird doch nie nichts draus. Gott gebe, daß Carolinen ihr Schritt nie gereuen möge. Mir schaudert, wenn ich manchmal über sie nachdenke.

Dienstag Abend (April 1795).

Hoffentlich bist du nun mit deiner Einrichtung[2] bald fertig. Ich schreibe dir heute durch den Hrn. v. Trebra, um dir zu sagen, daß übermorgen, als den Donnerstag, vermuthlich Beulwitz wird durch Jena gehen. Er freut sich sehr, Schillern und dich zu sehen. Er geht von da nach Weimar, kommt also vermuthlich zu Mittag nach Jena. Ist es möglich, so bitte ihn zu Mittage, weil es freundschaftlich aussieht, es kann sein, die Frau[3] kömmt auch mit, doch das weiß ich nicht gewiß, sie freut sich sehr auf deine Bekanntschaft.

Schwarzburg, 29. August (1795).

Gott gebe, daß der Coadjutor bald glücklich wird; es soll mich euret- und auch seinetwegen herzlich freuen. Auch hat er vor einiger Zeit an die Frau geschrieben und ihr die Versicherung gegeben, daß er W. versorgen wolle und sich freute, mit ihnen leben zu können. Caroline ist wohl; sie hat mir von Ulm aus geschrieben und geht gleich von dort in die Schweiz. Ich wünsche, daß W. mag glücklich in seinen Geschäften sein; er ist aber in Geheim dort und meine Briefe adressiere ich an Hrn. v. Schönfeld nach Stuttgart.

[1] Caroline v. Humboldt.
[2] Im neuen Logis (an K. III. S. 257).
[3] Geborne v. Bibra.

(September 1795)
(nach einer Reise nach Weimar).

Schillern danke schönstens für die Ideale; ich freue mich sehr auf alle schöne Sachen, die ich werde zu lesen bekommen. Frau Maus muß nur auch noch etwas schreiben, damit ich meine Bibliothek mit den Schriften meiner Familie zieren kann.

(Winter 1795—96).

Der Beulwitz hat mir viel Freude gemacht, indem er mir erzählt, wie wohl du und Schiller und wie artig der Goldsohn ist: er hat sich ganz in ihn verliebt.

Wann kommen die Körners zu dir?

Ich habe mich sehr gefreut, daß mir der Fürst erzählt, daß Schiller gestern Abend mit in Gesellschaft war, grüße ihn herzlich.

(Philippsthal [1]), den 30. Juni (1796).

Das Aergerlichste ist mir, daß ich die Frau nur acht Tage gesehen habe und noch nicht weiß, wie es weiter gehen wird. Du hast gar keinen Begriff davon, was sie wohl ist und gut aussieht, und für alle Menschen jetzt angenehm ist. Ich danke Gott innigst dafür, und wenn Wolzogen nur eine Versorgung hätte, so würde ich recht ruhig und glücklich über sie.

(Winter 1796).

Von der Frau habe ich Briefe.

Mit der Stelle für W. [2] war es nichts; ich kann sagen, daß mir diese Nachricht die erste schlaflose Nacht in diesem Jahre gemacht hat.

Ich bin recht begierig zu wissen, wie es in Weimar gegangen. Der Himmel gebe, daß es gut gegangen [3] ist.

[1] Seit dem 10. April war Prinzeß Louise von R. mit dem Prinzen Constantin von Hessen-Philippsthal vermählt, und der Rud. Hof gerade dort zum Besuch.

[2] Etwa in Meiningen.

[3] Wohin W. sich im November 1796 wandte. Sch. an Goethe I. Nr. 245, Anfangs ohne Erfolg, bis er am 26. December als Kammerrath angestellt wurde.

Beulwitz läßt dich und auch besonders Schillern recht herzlich grüßen. Er freut sich sehr über den Plan, daß Schiller einige Wochen im Frühjahr hier sein soll und verspricht gern l'hombre mitzuspielen; auch seine Frau. Meister folgt zurück. Mir und der Fürstin hat dieser Theil [1] besser als alle gefallen. Viele sind mit der Einschaltung der Nebenhistorie nicht zufrieden gewesen. Uns gefällt sie aber sehr wohl, sie hat gar hübsche Stellen, und dann weiß Lollo wohl, daß ich den Leuten, die darinnen vorkommen, nicht gram bin. Begreifen aber kann ichs nicht, wie Goethe so was hat schreiben können.

(Winter 1796).

Die Kalbin hat gestern bei uns Abschied genommen, sie hat sich noch mit Richtern [2] gezankt.

(December 1796).

Liebe Lollo, ich danke schön für den vierten Band des Meister, er ist doch gar zu hübsch.

Der Frau ihr Werk macht großes Glück hier. Gestern kam B. [3] zu mir und sagte, es sei ein neues Stück von den Horen gekommen, da wäre eine solche schöne Historie darinnen, daß er ganz weg darüber gewesen wäre, so schön geschrieben u. s. w., ob ich nicht wisse, von wem sie sei. Ich that als wüßte ich nichts davon, und er bat sich nur die Erlaubniß aus, sie seiner Frau vorzulesen, ehe er mir das Buch schickte, und der Gedanke, die Beiden den ganzen Nachmittag über der Frau ihr Werk in der Admiration zu wissen, hat mir viel Spaß gemacht.

Wenn nur Ulrike nicht dahinter kömmt. Ich denke immer, die hat mir gesagt, daß sie die Frau hat daran arbeiten sehen in

[1] Der dritte, welcher die Bekenntnisse einer schönen Seele enthielt. Dieser war schon zur Herbstmesse 1795 erschienen. Danach scheint der Brief im Januar 1796 geschrieben zu sein; also hatte Wolzogen schon damals die Absicht, sich nach Weimar zu wenden.

[2] Jean Paul, ihrem enthusiastischen Freunde.

[3] Sch. an G. Nr. 257 (am 12. December) berichtet aus diesem Brief.

Stuttgart. Mein ganzer Spaß wäre verdorben, wenn sie dahinter kommen sollten. — Hast du nichts von der Frau gehört? mir ist recht bange um sie.

(Weimar, Anfangs Juli 1797).

Es wäre recht hübsch, wenn der gute liebe Schiller mit nach Weimar kommen könnte, weil ich noch da bin; auf alle Fälle kommt doch die Frau Lollo und der gute K. Die Steinen hat gesagt, du sollst bei ihr logieren. Diesen Nachmittag kömmt die Amalia Imhofen zu uns.

Auf die Woche kömmt die Frau v. Reck her. August hat es der Steinen selbst gesagt, daß G. nach Italien geht, und seine Mutter und er bleiben in Frankfurt. [1]

(Februar 1799).

Es ist abscheulich, daß der Wallenstein ist gestohlen worden, wie hätte ihn aber das Idol [2] sollen in die Hände bekommen? ich dachte, daß es eher wer vom Theater sein könnte. Ich wünsche sehr, daß er nur nicht in mehrere Hände kömmt.

(April 1799).

Es thut mir sehr leid, daß du krank warst, gute Lollo, und ich wünsche herzlich, daß nun Alles wieder gut sein mag. Auf den 21. Juni wird die gute Caroline getraut. [3] Der Frau ihr Werk [4] macht viel Glück. Die Frau Zieglern kömmt jetzt aus Stettin, und das Erste was sie erzählt, ist von Agnes, die dort ist vorgelesen worden. Die dumme Ulrike hat mir hier meinen Spaß verdorben, doch denke ich, man glaubt ihr nicht.

[1] Goethe reiste am 3. August ab. Schiller war vom 11. Juli acht Tage in W. bei ihm gewesen.

[2] Böttiger, den Sch. im Verdacht hatte, das Manuscript von Wallensteins Lager, das man in Kopenhagen hatte vorlesen und aufführen wollen, heimlich dorthin geschickt zu haben. An G. Nr. 578.

[3] Mit dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen.

[4] Agnes von Lilien, die im Jahr 1793 bei Unger in Berlin in 2 Bänden erschien.

(An S.) Rudolstadt, den 12. December (1799).

Herzlichen Dank, lieber Schiller, für die guten Nachrichten, die Sie mir gegeben, ich hoffe zu Gott, daß meine gute Lollo sich bald vollkommen erholen soll.

Noch habe ich nicht Muth genug die unglückliche Zeit zu Jena mir ganz zurückzurufen, aber als eine wohlthätige Erscheinung leuchtet mir aus solcher Ihre treue unermüdete Sorgfalt für meine gute Lollo entgegen und ertheilt mir die frohe Zuversicht, meine liebe Tochter unter allen Schicksalen des Lebens an Ihrer sanften und theilnehmenden Hand glücklich und versorgt zu wissen. Was wir einander in dieser Zeit wurden, vermehrt meine treue Mutterliebe und Achtung für Sie, die Vorsehung weise mir nur oft bei glücklichen Tagen Wege, auf welchen ich Ihnen zeigen kann, wie theuer und werth Sie mir sind.

Daß die liebe Steinen Lollo diese Woche noch bei sich behält, ist mir sehr lieb, und ich verlasse mich auf Sie, bester Schiller, daß Lollo in Ihrem Hause alle Ruhe genießt, die ihr noch so nöthig sein wird.

Den 10. März (1800).

Liebe Lollo, wie danke ich Gott mit dir, Liebe, daß unser Schiller aus aller Gefahr ist und meine gute Lollo sich erträglich befindet. Gott wird weiter helfen.

Den 19. Juni (1800).

Schreibe mir doch, was Schiller wieder für eine Arbeit vorgenommen hat. Es interessiert mich immer so sehr, da ich weiß, daß er unruhig ist, bis er wieder etwas Neues angefangen.

Den 6. März (1801).

Von Homburg hat man Nachricht, daß der Hr. v. Winzigerode vom Herzog von Württemberg ist hingeschickt worden, um einen Hrn. v. St. Clair abzufordern, weil er ein Complot gegen des Herzogs Leben gemacht; wenn diese Geschichte nicht bekannt, so sagt nichts davon.

(Winter 1801).

Daß du die Christel so gern aufnimmst, macht mich recht glücklich, ich habe eine sonderbare Anhänglichkeit an sie, und alle Gelegenheiten, sie gescheiter zu machen sind mir willkommen.

Den 17. März (1802).

Die Fortschritte der Christel freuen mich herzlich, und obgleich die Madame Schröder geschwinder 6000 Thlr. aussprechen als schaffen kann, so wird es mir und der Christel in ihrer Lage gewiß viel Angenehmes machen, wenn sie gut singen lernt.

Mittwoch, den 25. August (1802).

Wir stehen hier entsetzlich von der Hitze aus und besonders in der Comödie,[1] und doch muß sie besucht werden. Nathan der Weise hat der Fürstin außerordentlich gefallen, und Voß hat seine Sachen, sowie auch Graf, sehr gut gemacht. Die „Brüder" haben sie auch gegeben und gestern „Jon." Letzterer hat mir, ich kann es nicht läugnen, lange Weile gemacht.

(Mittwoch 1802).

An den Reichsangelegenheiten nehme ich des Schatzes wegen auch sehr warmen Antheil und lese Alles, was Mainz angeht, frisch weg. Es scheint gut zu werden, der Himmel lasse nur den guten Schatz lange leben. Ich möchte nur wissen, warum gar nichts von Wien ankömmt, und es ist doch dumm, daß es[2] in allen Zeitungen steht.

Ich hätte wohl mögen bei deinem Thee sein, wo so artige Leute waren.

Mittwoch (November 1802).

Zu dem angekommenen Von wünsche ich Glück, und ob mir gleich weder Schiller noch Lollo lieber dadurch geworden sind, so denke ich doch, es kann zu manchem Angenehmen in W. Anlaß geben. Wenn sich nur nun auch der gute Schatz bald einfindet.

[1] Der Weimarischen Truppe, die auch im folgenden Jahre in R. spielte.
[2] Der Adel.

Den 9. Februar (1803).

Ich habe recht an den guten Schatz gedacht, wie er sich über Schillern sein schönes Stück [1] freuen wird. Ich hoffe, es kommt bald Antwort wegen des gelben Röllchens. [2]

Hr. Kotzebue macht ja sein Glück recht in Berlin, es muß doch dummes Volk dort sein.

Den 25. Februar (1803).

Ich schreibe dir heute nur ein Wort, um den guten Schiller durch dich bitten zu lassen, die Christel [3] an Hrn. Zelter zu Berlin zu empfehlen. Ich glaube, der Graf [4] wird wohl bis Sonntag zu Weimar bleiben; wenn aber auch da Schiller keine Zeit zum Schreiben hat, so sei nur so gut und mache, daß ich den Brief Donnerstags mit der Post erhalte, weil sie zu Ende oder doch zu Anfang der anderen Woche abreist.

Sondershausen, den 2. Mai (1803).

Recht begierig bin ich, von Schillers seiner Reise nach Erfurt zu hören. Wie er von Weimar abreiste und sich in den Wagen setzte, stand der Kammerdiener von der Fürstin von Sondershausen ganz nahe dabei. Er hat sich sehr gefreut, Schillern, aber besonders den zärtlichen Abschied, den ihr von einander nahmt, zu sehen.

Den 9. Mai (1803).

Christel hat zu Berlin in der großen Welt gelebt und den ganzen Hof bei der Herzogin von Kurland [5] gesehen. Deren Bekanntschaft war ihr sehr nützlich für den Beutel, weil sie dadurch alle Comödien und Musiken frei hatte. Die Recken [6] hat sie wollen durchaus diesen Sommer bei sich behalten; sie hat mit ihr nach

[1] Die Braut von Messina.

[2] Sein Aequivalent kam erst im Oktober (I. S. 293).

[3] v. Wurmb, ihre Nichte, Hofdame der Fürstin, die sich 1802 in Schillers Hause aufgehalten hatte. Frau v. Wolzogen, Schillers Leben, S. 285 f.

[4] Reuß.

[5] Die mit der Körner'schen Familie sehr befreundet war.

[6] Deren Schwester.

Töpliß, Dresden und Mecklenburg gehen wollen, aber erst im December wollte sie sie wieder nach Weimar bringen; das konnte sie doch der Fürstin wegen nicht annehmen. Hast du wieder Nachricht von Zelter? Seine Frau war sehr krank. Letztere hat die Christel mit der Mara [1] singen hören, ganz unvergleichlich. Auch dem Zelter sein ältestes Mädchen, glaubt man, werde blind. Es thut mir leid, ich bin ihm so gut.

Schillers Festin [2] hat mich amüsiert, er hat doch wohl auch gefrorenen Punsch getrunken. Der Fürst hier hat uns welchen machen lassen und sagt; er wäre aus Erfurt.

Den 26. Mai 1803.

Ich habe gestern den Brief von Lavater an Stolberg gelesen, den ihr zu Dresden gelesen habt. Er ist doch ganz prächtig, und ich habe mich recht des guten, lieben Lavaters dabei erinnert.

Den 28. Juni 1803.

Alles ist wohl und glücklich gottlob angekommen, und wir weben und leben in Italien. Sie haben entsetzliche fatiguen ausgestanden, aber viel gesehen und der Fürstin Köpfchen recht voll gepfropft. Gegen die C. sind sie sehr dankbar und von den Kindern sagen sie viel schönes. Zu Ancona sind sie zu Schiffe gegangen bis Venedig, wo sie fünf Tage waren, und wo die Fürstin besonders an Schillern dachte. [3] Fernow hat sie zu Rom herum geführt, oft waren sie zum Thee bei der C. von 8 Uhr bis 1 oder 2 Uhr früh.

Ist denn Schiller noch nach Lauchstädt?

Den 13. Juli (1803).

Beste Lollo, hoffentlich ist unser Schiller glücklich wieder von Lauchstädt angekommen und Lollo wird mir erzählen, was dort vorgefallen.

Wie wird es denn mit Lollo ihrer Reise nach Aschaffenburg?

[1] Zelter an Goethe, Nr. 22.
[2] Das die preußischen Officiere in Erfurt gaben. An K. IV, 326.
[3] Wegen des Geistersehers.

Den 24. August (1803).

Am besten habe ich mich in der Comödie befunden, nämlich einmal bei der Johanna, und zweitens bei der Braut von Messina, die mir auch außerordentlich auf dem Theater gefallen. Die Chöre haben auch der Fürstin viel Freude gemacht, sie nehmen sich sehr gut aus, und Manches haben die Schauspieler prächtig gesagt. Christel hat sich bald todt über die gräfliche Familie von Wartensleben geärgert, die es nicht haben schön finden wollen, ohnerachtet das ganz natürlich ist. Die Vizthum[1] hat erzählt, daß, wenn Schiller so was arbeitete, ließe er die Stube mit schwarzen Vorhängen behängen.

Mittwoch früh (September 1803).

Der schöne Ring[2] hat mich recht gefreut, und ich wünsche, daß der Schmuckkasten von unserm lieben Schiller so fort möge gespickt werden. Die Schwedische Majestät ist gescheiter als die P., die nie was auftischt.

Egloffstein[3] war nur einen Mittag hier, aber er hat mir Wunderdinge von Rußland erzählt, die mich recht gefreut haben, weil, wenn diese Sache gut abläuft, ich hoffen kann, Wolzogen bleiben zu Weimar, und da hoffe ich immer, Schiller auch; es ist mir so tröstend, euch an einem Ort und in einer Nähe zu wissen.

Egloffstein sprach auch sehr zärtlich vom Alten und sagte mir, daß ihm Voigt (dem er sonst nicht traue) die Briefe vom Kaiser und Kaiserin gewiesen, was sie alles vom Wolzogen geschrieben. Es ist sonderbar, daß der Alte (unter uns) immer mehr Verstand in Rußland hat, als an andern Orten.

Den 28. December (1803).

Deine Betrübniß über Herdern theile ich redlich; lange hat mir kein Tod so weh gethan als der seinige; er bürgt mir aber

[1] Geborne v. Wartensleben.

[2] Sch. an Körner III. S. 337.

[3] Major und Hofmarschall in W.

auch recht für eine Zukunft. Solch ein Mann kann nicht bloß für so kurze Zeit geschaffen sein.

Die Staël amüsiert mich sehr, schreib mir doch, wie es mit Goethe[1] abgelaufen.

Mittwoch, Anfangs Januar 1804.

Die Fürstin ist sehr vergnügt über ihre Schwester.[2] Von Mecklenburg hat die Herzogin geschrieben, daß der Prinz Heinrich von Preußen gesagt hätte: er wollte sich jetzt noch nicht verheirathen, aber wenn er heirathete, so würde er Niemanden anders wählen als die Prinzeß von Weimar; sie sei gar nicht schön, hätte aber so was geistreiches in ihrem Gesicht und Talente, daß er keine andere gesehen, die ihm so gefallen. Wenn du denkst, daß es Spaß macht, so sage es der Herzogin und der Knebeln, letztere freut es gewiß.

Den 22. Februar (1804).

Die Stock hat mir der Frau ihr Bild[3] geschickt, es macht mir viel Freude und ist das beste, was je von der Frau gemacht worden ist.

Nach Berlin. Rudolstadt, den 10. Mai 1804.

Es muß unter den Linden recht schön sein. Dieser Platz ist mir auch merkwürdig, weil, wenn dein seliger Vater preußische Dienste angenommen,[4] wir dort gewohnt hätten.

Schwarzburg, den 4. Juli (1804).

Die Prinzeß Marianne hat ihrer Schwester geschrieben, daß ihr dein Besuch viel Freude gemacht. Sie hätte dich gern noch

[1] Der sich Anfangs sträubte, nach W. zurückzukehren. An Goethe, Nr. 927 bis 929. Henriette an Knebel, Nr. 188. Unten Goethe's Brief.

[2] Prinzessin Marianne, am 12. Januar 1804 an den Prinzen Wilhelm von Preußen vermählt. Von ihrem Aufenthalt in Weimar Henriette an Knebel, Nr. 189.

[3] Ein Pastellbild, auf den Sohn Karls von Schiller übergegangen.

[4] Schillers Leben S. 107. Noch ist eine eigenhändige Beschreibung der Reise, welche Hr. v. Lengefeld nach Leipzig machte, und seiner Unterredung mit Friedrich dem Großen vorhanden.

einmal gesehen, die Königin hätte ihr aber gesagt, daß du an diesem Tage zu ihr kommen würdest.

Mittwoch früh (26. September 1804) [1]

Gestern früh waren wir zu Kochberg. Ich habe mich herzlich gefreut, besonders die liebe Steinen zu sehen, aber auch das Prinzeßchen und die Knebeln. Das Prinzeßchen hat unserer Fürstin gesagt, daß sie mit ihr Gevatter sei; es wäre doch besser, Schiller schriebe ihr[2] noch, doch muß es ihm gemüthlich dazu sein, sonst soll er es ja nicht thun. Starke war auch hier und hat mich über Schillers Gesundheit beruhigt.

Mittwoch (1804.)

Napoleon soll den Schatz so lieb haben, der Arme hat sich müssen des Abends in Mainz einschleichen, weil das Volk so eine Freude über ihn hatte, daß es seinen Wagen selbst ziehen wollte. Ich hoffe, für seine Glücksumstände soll die Freundschaft doch gut sein.

Den 2. Januar (1805).

Ich hoffe, die Schlittenfahrt ist gut abgelaufen; es war aber entsetzlich kalt hier. Die Großfürstin war wohl auch dabei.

Den 4. September (1805).

Prinzeß Marianne hat geschrieben sie hätte mit der Königin wegen der Stiftsstellen für deine Kinder gesprochen. Die Königin hat gesagt: für sich könnte sie es nicht thun, du solltest an den König schreiben, und sie wollte den Brief dem König geben.

Den 30. Oktober (1805).

Der guten Großfürstin wird das Herz auch weh thun, ihren Bruder in Berlin zu wissen und nicht sehen zu können.

Die arme Ulrike, sie verliert gewiß ihren Eichelberg bald. Schreib

[1] S. Henriette an Knebel, Nr. 206.

[2] Der Fürstin. Auch an die Prinzessin schrieb er erst am 20. August, dreizehn Tage nach der Taufe.

mir doch, was Stärke von ihm sagt. Ich kann begreifen, wie dich ihr Anblick muß angegriffen haben, arme gute Lollo!

Rudolfs[1] Briefe haben mir viel Thränen gekostet: er muß einen sehr großen Unterschied finden bei seiner jetzigen Lage. Das ist ganz begreiflich, ich hoffe, Gott sorgt für ihn.

Den 20. November (1805).

Das, was du mir vom Kaiser[2] schreibst, war mir angenehm, ich kann nicht genug von ihm hören. Der Marquis Posa hat mich gefreut, auch meine gute Fürstin. Gott gebe nur immer gute Nachrichten vom Kaiser. Daß der Erbprinz von Homburg gefangen und blessiert ist in die Schulter, wissen wir gewiß, aber die liebe Fürstin ist auch sehr in Angst ihrer anderen Brüder wegen, die freilich in steter Gefahr sind. Morgen bekommen wir Preußen hierher, ich glaube aber nur den General; vermuthlich ist es in Weimar auch so. Wir haben hier die Nachricht, daß die Franzosen geschlagen sind; hast du es auch gehört?

Auf den Freitag[3] werde ich oft an meine gute Lollo denken, und Gott um Ruhe und Segen bitten. Ach Liebe, so traurig auch jetzt dieser Tag für dich ist, so schöne Folgen hat er doch gehabt. Einen guten Theil deines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Theil seines Lebens ihm verschönert und durch deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fort zu leben — o gewiß, beste Lollo, das ist noch immer ein schönes beneidungswerthes Loos. — Auch mein Alter erheiterst du noch durch das Bewußtsein deiner treuen Liebe, und durch dein Benehmen in deinem gerechten Schmerz. — Gott segne dich dafür, mein theures Kind.

[1] Schillers Bedienter.
[2] Alexander, der vom 6.—10. November in W. war.
[3] Den Geburtstag.

Mittwoch (Winter 1805).

Daß das Verhältniß mit Goethe[1] wieder angeknüpft ist, freut mich. Seine Unterhaltung muß einem immer doch viel werth sein.

Den 26. Februar (1806).

Das Bild von der Erbprinzeß habe ich der Fürstin vorgelesen, es ist recht artig. Dabei hat mir die Fürstin erzählt, daß ihr ihre Schwester von Berlin geschrieben, sie habe sich einmal mit der Erbprinzeß gestritten, da die Erbprinzeß behauptet: es könnte sie Niemand lieb haben, und sie wäre gar nicht anders zu überzeugen gewesen.

Daß die gute Steinen in deiner Gesellschaft sich glücklich und erheitert fühlt, freut mich mit dir. Glaube mir aber, Beste, daß du dieses Gefühl über Viele, die deines Umgangs genießen, gewiß verbreitest. Nur allein die stille ruhige Art, womit du deinen Schmerz trägst, kettet die besten Menschen an dich.

Mittwoch, 1806.

Der mir überschickte Brief[2] folgt mit vielem Dank zurück. Ach! er hat meinem Herzen unaussprechlich wohl und weh gethan. Gute Lollo! bei allen deinen tiefen Leiden müssen doch solche Rückerinnerungen wohlthätig sein. Der gute Graß, er nimmt unsern Schiller ganz so, wie man ihn nehmen soll. Die Treue und die Feinheit seines Wesens, verbunden mit dem größten Genie, ach! das zeichnet Schillern und wird ihn ewig vor allen andern großen Männern auszeichnen.

Den 30. November (1806 oder 7).

Mit Goethe war es gar nicht anders zu machen; ich sehe auch nichts Unrechtes darinnen, da sie einmal seine Frau ist. Ich hoffe,

[1] Der seine physikalischen Unterhaltungen begonnen hatte.
[2] Des Malers Graß aus Rom, der Schiller in Jena 1791 nahe getreten war.

ihr sollt artige und unterhaltende Tage bei ihm haben, und das ist doch das Angenehmste von der Welt.[1]

Prinz Louis[2] hat erzählt, daß sie gern des Abends mit der Prinzeß hätten essen wollen, man hätte es ihnen aber abgeschlagen, er hätte nicht vier Worte mit ihr sprechen können. Sage aber nichts davon, daß es keinen Klatsch gibt.

Mittwoch (Ende Oktober 1808).

Die Polier und ihre Niece[3] sind aux anges über Weimar. Die Alte liegt aber noch immer zu Bette, sie freut sich sehr, Goethen eine große Auszeichnung von einem großen Herrn[4] vorhergesagt zu haben.

Den 28. December (1808).

Ist es denn wahr, daß Goethe wirklich vom Theater abgegangen ist? Es wäre entsetzlich.[5]

Den 28. Juni (1809).

Einige Tage waren wir hier unruhig, aber jetzt ist Alles wieder ganz ruhig.[6] Die Wurmen[7] hat eine eigene Geschichte mit der

[1] Es scheinen entweder die Besuche Goethe's mit seiner nunmehrigen Frau und der Gegenbesuch oder die musikalischen Aufführungen, die seit 1807 in Goethe's Hause zum Frühstück stattfanden. Werke 32, S. 28. An Frau v. Stein III, S. 380. Goethe war übrigens damals in Jena.

[2] Von Homburg.

[3] Eine Französin, Mlle. de Polier aus Lausanne, war als Titularstiftsdame vom heiligen Grabe 1805 von der Prinzessin von Hessen-Philippsthal in Rudolstadt bei den Fräulein v. Holleben eingemiethet worden. Sie lebte dort mit ihrer Nichte, Mlle. de la Chenaye, bis gegen 1820. Sie war Schriftstellerin und gab 1809 aus den Papieren ihres Verwandten, Antoine Polier, der General beim Großmogul gewesen war, ein Werk, mythologie des Hindous, Rudolstadt 1809, heraus, worüber sich Voß in seiner Antisymbolik lustig macht. Sie starb um das Jahr 1820.

[4] Goethe bekam am 14. Oktober das Kreuz der Ehrenlegion.

[5] Wegen Streitigkeiten mit der Jagemann, die indessen nicht zu Goethe's Abgang führten. Henriette an Knebel, Nr. 383. Goethe Werke 28, S. 258.

[6] Wegen der Oesterreicher, die in Sachsen eingedrungen waren.

[7] Hofmarschallin in R.

Frau Geheimenräthin Goethe gehabt, die grob wie ein Bauer mit ihr war.

Man wies ihnen eine Loge an, wo nur schon für vier Menschen drei Stühle waren, die Fremdenloge. Nun kommt die Goethen und sagt, der eine Stuhl wäre ihrer, sie müßte aufstehen, sie wäre die Frau vom Direktor — kurz und gut, die W. muß fort. Ein Fremder, der hinter ihr stand, hat so über die Grobheit räsonniert! Das Alles hat sie einstecken müssen, es hat aber auch nicht viel gefehlt, daß sie die W. zum Theater hinausgeschmissen hätte. Es bringt dem Direktor keine Ehre, so eine grobe Käthe zur Frau zu haben.

Mittwoch (1803).

Es ist mir auch lieb, daß dir mein guter Lavater etwas gegeben hat, das du brauchen konntest. Nie suche ich in seinen Büchern, ohne etwas zu finden, das mir wohl thut, und dann bin ich ihm immer noch dankbar dafür.

Den 26. December (1810).

Danke Goethen schönstens für seine Artigkeit;[1] es hat mir Freude gemacht, und ich will auch darüber den Abend bei der Steinen vergessen.

Mittwoch (1811).

Voßens[2] haben sich gefreut euch zu sehen; der Alte zankt auf die Frau, was sie nur immer in Aschaffenburg bei ihrem Großherzog stecken wollte, und Goethe wäre auch steif gewesen. Das schreiben sie Voigts zu.

Mittwoch (Herbst 1811).

Herr Abeken hat so schön neulich in der Schule gesprochen, daß er alle Herzen erobert. Die alte Rödern ist ganz verliebt in ihn, und was die Cousine dabei macht, kannst du denken.

[1] Es ist im Brief von Brizzi die Rede, der am 24. November in W. auftrat.
[2] Zu Besuch in Rudolstadt.

Heinrich Voß hat hier Alles zum Freunde erhalten, und die Fürstin sieht immer dem Abraham sein frommes Gesicht gern, wenn er bei etwas Ernsthaftem ist.

Carlsbad, den 14. Juli (1812).

Stolbergen habe ich kennen lernen, doch die Fürstin mehr als ich, da sie weite Promenaden mit ihm gemacht hat. Er hat ein sehr interessantes Gesicht, und man muß gleich gut und offen mit ihm sein. Ich habe ihm gesagt, daß Lollo sich einmal bei ihm für seine Verse hätte bedanken wollen, als ein junges Mädchen. Das hat ihm sehr wohl gefallen, und er läßt sich dir vielmal empfehlen. Goethe ist in Töplitz,[1] kommt aber in einigen Tagen wieder, dann soll er eure Briefe erhalten. Meyer sagt, er hätte sich mit Stolberg recht gut vertragen und ihn öfters gesehen. Mit der Reck sind wir auch bekannt, die Fürstin führt sie früh immer am Brunnen herum. Sie klagt sehr, daß sie gar nichts hat und überhaupt über so Manches, was Niemanden gefällt.

Tiedgen sind wir recht gut. Die Herzogin von Curland ist angekommen; es ist sonderbar, sie neben ihrer Schwester zu sehen.

Den 4. Februar (1814).

Der Schatz hat mir Freudenthränen abgelockt, und mein herzlicher Dank gegen Gott war gewiß lebhaft und innig.

Mittwoch (1813?).

Beste Lollo, dein Emmi[2] hat mir viel Freude gemacht und Allen gefallen. Er war nach Tische bei der Fürstin, da er gar nichts mit hatte zum Anziehen. Da habe ich nur so gegenübergestanden, um mich der Aehnlichkeit mit seinem Vater zu freuen, die bis zum Erstaunen geht. Der Fürstin geht es eben so, nur sagt sie, Emmi sei hübscher.

[1] Er war am 13. dahin gereist und kam den 14. August zurück.

[2] Ernst.

Den 12. Juli (1815).

Humboldt war den Sonntag hier und gegen uns noch immer der gute Freund, wie wir ihn kennen. Heilig hat er mir versprochen, alles Mögliche in der Welt für euch zu thun.

Mittwoch. (Oktober oder November 1815).

Goethens Visiten haben mich gefreut; wenn nur Carolinchen August recht gefällt. Ich wüßte mir gar nichts hübscher als diese Partie, und das Verhältniß mit dem Vater wäre auch so interessant und gut.

Den 8. November (1815).

Was du mir von Caroline sagst, freut mich, und ich bin in voller Erwartung wegen Goethen.

Mittwoch (Sommer 1817).

Die Aussichten für unsern lieben Ernst sind mir sehr erfreulich.

Denk nur: als ich neulich in die Stadt gehen will, steht mir Goethe im Wege auf der Schütte.[1] Er war recht freundlich und sagte, er könne mir eigentlich nicht sagen, wo er her komme noch wo er hingehe, er würde dich aber bald sehen und dir es sagen, daß du mir es schreiben solltest. Es freute mich ihn zu sehen, er sah so gut und ordentlich hübsch aus. Ich vermuthe, er hat die großen Köpfe bei uns gesehen,[2] da er mit dem Baumeister[3] war; dieser sagte, er sei vor meiner Stube gewesen. Es kann sein, ich war eben bei der jungen Fürstin zum Thee.

Mittwoch (Carneval 1818).

Beulwitz hat mir die Inlage für dich gegeben, ich dächte, sein Brief an den Kronprinzen[4] wäre recht gut. Mir ist es manchmal,

[1] Der Platz vor dem Eingang des Schlosses zu Rudolstadt.

[2] So war es. Goethe's Werke 28, S. 330. Die Abgüsse der Dioskuren hatte Fürstin Caroline von ihrer italienischen Reise 1803 mitgebracht.

[3] Coudray.

[4] Von Bayern, bei dem sich L. für Ernst, dessen Anstellung in Weimar Schwierigkeiten fand, um eine Stelle bewerben wollte.

als wenn etwas daraus werden könnte. Gott wird es nach seiner Weisheit machen und uns nicht verlassen. Ernst soll ja nur jetzt stille sein und nach Weimar zurückkehren, seine Ausarbeitung fertig machen und nichts sich merken lassen. Bei den vielen Freuden[1] darf er ja nicht fehlen.

Sonderbar ist es, daß Alles verklatscht wird, Poseck hat der Fürstin versichert, man sage, er wolle gar nicht in Dienste, sondern heirathen. Dem König von Preußen seine Geschichte ist doch wohl nicht andem.

Prinzeß Charlotte hat sehr hübsch aus Rußland geschrieben, daß sie glücklich sei durch ihren Nicolaus.[2] Der Kaiser und besonders die Kaiserin Mutter wären sehr liebevoll gegen sie; ja wenn sie nur ihrer Familie nicht so fern wäre, so wäre doch immer ein Bogen aus ihrem Leben heraus gerissen, da ihr diese fehlten. Der Tag von ihrem Beitritt zur griechischen Kirche sei ihr schrecklich gewesen, keinen einzigen Preußen um sich herum, sie hätte nichts thun können als zu Gott beten, der ihr auch beigestanden hätte.

Mittwoch (Frühjahr 1819).

Beste Lollo, herzlich glückwünsche ich, daß unseres guten lieben Ernst's Anstellung[3] vor sich gegangen und daß ihn Jedermann will; Gott wird ferner helfen!

Heinrich Voß war recht gut und beklagt sehr, die Herrn nicht gesehen zu haben. Meine Fürstin hat ihn sehr gern, und gab ihm zu Ehren einen Thee mit Musik. Es wäre aber bald dumm abgelaufen, da er sich beim Assistenzrath betrunken hatte, doch ging es noch gut ab.

Mittwoch (März 1820).

Herzlich habe ich mich der guten Nachrichten von unserm Ernst erfreut. Gott wird weiter helfen. Mit Fischenichen ist es mir

[1] Die Maskenfeste des Carnevals.

[2] Welcher eine Rudolstädter Prinzessin geheirathet hätte, wenn sie ihre Religion hätte wechseln dürfen. S. unten die Briefe der Fürstin.

[3] In Köln.

sehr lieb, daß er in die Nähe von Ernst kömmt. Ich wollte, es könnte sich auch was mit dem Kinde[1] machen, wie alt ist er denn?

Beilage 1.

Lavaters Briefe an Frau von Lengefeld.

Frau von Lengefeld hatte, mit ihren Töchtern von Goethe empfohlen, Lavater am 14. Mai 1783 in Zürich kennen gelernt. Sie theilten die allgemeine Begeisterung (Bd. I, S. 44). Zum Abschiede schrieb er folgende Stammbuchblätter mit einem in Kupfer gestochenen Rande umgeben:

1) Sie, Liebe, sind die ersten Reisenden dieses Jahres, fast immer bringt mir der Maimond die Erstlinge und Letztlinge des Jahres, mit denen menschlich-christlich-freundschaftlich zusammen kommen konnte

Zürich, den 16. Mai 1783.

J. C. Lavater.

2) Erste Tafel
des Gesetzes Christus.
Bitte: Dir wird gegeben werden!
Zweite Tafel:
Gieb dem, der dich bittet!

Keines ohne das andere. Beides zusammen ist die höchste Religion, die göttlichste Tugend — oder, welches Eins ist, die erhabenste Seligkeit.

Zürich, den 16. Mai 1783.

J. C. Lavater.

Rückseite:

Der || glücklichen Mutter || zwoer || herzguter, innigedler || Töchter.

3) Wer da hat, dem wird gegeben werden.

(Dieselbe Unterschrift und Datum.)

[1] Caroline. In einem andern Briefe heißt es: „Er ist mir gar nicht zu alt, da ich aus meiner Erfahrung weiß, wie glücklich man mit einem ältern Manne seyn kann.“

Nach Vevey sandte er folgende Briefe:

1) Liebe Seele Lengefeld und Compagnie!

Endlich besserts mit meiner lieben Frau — doch ist's erst heute, der 20. Mai, wo es merklich besser ist. Bis auf diesen Tag hatte sie noch harte, heiße Stunden.

Und Sie, Liebe, sind glücklich nach Vevai gekommen? Haben dann und wann an mich gedacht, und die gute Caroline hat etwa zu der guten Charlotte gesagt: „Wahrlich kein so finsterer Kopf, als man ihn hier und dort beschrieb." — „Nicht wahr — Mama, wenn wir noch leben, wir gehen über Zürich zurück?"

Nun! ich laß alles seinen Gang gehen; weiß, daß alles recht geht, was man gehen läßt — und hoffe, als ein enfant gâté de la providence, gut. Indeß gute Nacht! Es ist 10 Uhr.

Den 20. Mai 1783.

Lavater.

Hier das Kind, bei dessen Geburt Sie waren, aus der Taufe gehoben. Adieu! — gutes Völklein!

Im Sommer 1783 machte L. eine Reise nach Karlsruhe, um den Markgrafen von Baden wegen des Verlustes seiner Gemahlin zu trösten. Von dort ging er nach Stuttgart (s. Wolzogens Brief vom 9. Juli) und schrieb auf der Rückreise mit Bleistift folgendes Zettelchen:

2) Eßlingen, 9. Juli 1783, in einer Wiese. Da ich eben von Ihnen durch Winkelmann höre — denken Sie nicht, daß ich Ihrer vergessen habe, Ihrer vergessen könne! Vier Wochen bin ich auf Reisen, so gesund, so vergnügt, wie möglich. — Geben Sie mir dann und wann ein Zeichen Ihres Lebens und Ihrer Freundschaft.

L.

3) Sie sind weg, liebe Lengefeld, die edlen fürstlichen Seelen. Letzten Montag begleitete ich sie noch bis Schaffhausen. Dort floß noch unsere Abschiedsthräne zusammen, nachdem wir dem Rheinfall den Zoll des Anstaunens gebracht hatten. Zwei Monate war Louise

einige Wochen krank bei uns. Ich hoffe Ihr Aufenthalt bei uns war allen dreien, und noch manchen um uns her gesegnet.

Meine liebe Frau ist so wohl als sie je war. Auch ich bin gesund und die Meinigen alle. Von unserm Sohn in Offenbach [Heinrich, bei Pfarrer Stolz in Pension] habe ich immer erwünschte Nachricht. Grüßen Sie mir die unbekannte Freundin, die sich bei meinem Pilatus wohl befindet. Gerade mit der Feder, mit welcher ich jetzt schreibe, schrieb ich heute am Anfang des dritten Bandes. Ich habe immer von diesem Buche gesagt: „Wem es gefallen wird, dem wird es sehr gefallen — und dem, dem es mißfällt, äußerst mißfallen“ [z. B. Goethe]. Grüßen Sie alles in meinem Namen, was Sie umgibt — Ihre beiden nächsten Liebenswürdigkeiten. — Sodann die Trevelin und die kleine Hoze.

Jetzt achte ich all mein Wesen, Thun und Lassen, soviel Gutgemeintes und sowenig Bösegemeintes mit unterlaufen mag, für armseliges kindisches Spiel, bis ich weiter gekommen bin, und am Ziele stehe, nach welchem oft meine ganze Seele, aber nie anhaltend genug hinschmachtet. Die Gnade des Herrn sei mit uns.

Zürich, den 6. November 1783,
Donnerstag Abends 7 Uhr.

Johann Caspar Lavater.

Im Mai 1784 suchten die Reisenden Lavater in Zürich, wo sie im Schwert logierten, wieder auf, wurden aber von Pfenniger nach Richtersweil gewiesen und erhielten dort zum Abschiede ein Gedicht, das am Himmelfahrtstage (20. Mai) verfertigt war und beginnt: „An Ihn. Hat in längst entflohnen Tagen,“ nebst folgenden geränderten Blättern:

4) An die lieben Lengefelds.

Gottes guter Geist sei mit euch, ihr Lieben, Guten, Sanften, Edeln, wachset täglich in der Gnade und in der Erkenntniß Dessen, den wir noch nicht kennen. Sucht Ihn immer kindlicher, einfacher, bedürfender, demüthiger, muthiger, froher! Es ist doch alles ohne Ihn erbärmliche Eitelkeit. Auch das Schönste, die Freundschaft,

was ist sie ohne Ihn, den Ewigen, Allureinigen, alles ewig Zusammengehörenden.

Richtersweil, den 21. Mai 1784, Freitag Morgens 5 Uhr.

5) Hier, Liebe, was ich und wie ich's geben kann, Ihr müßt's in's Reine schreiben lassen von einem Verständigen. Dann werft die Brouillon weg. Ich hoff' es macht euch eine gute Stunde und diese gute Stunde kann Mutter vieler guter Tage werden. Amen.

Richtersweil, den 21. Mai 1784, Nachts.

Im folgenden Jahre schrieb er:

6) An die Frau von Lengefeld in Rudolstadt.

(Wenn Herr Th. noch Briefcopien von mir hat, und senden kann, so sendet er sie nach Rudolstadt.)

Liebe Lengefeld!

Zwei Worte. Ich bin gesund, gesünder als lange nie. Meine Frau ist es auch, wie sie es sein kann, meine Kinder deßgleichen. Oft, oft dacht' ich an Sie — besonders am Auffahrtstage. Gott! wie kurz sind die reinsten Freuden des gegenwärtigen Lebens! wir müssen wir nur durch Hoffnung selig sein!

Dank für das Empfangene! Thurneisen wird Ihnen die Briefe senden, aber ich bettle noch Eins. Ich nahm einer Wittwe ein originalähnliches Gemälde Raphaels ab, das ich nicht zu bezahlen vermag. Ich möchte es mir von allen meinen nähern Freunden geschenkt wissen. Senden Sie gelegentlich einen Thaler an Thurneisen, daß Ihr Name auch hinten angeschrieben werde. — Ich bitte nicht um Vergebung.

Pfenniger kömmt eben von Baden mit seiner Familie zurück — Doktor Hoze, der tödtlich krank war, jetzt völlig gesund ist, hat jetzt das Vergnügen, seine Familie bei sich zu haben, und seine jüngere Tochter behalten zu können.

Gerade jetzt arbeit' ich mit heißschwerem Herzen am biblischen Religionsunterricht für Jünglinge — und bin eben in dem Heiligthum der evangelischen Lehre — daß Gott mir vollenden helfe,

was er mich anfangen ließ. [Wahrscheinlich dem 1786 erschienenen Nathanael].

Die herzlichsten Grüße an Ihre herzigen Kinder! Die Gnade des Herrn sei mit uns.

Zürich, den 29. Juni 1785. Lavater.

Wilhelm v. Humboldt[1] gab er 1789 folgendes Stammbuchblatt mit:

7) Liebe Beulwitz-Lengefeld! Ein Zeilchen durch den lieben geistreichen Humboldt mit der Beilage[2] für Mama, statt und zum Theil neben der Correspondenz wird liebreich aufgenommen. Ich bin immer derselbe, schreibend und schweigend und vergesse Unvergeßliche nie. Herzliche Grüße an alles was Beulwitz und Lengefeld heißt.

Zürich, den 16. Oktober 1789.

Lavater.

8) Herzliche Grüße von dem immergleichen Lavater, der wünscht, daß Sie sagen möchten, was Sie für sich in der Folge dieser Handbibliothek wünschen.

Sollten Sie noch einen recht bemittelten Freund wissen, der gern subscribirte, so stehen noch einige Subscriptionen offen. V. und VI. für 1790 kömmt bald nach. 1791 geht regulärer.

Zürich, den 3. Februar 1791.

Lavater.

9) Leben Sie noch? Lieben Sie noch

Richtersweil, den 19. August 1791.

Lavater.

[1] Lotte schreibt an Schiller, S. 461, daß H. Lavater „recht richtig beurtheilt hat." Sein Urtheil, wie er es an Forster am 28. Oktober 1789 schreibt, weicht von der Bewunderung der guten chère mère bedeutend ab. Es ist lustig, daß Humboldt gerade das oben gedruckte Zettelchen beschreibt. „An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand."

[2] Ein gedrucktes Gedicht: Bei dem Sarge der besten Mutter und Großmutter, Frau Anna Schurz, geborene Hirzel, Dienstags, den 6. Oktober 1789.

Beilage 2.

Fürstin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt.

Die Prinzessinnen des Schwarzburg-Rudolstädtischen Fürstenhauses sowie die Prinzen standen mit der chère mère und mit Charlotten in lebhaftem Briefwechsel und freundlichem Verkehr. Auch die Gemahlin des Erbprinzen, nachmalige Fürstin Caroline, eine geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, die hochbegabte Schwester der Prinzessin Marianne von Preußen und der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, war mit Charlotten, ihrer Schwester und Frau v. Humboldt innig befreundet. Die hier abgedruckten Briefe stellen ihren Charakter und ihren Geist in ein helles Licht.

Rudolstadt, den 20. Oktober 1817.

Ich habe Ihnen, liebe Frau v. Schiller, nicht früher antworten wollen, um den Aufsatz von Goethe und überhaupt das ganze Heft über Morphologie durchgelesen zu haben, weil ich hoffte, vielleicht noch mehr über Hrn. v. Schiller zu finden. — Sehen Sie nun, daß ich doch nicht ganz unrecht hatte, wenn es mir bei Goethe so vorkam, als ob er Schiller nicht so liebte, wie mein Herz es verlangte, wenn mich Goethe nicht zurückstoßen sollte. Doch seinen Werth hat er am Ende erkennen lernen, und nun kömmt mir Goethe auch anders vor. Was er über ihn sagt, freute mich sehr, denn er hat ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und mehr noch als dieses, denn er gesteht es ja, daß er ihn liebt.

Was er über Italien sagt und welche Gedanken dadurch in ihm erwachten, interessierte mich sehr, weil ich sie mit den meinigen verglich, als ich aus diesem herrlichen Lande zurückkam. Recht sonderbar ist es, daß auch mir die Natur viel näher rückte, aber auf eine ganz andere Weise. Goethe untersuchte sie wissenschaftlich, ich betrachtete sie in moralischer Hinsicht und wollte sie in dieser Hinsicht enträthseln lernen. Besonders darum war mir St. Pierre's Harmonie de la nature so unendlich viel werth.

Wie schade, daß Sie meinen Bruder nicht über Griechenland, die Türkei und Asien haben erzählen hören; nun kann ich weitere

Vergleichungen anstellen, da denn doch eigentlich das Vergleichen meine Passion ist.

Vielleicht muß ich bald nach Homburg, es mag kommen wie es will. Vergessen Sie nur nicht Ihre treue Caroline.

Rudolstadt, den 4. Mai 1818.

Sie wissen, daß wir die Bekanntschaft des Großfürsten [1] gemacht haben. Wenn ich ihn betrachtete und anhörte, mußte ich mir immer die Großfürstin Maria dabei denken und mir sagen, wie sehr muß sie diesen Bruder lieben — aber sie hat auch Recht, wenn sie ihn recht von Herzen liebt. Es ist ein recht liebenswürdiger und wohlgezogener junger Herr, wie mir wenige vorgekommen sind. Nun er ist des Kaisers Bruder — und einen solchen Kaiser möge Gott lang erhalten, denn solche sind selten und ein wahrer Segen für die Welt. Wenn ich Sie wieder sehe, wollen wir viel von Ernst sprechen, es läßt sich vieles von ihm sagen. Leben Sie recht wohl!. Gott gebe uns bald ein frohes Wiedersehen.

Roudolstadt, le 13. Mai 1818.

Ce n'est pas, Madame, sans la plus vive émotion que j'ai parcouru le contenu de votre dernière lettre.

L'honneur de l'alliance pour notre maison, le bonheur d'une union avec un prince aussi fait pour plaire et être aimé, enfin tous les avantages d'un pareil évènement s'offrent à moi le plus distinctement possible.

Mais d'un autre côté cette abjuration de la foi dans laquelle on est né. Car on a beau dire que ce n'est point une abjuration, la confirmation n'ayant point eu lieu; une jeune fille de quatorze ans a eu le temps de s'instruire dans la foi de ses pères — ce n'est plus à cet âge qu'on change de manière de penser sur un point qu'on a regardé comme le plus essentiel. Nous respectons toutes les confessions et

[1] Nikolaus.

surément nous serions restés grecs si nous étions nés pour le devenir, mais cet enfant étant née pour embrasser le protestantisme ce serait lui apprendre à se jouer de tout ce qu'il y a de plus saint au monde si on voulait l'engager à changer de foi pour une raison mondaine.

Voilà bien surément, Madame, ce que ma soeur et son mari penseraient là-dessus si on leur en demandait leur avis.

Vous le savez tout aussi bien que moi que la première règle du christianisme est „ne faites pas aux autres ce que vous ne voudriez pas qu'on vous fît à vous-même.“ Croyez vous, Madame, que l'empereur aurait permis à une de ses soeurs d'embrasser le protestantisme par vues humaines?

Non sans doute. Combien celà est loin de lui ressembler.

L'empereur qui fait la loi, l'empereur qui a créé la sainte alliance, cet empereur si digne de sa grande puissance n'en disposera-t-il-pas pour faire cesser cette loi ancienne et antichrétienne qui fait changer ainsi de religion à toutes les princesses appelées en Russie.

Il serait bien digne de lui de donner le grand exemple, que c'est bien par toutes les actions de son règne qu'il ouvre le chemin aux maximes chrétiennes, comme il le fait dans la politique, afin qu'elles servent de base en tout.

Veuillez, madame, faire mes complimens au comte Edling et lui montrer ces lignes en réponse à se dont il vous a chargé pour moi. Dites lui que j'espérais bien que celà ne l'empêcherait pas de suivre son plan de cet été où il nous fait espérer de venir nous voir.

Faites en de même, madame, et croyez que ce sera avec un grand plaisir que vous reverra

Caroline.

Le 18. Mai 1818.

Vous dites trois choses, madame, dans votre lettre à madame votre mère au sujet de la lettre que j'ai eu l'honneur

de vous adresser, qui me paraissent exiger quelques explications de ma part pour vous mettre entièrement au fait de notre manière de voir ici, afin que vous puissiez répondre distinctement à toutes les questions qu'on pourrait vous faire au sujet du projet en question.

I. Que ma lettre n'aiderait à rien. — Croyez vous, Madame, que nous voulions engager l'empereur à faire cesser l'usage qui fait changer de religion aux princesses qui entrent dans sa famille? Non sans doute, Madame, nous ne voulons point que Lilli change de religion, voilà tout, comme l'empereur ne veut point de belle soeur protestante. Ce que je dis sur cet usage c'est ma façon de penser et point du tout autre chose. Also bloß meine frommen Wünsche.

II. Qu'il n'y a que quelques cérémonies dans le rite grec qui diffèrent du notre. — Une cérémonie sans foi, est une momerie. Lilli ne doit point faire de momerie de ce qu'il y a de plus saint au monde. Comme elle est trop formée et instruite de sa religion pour adopter ces cérémonies avec foi, vous voyez donc, Madame, qu'il est impossible de penser à l'engager de changer de religion.

III. Que pour le bien qu'elle pourrait faire dans une place plus élevée, ce ne serait plus par raison mondaine qu'elle changerait de religion.

Der Zweck also könnte die Mittel heiligen?

Non, Madame, jamais, c'est justement ce principe-là qui a amené les révolutions, les meurtres, les trahisons et tous les maux de ce monde enfin. Dieu nous en garde à jamais. Si vous voulez y réfléchir un moment vous trouverez tout comme moi que c'est là la raison de tous les malheurs que nous avons vus.

Hombourg, le 23. Juillet 1818.

Combien, Madame, votre lettre par mon oncle Christian ma ôté un gros poid du coeur.

Je trouve d'après la réponse du comte Edling qu'il est impossible à un Russe de ne pas demander que sa femme soit de sa religion, mais comme il est tout à fait impossible aussi à un protestant de changer de religion pour une raison humaine ou pour mieux dire mondaine, tous les parens qui profiteraient de l'enfance de leur enfant pour l'y engager méritent d'avoir le malheur de voir leur enfant malheureux; und diese Strafe ist bis jetzt recht reichlich eingetroffen.

L'une a été obligée d'assassiner son mari pour se sauver elle-même. L'autre a vu assassiner le sien tout près d'elle. L'autre se vit abandonnée, une quatrième a été chassée et la cinquième dit ce que tous disent: in Rußland kann kein Deutscher gedeihen.

Mais au nom de Dieu que celà reste entre nous.

Gottlob, daß dieses Ungewitter für uns vorübergezogen ist.

Ici nous sommes très-heureux et contents de notre Anglaise, elle est excellente et si bonne qu'elle nous a bien touchées souvent.

Dites à madame de Wolzogen que Hombourg a déjà pris tout une autre figure, tant il y a que c'est pourtant une bien bonne chose que l'argent; und daß unser Alter recht zufrieden wäre. Jamais je n'ai vu de femme plus soumise et plus complaisante pour son mari qu'elle, und es ist wirklich bewunderungswürdig, wie diese zwei Menschen für einander geschaffen sind.

N'oubliez au moins pas, Madame, que vous voulez venir à Roudolstadt, je me réjouis infiniment de vous y voir et de vous raconter tout cé qui pourra vous intéresser au sujet de notre colonie anglaise ici.

Adieu, Madame; n'oubliez pas votre vieille amie

Caroline.

Combien je me suis réjouie de la naissance du petit Duc de Weimar, veuillez féliciter de ma part ma tante et la Grande Duchesse et mon cousin.

II.

Caroline von Wolzogen,

geborne von Lengefeld,

geboren den 3. Februar 1763, gestorben den 11. Januar 1847.

Donnerstags.

Liebe Seele! Sehr wohl thaten mir deine lieben Zeilen. Nein, Liebe, wir wollen uns nicht fern leben; — wenn mein Herz sich ganz und eins fühlen soll, möcht' es nur euch sein. Ich bin glücklich mit Carolinen; wir wirken nur wohlthätig aufeinander. Schön wird es sein, wenn wir in einem Kreis versammelt leben. Den G. S.[1] sahe ich alle Tage, aber ich konnte noch wenig mit ihm eigentlich sprechen. In der Assemblée war der Herzog von Gotha, den er entretenieren mußte. Dieser unterhielt mich sehr von dem bien aimé Epoux, dem er auch gleicht, im Aeußeren und am Verstand; — unleidlich ist er nicht ganz, aber prätentiös. Mit viel Liebe denkt der G. S. euer; das Bild wird sehr hübsch; ich glaube noch nicht fertig; er malt es sehr fleißig aus; — ich bin begierig noch mehr mit dem G. S. zu reden. — Er hat einen Discurs mit mir gehalten über die Prinzeß Louise[2] vor dem Herzog von Gotha, um diesem Lust zur Partie zu machen, der gar komisch war.

[1] Goldschatz, Dalberg. Ueber das Bild Sch. an Körner II. S. 184.
[2] Von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 1775.

Adieu, Liebste! Süß und wohl ruht mein Herz in dem Gedanken deines Glücks, und daß Sch. nicht einsam ist.

Ewig mit gleicher Liebe dein.

(Rudolstadt, den 19. Mai 1790).

Nur ein Wort, liebste Seelen, durch den Boten.[1] Ach eure Briefe[2] thaten mir gestern so wohl. Nach Pfingsten denke ich zu euch zu kommen. Ach, ihr Lieben, möchte mein ganzes Leben bald euer sein können! Mein Herz ist oft voll unaussprechlicher Sehnsucht, doch so, daß ich's noch trage, also seid nicht bang um mich. — Ja wohl möchten wir deinen Papa und Mama einmal sehen; es freut mich recht, daß sie besser ist. Von der Insel[3] aus haben wir ja gar nicht weit.

Von Paulus hörte ich nichts bei ihrer Durchreise. Mit Gleichen[4] habe ich letzt einen metaphysischen Discurs gehabt, daß uns Beiden die Köpfe wie vernagelt waren. Es kam über Kants Träume eines Geistersehers. Die Geläufigkeit seiner Zunge kannst du dir nicht denken, sobald es auf Zeit und Raum und Materie und Kraft kam; auch lasen wir nur zwei Seiten, so viel fand er zu disputiren.

Freitag frühe (Rudolstadt, December 1790).

Dank für den Brief. — Der S. ist gar lieb; man fühlt, wie tief ihm das Zusammensein mit Sch. geblieben ist. Ich bin einmal von guten Geistern umgeben und habe freundliche Ahnungen; ich meine, der △[5] werde so höflich sein, sich bald zu empfehlen. Es freut mich inzwischen sehr, daß es euch jetzt leidlich in Jena ist, und daß ihr einigen Umgang habt.

[1] Der Mittwochs ging.

[2] Schillers Brief, lit. Nachlaß der Frau v. Wolzogen (I. S. 381—87).

[3] Der glücklichen Insel, die bei Dalberg gehofft wurde.

[4] Ueber seine Studien vergl. Schs. Leben, S. 125. Sch. an K. III. S. 107.

[5] Der Kurfürst von Mainz.

O.[1] lebt ganz dem Bacchus, und ist so glücklich in dieser Stimmung, daß sein Leben ordentlich eine Satire gegen Minerva abgeben könnte. Ich sehe ihn fast gar nicht.

Die Li.[2] kommt erst gegen den 15. Januar, und da sie immer nicht wohl ist, so ist's besser, sie geht gerade nach E.[3] (das werde ich ihr auch schreiben) und kommt zu euch in besserer Jahreszeit.

Rudolstadt 1790.

Liebe Lollo! Sei doch so gut und schicke mir die Thalia; ich habe das Stück noch gar nicht gehabt, in welchem die Fortsetzung der Dido ist.

Das Bild[4] schreibt vor einigen Tagen, der Sch. würde im September nach Constanz gehen, weil der Alte so gar schwach sei, und die Sachen so verworren stünden. Ich bin begierig ob es wahr ist. — Das wünschte ich nur sehr für Sch. und deine Gesundheit, daß ihr eine andere Einrichtung mit dem Essen machen könntet, wenn ihr in Jena bleiben wollt. Das harte Fleisch muß Sch. schaden, und ich glaube auch dein harter Magen kommt daher.

Rudolstadt (Winter 1790—91).

Guten Morgen, liebe Lollo! — Eben habe ich eine Landschaft bei dem H.[5] angefangen, die mich freut. Es ist erstaunlich, wie viel einem die Malerei zu denken gibt, und wie alle Kräfte des Geistes in ihr aufgeregt werden. Wenn ich auch nie etwas Schönes mache, so sind mir doch die Stunden erstaunlich werth, wenn ich mit vollem Sinn dabei bin.

Habt Ihr noch nichts vom S. gehört? Er hat mir gar lieb geantwortet und eine große Freude über das Mährchen

[1] Ours, d. h. Beulwitz.
[2] v. Dacheröden.
[3] Erfurt.
[4] v. Dacheröden, junior.
[5] Der Name fehlt.

gehabt; er ist gar zu lieb, und es ist ihm ein ordentliches Anliegen mich durch etwas interessiert zu wissen. Ich habe den Brief so lieb, daß ich ihn nicht schicken kann. Er schreibt, er hätte mit der Stein von mir gesprochen; wenn du sie siehst, so möcht' ich wissen was. Du mußt es aber sehr klug anfangen und ja nicht sagen, daß er mir geschrieben. Ich fürchte, es ist ein heimlich Geklatsche mit der chère mère und der Stein, und sie will etwa anbringen, daß der S. den [1] O. einmal nehmen soll. Das wäre mir gar unerträglich und abscheulich indiskret; aber die chère mère kann sich das zu rechte legen und Alles zum Besten kehren wollen einmal nicht abgewöhnen, und die Stein thut auch gern etwas Ungeheißenes, um sich geltend zu machen. Unerträglich wäre es mir, wenn der S. sich einbilden könnte, ich wollte jemals sous main etwas von ihm erlangen, was ich ihm nicht gerade selbst sagen könnte. Ich sehne mich so nach einer lieben Gestalt, und ist, dem Himmel sei Dank, nur noch ein Monat bis die Li. nach E. kommt. Ich sinne darauf, wie wir den Neujahrstag zusammen sein könnten; — die alte Gewohnheit muß nicht abkommen; — ich weiß nur nicht, wo wir uns recht etablieren und denke auch, es macht dir zu viel Kram, wenn ich nach Jena käme mit der Li., und Sch. darf nicht wegreisen. Zu mir lass' ich Li. nicht kommen, weil ich dann nicht so leicht nach E. reisen kann.

Nimm dich ja in Acht mit der Stein, liebe Lollo, und laß es lieber ganz sein, wenn es nicht leicht herbeizuführen ist. Eigentlich ist's so eine kindische Neugier, denn in ein Paar Wochen erfahre ich's so. — Ich bin begierig, wie dir das Aderlassen bekommt.

Frage doch Sch., ob er das Leben von Turgot gelesen? Mich hat lange nichts so interessiert; ich kann's schicken. So ein harmonischer, rein umschriebener Mensch muß es gewesen sein; ich glaube nicht, daß unser Jahrhundert viele so aufweisen wird.

[1] Beulwitz.

(Sommer 1791).

Es soll uns recht freuen dich mit Bill zu sehen; ich hoffe, Sch. ist so leidlich, daß du mit Ruhe kommen kannst. Ich finde das Projekt recht gut.

Sei doch so gut, und bringe mir auch die ersten Thalias mit. — Das Ende der Dido freute mich sehr.

(Januar 1792).

Guten Morgen, liebe Lollo! Es freut mich gar sehr, daß es Euch so gut geht. — Mir ist's auch ordentlich leicht zu Muthe, daß die Tage vorbei sind, in denen sich Sch. Krankheit im vergangenen Jahre anfieng.

Wolzogen hat mir geschrieben, daß er Legationsrath geworden sei,[1] aber wenn er von Gage spräche, wäre der Herzog taub. Er wartet alle Tage auf den Befehl zur Abreise nach Paris.

Die Nachricht mit dem Alten △ ist widerrufen; — dem Himmel sei Dank. Dem S. sein Brief ist gar lieb; — die chère mère hat ihn noch. — Der Alte wird ja einmal die Reise antreten, von der keine Wiederkehr ist. — Dem guten Schicksal sei Dank, daß für den Moment gesorgt ist. Was sagt denn der H. von Weimar wohl zur Pension?[2]

Wolzogen schreibt mir auch, daß er es in der Fr. Zeitung gelesen, aber er glaube es noch nicht. Wenn Sch. einmal an Wolzogen schreibt, so sag' ihm doch, er möchte, wenn er nach Paris käme, viel Aufsätze schicken über politische Dinge. Er übt sich doch dadurch im Stil und muß sich die Ideen mehr in's Klare bringen.

Der Montesquieu macht mir jetzt viel Freude; es ist doch ein erstaunender Scharfsinn darin. Aber mir scheint, er verwickelt noch zu viel, weil er's mit Niemand verderben mag.

[1] Den 19. December, Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 144.

[2] Die vom Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann.

(Erfurt, den 2. April 1792). Montags früh.

Liebe Lollo! Ich danke dir sehr für deine treue Meinung. Ich kann nichts übel finden, was du meinst zu meinem Besten zu sagen, aber sehr fatal ist mir's, daß ihr durchaus dieß von der ungraziösen Seite ansehen wollt. Eben weil ich meinte, Sch. könnte meinen, meine Situation mit dem S. könne seine Verhältnisse berühren, so machte ich mir's zur Regel offen darüber zu sein. Ich habe nichts gethan, was mich compromittieren könnte, also noch weniger euch. — Ich habe mir diese Art der Existenz mit dem S. zum Lebensplan gemacht, und ich muß mich selbst durch längere Bekanntschaft mit seinem Wesen überzeugen, ob er auszuführen ist oder nicht. — Ich glaube fast jetzt, daß ihr Recht habt, und daß er keine Consequenz in dieser Art von Gefühlen hat; — doch muß ich noch gewisser werden, um meiner Seele eine andre Richtung zu geben. Diese Zeit jetzt habe ich dazu bestimmt, weil sich die Umstände nicht so leicht wieder so treffen werden. Vor der Welt ist gar nichts Auffallendes, daß ich bei der Li. bin. Die üble Laune des S. berührt gar nichts, was zwischen uns ist, denn Dom.[1] hat gesagt, sie sei seit einem Vierteljahr. Bei der Li. Niederkunft zu sein, ist meiner Ruhe durchaus nöthig. ..

Wegen der Reise hierher kann ich's nicht anders ansehen, als daß, ehe Ihr nach Dresden geht, es nöthig ist, hierher zu kommen, oder gleich hernach. Den S. muß man nicht behandeln wie andre Menschen von großem Sinn, denen das Gemeine nicht einfällt. Die Welt hat manche Hefen in ihn gelegt, und da er gewohnt ist, daß alle Menschen immer absichtsvoll gegen ihn handeln, so muß man sich darin sehr mit ihm hüten. Er fragte mich letzt, ob du den Sommer vielleicht läsest? Ich sagte, ich glaube, wenn's deine Gesundheit litte, thätest du es gern, weil du wünschtest noch etwas für den H. von Weimar zu thun, da du ihm einige Jahre in nichts hättest dienen können. Er sagte, es sei sehr recht; doch hättest du ja das erste Jahr gelesen, und recht schien er's nicht zu

[1] Professor Dominicus.

begreifen. — Er ist mit dem H. von Weimar gespannt, und eine Art von Befangenheit und des Mischens der Eigenheit in alle Verhältnisse, die ich sonst nicht an ihm fand, fällt mir jetzt oft auf.

Bill hat einen Aufsatz unter der Feder über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates; er möchte ihn gern in die Thalia haben, wenn nach dem neueren Plan noch solche Sachen aufgenommen werden. Er ist acht Bogen stark. Nicht wahr, Göschen gibt 8 Thlr. für den Bogen? Er hat so eine Freude an dem Geld, weil es das erste ist, das er erwirbt. Wenn du kannst, so nimm ihn; es macht ihm große Freude. Ich finde ihn interessant. Er ist mit erstaunender Freiheit geschrieben, und die Ideen scheinen mir gerade nicht neu, aber eigen gestellt und zusammengereiht. Wenn du willst, will ich's veranstalten, daß du ihn siehst und dann doch ihn ausschlagen kannst, ohne zu beleidigen. Wenn du ihn nicht brauchen kannst, so will er ihn gern in den Merkur haben; da kannst du wohl dazu helfen? Aber Geld will er dann.

Wir sind voller Finanzspekulationen. Die Li. will auch übersetzen für's Geld, und ich schreibe einen Band Mährchen, und wenn sie nichts taugen, will ich auch übersetzen, um Geld zu haben.

Die Mémoires de Retz will dir Bill gern übersetzen, wenn du sie brauchst, und will dir ein paar Bogen zur Probe schicken. Auch Memoiren aus dem mittlern Zeitalter will er übersetzen. Mit dem Retz schreib doch im nächsten Brief, ob du ihn willst. — Willst du etwas aus dem Mirabeau übersetzt, sur les fêtes publiques? Das wäre interessant für die Thalia. Schreib es auch gleich; Du sollst es in ein paar Tagen haben.

Adieu, Ihr Liebsten! Ich umarme Euch herzlich. Seid nicht bang um mich. Es thut mir weh, daß ich's sagen muß; — aber seid gewiß, daß ich nichts thun kann, was unwerth unsrer heiligen Freundschaft ist. Adieu!

(Um dieselbe Zeit.)

Liebe Lollo! Ich bitte dich, höre auf dich und mich mit Bedenklichkeiten zu plagen, über die wir ja schon hundertmal

gesprochen haben. Mir kann Niemand helfen als ich selbst; und du wirst mir doch hoffentlich den Verstand zutrauen, daß ich bei allen Arrangements, sie mögen ausfallen wie sie wollen, dahin sehen werde, daß du nichts von deinen Revenuen verlierst, da ich weiß, wie nöthig du sie brauchst. — Es ruht ja Alles darauf, daß ich vom O. so viel erhalte, um für mich leben zu können; und wenn er das ausschlägt, so weißt du ja, daß ich den Plan nicht ausführe, sondern mich so für frei halte, um meiner Phantasie nach zu leben. — Wenn die chère mère auch nur 500 Thlr. mit der Pension hat, und ich 300 Thlr. vom O., so könnte sie dir 200 Thlr. geben, und wir hätten 600 Thlr., von denen sich gut leben läßt. Auf den Verdienst habe ich ja gar nicht gerechnet. Vor dem Nichtshaben werde ich mich sicher hüten, denn für eine Frau ist's das größte Unglück. — Auch immer entweder bei Li. oder dir im Hause leben zu müssen, ohne eine besondere eigene Wohnung haben zu können, würde mich unglücklich machen. Es gibt Feinheiten, die im ungetrennten Umgang immer verlöschen, und da ich jetzt empfindlich und übellaunig werde und meiner Distraktionen und großen Liebe zur Freiheit wegen oft selbst unleidlich bin, so werde ich bei jedem Arrangement darauf sehen, immer eine Retirade zu haben, wo ich ganz ungestört bleiben kann. Nahe hoffe ich euch zu leben, und das ist zu meinem Glücke nöthig. Möchte nur das Schicksal bald einen festen Wohnplatz zeigen!

Wenn ich eher sterben sollte als □,[1] so könnte sie in einem kleinen Ort doch auch auskommen, und wenn der G. S. bis dahin etwas haben sollte, so weiß ich auch, daß er ihr auf meine Bitte etwas gäbe, und ihr ist's nicht drückend etwas zu nehmen. — Mache dich ruhig, liebe Seele, und laß den Dingen ihren Lauf. Ich habe bei nichts, was ich that, noch so empfunden, was die Nothwendigkeit in meinem eigenen Wesen ist, die mich dazu treibt.

[1] Chère mère.

Klüger könnte es vielleicht sein, es ferner so fortzuziehen mit D., aber *besser* ist es nicht.

Adieu Liebes! Sch. tausend Grüße.

Wie geht es euch, meine Lieben? Ich wünschte so sehr ihr wäret mit uns. Ich habe ein freundlich harmonisches Dasein zwischen Li. und Bill, und wir haben recht schöne Abende. Bill übersetzt uns aus dem Plato oder andern alten Schriftstellern; er besitzt die Sprachen sehr; er ist ein gar feines Wesen. Der S. sagte letzt von ihm, er käme ihm vor wie ein altes Kunstwerk, so rein und fein ausgearbeitet; ich glaube, du würdest ihn jetzt sehr passend für dich finden, liebster Sch. Der S. grüßt euch, so oft er mich sieht, und hat letzt recht gelacht, da ich ihm sagte du hättest prophezeiht, sein Papa müßte bald sterben. Er sagte, nein, er befände sich sehr wohl. — Der liebe S. ist noch nicht so offen gegen mich als ich's wünschte, doch wird es noch kommen. — Alles deutet mir, daß er etwas Bleibendes unter uns wünscht, ich sollte mich doch sch — — lassen, hat er letzt der Li. wieder gesagt. Die Seele wird mir merklich stiller, und die Gewißheit, daß ich Zeit habe, Alles rein auszuspinnen, macht mir wohl. Der □ hast du doch nichts davon gesagt? Sie muß ruhig bleiben, bis ich ihr etwas Festes und Klares sagen kann. Ich muß fühlen, was ich dem S. sein kann, und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben.

Es wäre eine schöne edle Frucht meines reiferen Lebens, und mit euch vereint zu leben.

Lebt wohl, meine Theuren! Ich wünsche euch Stille und Wohlsein. — Ich kann einmal gar ruhig lesen, und habe eben die Metaphysik und das System von Kant durch und finde mich so innig wohl und helle darnach. Es geht einem eine unbekannte Tiefe der Menschheit in dieser Schrift auf. Lies doch Travail sur l'éducation publique par Mirabeau l'aîné. Es ist voll trefflicher

Sachen und wird dich freuen. — Ich bin begierig, was du darüber sagst. — Die chère mère denke ich mir schon in Weimar.

Montags früh.

Schreib doch dem S. einmal liebster Sch. Ueber die Pension [1] hat er mir kein Wort gesagt. Eine Art von Schmerz, es nicht selbst haben thun zu können, scheint mir in ihm — es ist natürlich und fein.

Donnerstag früh.

Mir ist als hörte ich lang nichts von euch, und sehne mich herzlich darnach! Die Kälte und Nässe macht nun wohl Sch. Kommen sobald nicht möglich. — Der S. hat sich sehr über die Dido gefreut; — ich wünschte nur noch die Reise in die Unterwelt. Wir leben und weben jetzt recht in griechischer Literatur. Bill liest uns den Jon des Euripides; es scheint mir, als verstünde er die Sprache sehr, und im deutschen Ausdruck hat er sehr viel Geschmeidigkeit; immer finde ich ihn interessanter und einen der seltenen Menschen, die sich mit der ganzen Seele an fremder Größe und Schönheit weiden können, ohne alle Prätension und Anspannung, der durch's Empfangen unendlich viel gibt.

Der Tod des Kaisers hat dem S. viel Schreibereien verursacht, und da haben wir seit acht Tagen fast Niemand gesehen.— Die Leute hier sind doch gar nicht inkommod, aber fürchterlich dumm, wenn man sie einmal haben muß. — Am Dienstag war Bode hier. Der S. wollte haben, ich sollte ihn recht ehren, damit er nicht böse würde, und das hat mir auch seine große Freundschaft zugezogen, daß er sogar nach Rudolstadt kommen will, mich zu besuchen.

Die Herzogin von Curland ist in Warschau, und Hr. Schulze scheint ein großes Licht zu sein und in den Geschäften zu wirken. — Der S. hat mir tausend Grüße an euch aufgetragen. Er war sehr lieb und offen und hängt noch immer ganz an der Idee mit

[1] Von Dänemark.

uns zu leben. Doch hat er Bill gesagt, sobald er etwas hätte, würde er Sch. eine Pension geben und die völligste Freiheit zu leben, wo er wollte. Es freut mich, weil Sch. es wünschte. — Möchte der gute S. nur bald etwas haben! Er sagte mir, da ich allein mit ihm war, es sei sehr möglich, daß sich eine andere Aussicht für ihn eröffnete, als die Mainzer; ich glaube nach Würzburg; aber das Projekt mit uns zu leben, würde nichts stören. Er fragte, ob Ihr nicht bald einmal zu ihm kämet, und ich sagte, daß Sch. Kränklichkeit ihm nicht leicht erlaubte, anders als aus seinem Hause zu sein.

Mit dem Plan vom O. zu gehen war der S. ganz zufrieden. — Bill hat es nicht lassen können, mit dem S. über die Finanzen zu sprechen, und es ärgerte mich beinahe. Der S. sagte, er fürchtete ich würde zu generös sein mit O: — ich sagte ihm aber kurz, ich würde es so vernünftig als möglich machen; ich sei nicht leichtsinnig darüber, und ein unabhängiges Dasein sei mir nöthig. Der S. war gar lieb, und jetzt muß er gar nicht denken, daß ich zu wenig haben könnte, weil ich durchaus jetzt nichts von ihm annehmen könnte. Wenn er etwas hat, würde ich's ohne Bedenken, da unser Verhältniß jetzt nur freundschaftlich ist, obgleich von eigener, zarter Form, durch unsre beiderseitige Individualität. — Hier etwas vom Ariost; wenn Sch. die deutsche Uebersetzung dazu nähme, so kann ich die französische hier behalten. In der nächsten Thalia muß doch wohl das Ende des Gesangs kommen! Ich schicke es nächstens.

Den 15.

Herzlich freut es mich, daß die Reise [1] Sch. gut anschlägt. Mir war auch wieder weh, daß die fatalen Krämpfe Sch. in der mildesten Luft wieder angefallen hatten. Ich denke, das Leben mit so lieben Menschen als K. und die Bewegung und Neuheit werden Euch wohl thun. Armes Kind, deine Unruhe bei jedem Ausfluge

[1] Nach Dresden zu Körner.

ist wohl natürlich, da du so viel Uebel im vergangenen Jahr bei allen erfahren hattest. — Ich fürchte Fischenichs Prognosticon über den alten △ [1] ist falsch. Der S. versicherte mich letzt bei einer Gelegenheit, wo er gewiß aus dem Herzen sprach, er präpariere sich darauf, daß er 90 Jahr alt würde, denn eine eisernere Natur könne man sich nicht denken, und er hätte sehr diät gelebt. Was der Zufall Gutes thun mag, kann man freilich nicht berechnen; aber die Hoffnung nimmt mir's doch.

Letzt war die Stollberg hier, die älteste, der Mann ist in Dresden. Sie ist interessant und hat einen Zug in der Vorstellungsart, den ich selten bei Frauen fand. Ihn mag ich auch wohl; mit Beiden scheints leicht umgehen zu sein; es umweht sie doch poetische Luft, in der man immer frei athmet. Nur bigott sollen sie sehr sein. Karoline ist noch immer nicht niedergekommen, aber recht wohl. Mir ist's recht gut, und die Natur freut mich unbeschreiblich, da ich sie so jugendlich sehe, ohne fatale Reminiscenzen, die mich immer in R. begleiten.

22. April.

Mit dem Humboldt und dem S. gibt es jetzt alle Tage philosophische Bataillen, und nächstens wird eine bei uns sein; es macht mir Spaß zu hören.

Bills Aufsatz geht von den Prinzipien aus, daß die Wirksamkeit des Staates positiv nur Sicherheit der Bürger bewirken könne, und daß das ganze Dasein der Menschen sich am schönsten und unter einander am harmonischesten durch Freiheit entwickle. Damit ist der S. auch eins; aber bei aller Anwendung auf einzelne Fälle wandelt ihn doch die Lust zu regieren und mehr zu wirken an. Er schreibt seine Meinung auf, und es ist wirklich interessant, aber sehr schwer ist's ihm fremde Ideen rein begreiflich zu machen. Der Streit würde Sch. Spaß machen, und Beide wünschen ihn oft dazu.

[1] Von Mainz.

Gestern war ein Hofgesicht von Mainz da. So etwas Plattes habe ich nicht leicht gesehen.

Göriz und Fichard waren gestern da, und wie ich in die Assemblee kam, standen sie in einem Fenster und kannten keine Seele; sie haben dann beim S. soupiert und schienen ganz zufrieden.

Ich glaube wohl, daß es schön bei euch ist, und hoffe, daß die Reise euch wohl thun wird.

Den 22. (Mai).

Ich wünschte, du wärest jetzt nach R. zur chère mère gegangen und Sch. hätte uns unterdessen hier besuchen können, wenn es warmes Wetter gibt. Die Li. läßt ihn gar schön zur Taufe einladen, die Montags ist. Er kann auch im Hause bei uns logieren, um das Spital vollkommen zu machen. — Bill war auch in diesen Tagen krank und ich sticke von Krämpfen.

(Erfurt, Juni 1792).

Liebe Lollo! Nur ein Wort durch die Ulrike. [1]

Bitte doch Sch., wenn er dem S. noch nicht das Memoire von Adlerskron zugeschickt hat, daß er noch ein wenig warte. Adlerskron habe ich letzt das Projekt mit dem Engländer [2] geschrieben, von dem er ganz enchantiert ist; nun will ich ihm schreiben, er soll einen Brief an Sch. schreiben, den dieser dem S. schicken kann, und in dem er seine Wünsche und Ansichten des Lebens detailliert. Er schreibt, daß er viel lieber Erzieher sein wollte als im russischen Dienst, und da der S. selbst auf Adlerskron für den Engländer fiel, so wird er sich dann auch interessieren. Ist es schon fort, so schadet es auch nichts, nur müßte man dann Griesv seine Antwort abwarten, daß man sich nicht mit den zwei Projekten beim S. trägt.

Adieu Liebe! Morgen mehr. Wir umarmen Euch herzlich!

[1] v. Beulwitz, ihre Schwägerin.

[2] Körner glaubte später eine Stelle für ihn zu haben. An S. II. S. 353. Auch an Herrn v. Kalb empfahl ihn Sch.

Guten Morgen, liebe Lollo! Verzeih, daß du durch Göriz nichts von mir erhieltest, aber ich konnte vor der Taufe nicht dazu kommen. Eilends will ich dir nur einen Reiseplan, den ich gemacht, vorlegen. Die künftige Woche will ich von hier abgehen; ich dächte du kämest da mit Schiller hierher gefahren und gingest dann mit mir nach Rudolstadt.

Göriz sagte mir auch so, daß die Tour zu Pferd für Sch. etwas stark sei, und zurück reiten kann er ja dann. Li. und Bill werden sich auch freuen, dich zu sehen. Schreib mir auch, ob wir in Eurer Chaise nach R. fahren können,[1] wenn Sch. reitet, oder ob ich hier eine bestelle — sonst bestell' ich nur Pferde. Der S. freut sich sehr, Sch. Montags zu sehen. Er ist jetzt erstaunt unruhig und beschäftigt wegen dummer Arrangements des Alten mit dem Militär, das hier fort soll und nicht will. Auch kommt ein Durchmarsch von Preußen hier durch, was den S. sehr plagt. Dem ungeachtet schreibt er aber immer Bücher dabei. Dom. grüßt und freut sich sehr, Euch zu sehen.

Donnerstag früh.

Schreib mir ja mit der morgenden Post, Liebe, sonst muß ich nach Rudolstadt schreiben.

Sch. hoffe ich in jedem Fall noch hier zu sehen.

(Rudolstadt, Juli oder August 1792).

Liebe Lollo! Wie geht es dir?[2] Ich hoffe wieder besser. Ich denke auch, wenn Karoline wieder weg von mir ist, nach Jena zu kommen. Ohne Karoline wäre es mir jetzt ganz unerträglich hier; ich weiß noch nicht wie lang sie bleiben kann. Bill ist's auch zu unruhig hier im Hause um sich geistig zu beschäftigen.

Von Constanz habe ich noch nichts wieder gehört. Der Trabant[3]

[1] Siehe oben S. 5.

[2] L. litt an Krämpfen.

[3] v. Adlerskron, der sich damals in Stuttgart aufhielt.

muß ja nun den Brief bald schicken, und Sch. hat dem S. wohl so geschrieben. Ich wünschte sehr, daß der S. jetzt nicht glauben könnte, daß ihn Sch. vernachlässigte.

Adieu, Liebe! Sch. herzliche Grüße.

Montag früh.

Wolzogen schreibt mir, daß er bald wieder nach Paris geschickt wird, und grüßt dich und Sch.

(Erfurt, Ende September bis Anfang Oktober).

Danke für deine lieben Briefe, liebe Lollo; es freut mich innig, daß es Euch so gut geht.

Die Morgen sind mir ganz leidlich, und ich lebe sie gar selig in der Hoffnung des Verdienstes mit den Mährchen. Nächstens schicke ich zwei; es sind schon alt angefangene, die ich fertig mache.

Huber ärgert mich recht; sich und D [1] so lange Jahre hindurch zu täuschen, ist doch gar zu platt und inconsequent.

Ich denke, der Alte △ wird ehestens in Erfurt sitzen; aus Neugierde möcht' ich ihn dann wohl sehen. Ich habe eine Ahnung, als gäben die Oesterreicher Mainz nicht wieder heraus, wenn sie es einmal besetzen. Doch hoffe ich, daß die ganze Sache eine andere Wendung nimmt, da die Preußen sich zurückziehen.

So wenig man sich auch für die Franzosen interessieren kann, so freut mich's doch herzlich, daß die Andern mit ihrer Brutalität nicht durchkommen.

Gestern fand ich von ungefähr in einer Geographie, daß der S. als Fürst von Constanz auch Kanzler der Universität Freiburg ist. Das wär' auch eine Spekulation. Mich verlangt nur so nach einem sicheren Platz, um dann in der Nähe das Landhaus

[1] Dorette, Körners Schwägerin, mit welcher H. verlobt gewesen war. Körner an Schiller II. S. 329.

zu haben. — □ [1] espère toujours pour Gotha, [2] je le desire parce qu'elle serait occupée alors. S'il n'y a rien de pareil, il faut qu'elle s'amuse à prier Dieu.

Der arme Trabant, daß sich nirgends etwas für ihn findet, und sein letzter Brief war in so einer verzweifelnden Situation. Er schrieb mir seit dem nicht wieder, und vielleicht hat er es begriffen, daß es ihm am besten wäre, nach Hause zu gehen und kommt mit Stegmann. Nachdem was Mama [3] von seiner närrischen Wirthschaft sagt, kann man ihm nichts schicken; denn viel haben wir nicht, und wenig hilft ihm nichts. — Für dringende Noth ist er doch durch die Mama gedeckt, und wenn er gar nichts zu leben hätte, könnte er doch ein paar Wochen da Unterhalt finden. Das begreife ich doch auch nicht, wie er nicht lieber gemeiner Soldat würde, als gar nichts. Es thut mir aber recht weh und macht mich unruhig — wenn sich nur etwas fände. Wenn er diesen Winter nicht geht, oder kein Geld zur Reise hat, so fiel mir letzt ein, ihn bei dem Onkel in die Kost zu thun.

Bill wird sich des Verdienstes sehr freuen!

(Rudolstadt), Donnerstag Abend.

Es freut mich, ihr Lieben, daß es so leidlich geht; doch ist mir der Catarrh für Sch. fatal. Hüte ihn ja vor der Kälte. Die bleichen Farben des Herbstes und der Duft auf den Bergen machen mir gar nicht übel zu Muth. Ich fühle eine Stille, eine Abgeschiedenheit in der Seele, die nicht ohne Genuß ist. Doch sehne ich mich sehr nach einem lebendigen Wesen.

Die Erbprinzeß [4] fängt an mich etwas zu interessieren. Es ist etwas von ästhetischem Stoff in ihr, und das erste Regen des

[1] Die chère mère.

[2] Wenn das Verhältniß zum Schwarzburgischen Hofe mit der Erziehung der Prinzessinnen zu Ende gehen sollte.

[3] Schillers Mutter.

[4] Caroline, geborene Prinzessin von Homburg.

Geistes in einem Menschen ist mir immer angenehm zu sehen. Sie fühlt sehr stark und lebhaft. Doch ist's immer ein halber Umgang; ich muß mich halten und zu rechte machen gegen sie; es würde ihr nicht wohl thun, wenn viel von mir in sie überginge. Ich möchte wirklich finden, daß sie mich liebte, dann könnte ich auf sie wirken mit Freiheit. Die chère mère ist ganz wohl. Der U. kommt nicht viel in's Haus und ist so human.

Gestern habe ich einen Brief von Pape.[1] Wenn er beantwortet ist, will ich ihn schicken. Er nimmt so herzlichen Antheil und sagt Sch., daß Rehberg sich sehr bereitwillig erklärt hätte.

Schlegel[2] hat noch nicht von Amsterdam antworten können. Der arme Trabant sagt mir, daß er acht Tage krank gewesen ist. Wenn du auf die Solitude schreibst, so bitte doch, daß sie manchmal nach ihm fragen lassen; er dauert mich so, daß er so allein ist, und er versteht die Menschen nicht leicht anzuziehen.

Der liebe, liebe S., sein Brief hat mich auch sehr gerührt. Ich fühlte es auch einigemal im Sprechen, wie es ihn schmerzt, so gebunden zu sein.

Wohl ist es ein engelschönes Herz, werth, daß man Alles für ihn thue.

Wenn doch der alte Esel einmal stürbe. Gute Nacht, mit diesem schönen Wunsch!

(Anfang Oktober 1792.)

Ich bin begierig, wie das Magnetisieren[3] auf dich wirkt. Das Projekt ist recht lieblich mit Lud....[4] Ein freundlicher Himmel und reine Luft sind doch die ersten Elemente des frohen

[1] H. v. Pape in Hannover, den Schiller in Karlsbad kennen gelernt und auch zur Theilnahme an seiner Zeitschrift eingeladen hatte.

[2] August Wilhelm, der damals in Holland Hofmeister war, mit Pape befreundet.

[3] Siehe Schiller an Körner II. S. 327.

[4] Ludwigsburg. Schiller dachte an seine Reise nach Schwaben.

Lebens, und wenn ich mit allen sieben Weisen in feuchter Luft säße, könnte mir's nicht wohl werden. Ich bin in jedem Fall entschlossen, mit künftigem Frühjahr nach Cannstadt mich zu verfügen. Das Bad ist ein trefflicher Vorwand, um wenigstens vier Monate allein und ruhig zu leben, und da es so wohlfeil ist, machen die Finanzen gar keine Schwierigkeit.

Mit Gotha muß sich's doch diesen Winter ausweisen; □ ist im Grund am besten in so einem Verhältnisse. Anfangs November denke ich wieder zu Euch zu kommen.

Von Frankfurt hat man heute nur unbestimmte Nachrichten, daß die Franzosen sich von Worms wieder zurückgezogen, aber man weiß nicht, ob Verstärkung zu erwarten, um Mainz anzugreifen, oder den Oesterreichern zu begegnen.

In Erfurt sollen die Bürger sehr toll sein, und der Alte hat sich deßwegen nicht dahin gewagt. Aber auf den S. sollen sie auch toll sein, weil er ihnen versprochen, daß ihre Söhne nicht gegen die Franzosen gebraucht würden, was aber nicht wahr ist. Lieb ist's mir immer, daß er nicht da ist. — Es wird mir immer glaublicher, was man schon im Anfang des Krieges sagte: der österreichische Plan sei, aller kleiner Fürsten Länder wegnehmen zu lassen durch die Franzosen, und sie dann für sich zu behalten, oder wenigstens eine gewaltsamere Verfassung einzuführen. Am besten ist's immer, sich durch eine gute Oekonomie so viel als möglich unabhängig zn machen. Wenn nur der Verdienst mit den Mährchen nicht stockt.

(Anfangs November).

Der arme Trabant dauert mich sehr; doch da ihn die Leute in Stuttgart behalten wollen, ist's gut, daß er bleibt. Wenn man nur etwas für ihn zu thun wüßte. Mir ist eingefallen, er sollte in ein Handlungshaus gehen und das Buchhalten lernen. Das Müßigsein, fürcht' ich, kann ihn noch gar toll machen. — Adieu, nous n'aurions pas pensé que notre beau Mayence

serait ainsi pris [1] — je le tiens perdu. On me dit, que l'on attend le trésor à Erford.

(November 1792).

Ich freue mich der guten Nachricht über Sch. Gesundheit. Ich kann den Moment des Aufbruchs zur Reise kaum erwarten; es ist mir so wunderbar zu Muthe, so eine andere Seele von Entwürfen und Planen in mir zu tragen, und an allen, in die ich gezogen werde, mich so fremd zu fühlen.

Eins, Li. schreibt mir, daß man starke Plane mache, die Mainzer Universität mit der Erfurter zu vereinigen; es wäre also der Moment für Sch., sich mit dem Alten bekannt zu machen. Er ist freilich dumm, aber es ziehen sich vielleicht einige interessante Menschen hin, und dann ist doch das Allerwesentlichste für Sch. innere Thätigkeit, daß er einen sichern Gehalt habe. Ich denke also, man müsse sich regen, und wenn Sch. dem S. schriebe, wär's nicht übel. — Laß ihn dieß lesen. Der Bote will nicht warten; sonst schrieb' ich's ihm selbst. — Ach mir ist sehnend und weh! Gestern verdiente ich doch an der Oper. Nächstens schicke ich auch Stanzen.

(Ende November oder December).

Ich gehe auch gern nach Frankreich,[2] aber ich habe doch noch keinen Glauben an die Dauer bei dem leichten, windigen Volke.

Müller[3] ist gewiß falsch und im Herzen österreichisch wie der alte △. Es wird wohl ablaufen, daß der Kaiser das Ländchen zu sich nimmt. Ich möchte doch, Ihr hättet ihn gesehen.

Um den S. ist mir auch sehr weh; doch hat er auch eine gute Dosis Leichtsinn; wenn's nur früher gekommen wäre, daß er mehr das Mechanische der Malerei inne hätte, so hätte ihn das trösten können.

[1] Cüstine war am 20. Oktober eingerückt.

[2] Schiller an Körner II. S. 351. Er dachte daran, nach Frankreich zu gehen.

[3] Johannes Müller, der von Mainz durch Jena gekommen war.

Sonntags.

Es freut mich sehr, daß Sch. so zufrieden mit meinem Werke [1] ist. Der Himmel gebe ferner Glück zum Verdienst!

(December).

Wenn ich komme, kann ich noch nicht sagen.[2]

Ich bin sehr begierig, wie sich die politischen Händel noch entwickeln werden. Wenn Mainz nicht ganz hingeht, so kommt gewiß eine Veränderung, denn der Alte kommt schwerlich wieder in Funktion. Fischenich kann viel Interessantes wissen, wenn er's schreiben dürfte.[3] Sehr weh ist's mir oft um den S. Es ist doch eine sehr fatale Situation, und er schwätzt nur philosophisch über die äußere Lage; aber im Grund ist er sehr weich und empfindlich dafür. Zu etwas Gescheitem kann's gewiß mit der Mainzer Freiheit nicht kommen. Die Deutschen sind noch viel zu unkultiviert, um sie auf Begriffe zu gründen, und viel zu phlegmatisch, um sich an einer schönen Illusion zu weiden.

Die gemeinen Soldaten der Cüstinischen Armee sollen mit einem wunderbaren Verstand und Scharfsinn über ihre Verfassung sprechen.

Wolzogen hat mir wieder geschrieben und grüßt; er zieht mit den Kreistruppen herum.

Der Herzog amüsiert mich mit seiner schnellen Freundlichkeit.

(Winter 1792).

Liebe Lollo! Ich hoffe, du hast □ noch nicht geantwortet, der Bote ging nicht. Bei Allem ist nichts zu bedenken, als wie wir ihr die Pille am schönsten vergolden, die sie doch verschlucken muß. Du brauchst dir nicht den mindesten Vorwurf zu machen, ihr zu sagen, du wüßtest nichts davon, weil einen nichts in der

[1] Der leukadische Fels, in der neuen Thalia erschienen.
[2] Sie kam am 28. December. Bd. I. S. 39.
[3] Aus Bonn.

Welt verbinden kann, eine anvertraute Sache wieder zu sagen, und weil der Indiskretion, die es fordert, eine Unwahrheit gebührt, wenn man nicht mit Schweigen sich retten kann. Aber da es mir selbst lieb ist, wenn □ nicht ganz fremd mit der Idee der Sch.[1] ist, wie sie nur durch eine willkürliche Verblendung sein kann, so deucht mir am besten, du schreibst ihr, daß es meine Idee nie gewesen sei, immer mit D. fortzuleben, und daß das auch für ihn und mich das beste sei, und daß der Vorwand der Gesundheit keines von Beiden compromittierte, und daß ich lieber meiner eigenen Delitesse[2] weh thun wollte, und mich in Ansehung der Finanzen mit ihm arrangieren, als ihn ferner getäuschten Hoffnungen zu überlassen; daß ich aber, so lang sie hier bleiben müsse, und auch jetzt wegen des Krieges, wo man sich nicht sicher irgendwo etablieren könnte, und da auch der Ort eures künftigen Aufenthaltes unsicher sei, dem ich immer gern nahe leben wollte — nichts Decisives thun würde, wenigstens nicht ohne, daß ich mit ihr davon gesprochen hätte; daß es meine Meinung wäre, mich in Schwaben umzusehen, wie es sich da lebte, der Zukunft wegen, aber nicht für jetzt; sie sollte nicht mit mir davon sprechen, bis ich anfinge, weil ich die Scenen haßte, und sie für meine Gesundheit fatal wären. Habe ich sie dann einmal mit mir von hier weg, wo sie alle sinnlichen Eindrücke ihrer Lage aus den Augen hat und den theuern D., und ich habe mich mit ihm arrangiert, so muß sie selbst einsehen, daß es honetter gehandelt ist, jetzt gleich etwas Entscheidendes zu thun. Jetzt sollte sie sich nur ruhig halten, empfiehl ihr vor allen Dingen. Sie ist wie ein Kind, und wenn sie in Schwaben etwas Neues sieht, was ihr gefällt, so wird ihr Alles leicht gehen. Sie ist nicht wohl jetzt, und schreibe ihr ja alles schwankend und im milden Licht; denn wie alle schwachen Menschen, mag sie den scharfen Umriß einer Sache nicht tragen, und wenn sie sich jetzt nur die Zeit der Sch. in der

[1] Scheidung.

[2] Wohl Delikatesse.

Phantasie hinausrückt, so macht sie sich auch noch Hoffnung, daß es anders gehen könnte, was mir für ihre jetzige Stimmung lieb ist.

Ich kann nichts anders thun und werfe mir nur die Schwachheit vor, daß ich das doppelte unsichere Verhältniß so lange hingezogen habe.

Mein innerer Frieden ist mir Alles, und zu dem komme ich so nicht.

Schlägt der D. das Arrangement aus, dann habe ich meine volle Freiheit, nur nach meinem Sinn zu leben; aber es ist nicht zu denken.

(Anfang Juni 1793).[1]

Mir ist so wund und weh und krank, daß ich lieber Euch jetzt nicht mehr sehen will. Es wäre nur für ein paar Tage gewesen und morgen reise ich ab. Lebt wohl, theure Lieben! Von der nächsten Post schreib' ich Euch; der Kopf ist mir ganz wirr. Schreib mir mit der Montagspost nach Nürnberg im rothen Roß, und bitte auch Schiller, an den Elber[2] nach Cannstadt mich zu recommandieren; auch dem Diez[3] sein Brief an den Onkel in Deinach schicke mir. Ich freue mich auf die Mama und Nane, und will mich recht in Schwaben umsehen; nach Heilbronn habe ich Lust. — Schreib aber noch gar nichts von der Möglichkeit, daß ich dort bliebe, an Mama, daß es mit der Ulrike kein Tripotage gibt.

□ that mir sehr weh; bis sich's mit Gotha decidiert, soll sie noch nichts Entschiedenes wissen, und ich werde auch D. dann erst schreiben.

[1] Carolinens Reise kann nicht, wie sie selbst schreibt (Schillers Leben S. 238), schon im Frühling erfolgt sein. Daß sie aber auch nicht so spät erfolgte, wie man nach den Daten im lit. Nachlaß II. S. 164 und 167 schließen sollte, erhellt aus dem Brief Lottens ebend. S. 203. Statt 1793 ist an jenen Stellen 1792 zu lesen.

[2] Dr. Ellwart, der mit Sch. auf der Karlsschule studirt hatte, Bezieh. S. 117.

[3] Mir unbekannt.

Ohne die Hoffnung Euch in jedem Fall zu sehen, wäre mir das Herz sehr weh; es ist's so — doch es muß hindurch.

Ansbach, den 14. (Juni 1793).

Das erstemal von meiner Wanderschaft, liebe Lollo! Sie bekommt mir ganz leidlich, und ich finde, daß das Neue gut auf mich wirkt. — Gestern und vorgestern brachte ich meist mit Ehrhard [1] zu, der mich sehr freute. Im Aeußern hat er sich sehr zum Vortheil geändert, und er hat etwas Angenehmes und Weiches im Umgang, und hat sich so zur Feinheit entwickelt, wie ich's nie gedacht hätte.

Es ist gar wohlfeil in Nürnberg; wenn ich's vorher gewußt hätte, wäre ich acht Tage geblieben. Die Trockenheit und Leere meiner Gesellschaft ist stark; doch brauche ich sie auch nur als Sache. Ehrhard hat ihr immer Gesichter gemacht.

Der Fürst von Würzburg soll sehr kränklich sein. — In Bamberg ist die Lage lieblich. Wenn Ihr nach Schwaben geht, so fahrt von Bamberg nach Erlangen über Pommersfelden. Es ist eine Gemäldegallerie da, die sehr reich ist an italienischen Stücken. Sie freute mich sehr, und ich denke ernstlich, einmal acht Tage da zu bleiben, um sie zu genießen ohne Anspannung, die mich störte, da ich wenig Zeit hatte. Die vierzehn Heiligen-Kirche seht ja auch. Die schöne Architektur rührte mich tief und sprach mir neu in die Seele. Ich denke Eure Briefe in Cannstadt zu finden. Vielleicht finde ich Wolzogen wieder in St. nach den neueren Pariser Scenen. [2]

Soden [3] war gestern auch bei mir. Wenn Sch. nach Nürnberg kommt, ist sich zu hüten, denn er wird Jagd auf ihn machen. Er hat doch Feinheit und Welt, aber eine arme Seele.

[1] Dr. Ehrhard, der in Jena studiert hatte.
[2] Wohl der Aufruhr vom 2. Juni gegen die Girondisten.
[3] Jul. v. Soden, ein damals bekannter Schriftsteller.

(Cannstadt), 20. Juni (1793).

Wolzogen wird erwartet,[1] was mich sehr freut.

Die Nane[2] hat sich recht gebildet und ist so umgänglich und artig, daß sie mich recht freut. —

Es freut mich hier zu sein, wo Sch. so oft war.

(Stuttgart, 18. April 1795).[3]

Herr Cotta war eben bei uns und erbot sich etwas an dich mitzunehmen, liebe Lollo! Deinen letzten Brief habe ich erhalten und danke dir recht sehr für allen Klatsch, den ich in so weiter Entfernung gar gerne höre. — Die Mama ist ganz stumm über Fr. und H. Urs. Es muß wohl etwas zwischen die Freundschaft gekommen sein, welches gar nicht übel ist. — Man hat noch einen Ruf an Sch. im Werke.[4] Der Hr. Ruf, der Kirchenrathsdirektor ist, und also großen Einfluß auf Tübingen hat, und die ganze Kunstgesellschaft, die sich immer bei ihm versammelt, portiert sich sehr dafür, Sch. in Tübingen zu haben. Dannecker und Rapp vorzüglich stören immer an Ruf, und er muß thun, was sie wollen. Nach deinem letzten Brief habe ich aber Dannecker gesagt, sie sollten es für jetzt ruhen lassen. Wenn man Sch. nicht viel größere Conditionen machen könnte, so könnte er's für jetzt nicht annehmen, und bei Ruf und den Andern sollen sie Alles auf Sch. Gesundheit für jetzt schieben,

[1] Er kam also nicht erst 1794, wie in der Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 147 angegeben wird.

[2] Die Caroline bei einem achttägigen Besuch auf der Solitude wieder gesehen hatte. Bezieh. S. 117.

[3] Aus dem Jahre 1794 liegen keine Briefe vor. Caroline war im Anfang noch in Schwaben, dann bis zu ihrer Heirath (27. September 1794) in Rudolstadt, mit Schiller, der letztere nicht billigte, gespannt. Geschichte des Wolzogenschen Geschlechts II. S. 148. Nachher ging sie nach Stuttgart, wo sie bis zum Sommer blieb, dann in die Schweiz; von dort kehrte sie im folgenden Jahre, da Wolzogen seinen Abschied genommen hatte, nach Bauerbach zurück. Als sich in Meiningen keine Anstellung fand, wandte sich Wolzogen nach Weimar 1797.

[4] Den ersten und zweiten hatte Schiller ausgeschlagen. An Goethe 48 und 49 (19. Februar) Nr. 62 (25. März). An Körner III. S. 254 (5. April). An Abel 3. April (Schiller Briefe, Berlin, Bd. II. S. 140).

damit, wenn sich vielleicht die Lage einmal änderte, man sie doch nicht vor den Kopf gestoßen hat. Ich denke also der dritte Antrag soll jetzt ausbleiben. Da die Verbindung mit Goethe Sch. jetzt eine so gute Aussicht und angenehme Gegenwart in W. macht, so verstehe ich sehr, daß Ihr nicht gern nach T. ginget. Die Conditionen müßten dreimal besser sein, um sich durch andere Genüsse für die todte Menschenwelt dort schadlos zu halten. Ton und Umgang soll unerträglich steif und platt und seelenlos dort sein. — Der Papa war vor einigen Tagen bei mir und sah sehr gesund aus, und war voller Freuden über sein Buch.[1] Es freute mich auch Hrn. Cotta so vergnügt über die Horen zu finden. Man hatte mir gesagt, sie gingen nicht so, als er gedacht; aber er sagte, er sei sehr zufrieden. Baggesen war nicht bei mir bei seiner Durchreise; ich vermuthe, es war an einem Tag, wo ich eben in Hohenheim war. Es waren einige Berner hier, die sehr über ihn sprachen, als habe er sich in politische Händel bei ihnen mischen wollen. Wenn er sich nur in Paris klug beträgt. Der nahe Frieden wird W—s Lage nun hier decidieren. Ob man etwas zu erwarten hat? Der H. ist unerträglich borniert, zumal über seine politische Lage. Ein sehr kluger Mann, mit dem er vertraut über die Lage mit Frankreich gesprochen, hat uns gesagt, der Koch des Prinzen Condé habe richtigere Begriffe über Frankreich und spreche nicht so gewiß von Contrerevolution und alle dem Zeug, als der H. Wir sind voller Projekte, und der Himmel wird ja Glück zu irgend einem geben. Hier fürcht' ich ist für uns gar nichts zu thun. Die halbe Regierung und im Grund die Klügsten und Festesten sind ganz Demokraten und machen sich's zum Plan, alle Fremden von Adel, die der vorige H. angestellt hat, nach und nach weg zu schaffen, wenigstens von allen Geschäften ganz entfernt zu halten. — Was sagt denn Goethe über Sch. Büste von D..? Ich wünschte nur, es ließe sie bald jemand in Marmor machen. —

[1] „Die Baumzucht im Großen." Neustrelitz bei Michaelis 1795, für den Verleger hatte Schiller gesorgt. S. Beziehungen Nr. 45 und 47.

Das Dessert, von welchem Sch. mit D. oft gesprochen, wird jetzt angefangen, und D. nimmt Subscriptionen dazu an. Es wird allerliebst en biscuit gemacht, der hier wunderschön ist. Die Grazien in sehr schöner Gruppierung halten spielend den Amor in die Höhe, welcher sich auf einen Candelaber beugt, an welchem eine Lampe angebracht ist, als gösse er Oel hinein, als die allbelebende und erhellende Liebe. — Man kann die Lampe mit einem Feuer von Spiritus füllen und die Figuren am schönsten beleuchten. Vielleicht kannst Du in Weimar einige anbringen. Der Preis ist noch nicht genau bestimmt, höchstens 10 bis 12 Karolin. Gib Dir doch Mühe darum; vielleicht nimmt die alte Herzogin eines. Die Figuren sind in der Größe wie die Parzen am Uhrgehäuse.[1]

Ich will sehen, ob ich noch eines der Mährchen ins Reine bringen kann für den Kalender.[2] — Ich copiere eine Landschaft von Poussin nach, die mir viel Freude macht. Wenn nur die Tage und das flüchtige Leben dreimal länger wären.

(Bauerbach, Ende März 1802).[3]

Beste Lollo! Nun ist meine Wirthschaft hier eingerichtet, und ich habe einen Jäger im Hause. Sei ja nicht bang um mich; ich werde recht ruhig und heimlich hier leben und denke recht fleißig zu sein. Die Gegend scheint mir gegen die Weimar'sche ordentlich hübsch und annehmlich; nur gegen die schwäbischen genommen schien sie mir fast unfreundlich. — Die Wälder sind sehr schön, und die entfernten Gebirge haben recht schöne Formen. Ich habe viel von Kälte unterwegs ausgestanden, doch jetzt scheint es freundlich zu werden. Adolph ist sehr wohl und vergnügt hier, und die Leute freuen sich alle über ihn. Er hat eine Menge Kinder zum Spielen, doch sehnt er sich immer nach Herrn Karl. Bei Frankenbergs in

[1] Dieß letztere Werk befindet sich jetzt in der Sammlung der Würzburger Universität.

[2] Ich weiß nicht für welchen. Das Taschenbuch für Damen erschien erst 1800.

[3] Als Wolzogen den Erbprinzen nach Frankreich begleitete. Caroline war am 20. noch in W. An Goethe Nr. 850.

Gotha brachte ich den Abend zu. Da das Wetter so schrecklich war, behielt ich mir's vor, mich ein andermal in dem Park umzusehen. Es sind recht gute Leute. Aber welch' ein Unterschied zwischen dem Weimar'schen und Gotha'schen Ton und Interesse ist, ist ordentlich wunderbar. Sie sprechen von lauter Poetik und haben gar nichts Poetisches, doch einen gebildeten Ton im Umgang.

Reinwalds sind recht wohl und erzeigen mir alle Gefälligkeit. Er ist ordentlich aufgeheitert, und sie werden mich bald besuchen. Hendrichs sind noch nicht wieder da; ich blieb nur ein paar Stunden jetzt in Meiningen. Ich denke dich mit der chère mère hier zu sehen![1]

Liebe Lollo, kommt dann aber lieber über Ilmenau, denn der Weg von Gotha bis an die Gothaische Chaussée ist ganz abscheulich.

Was die Geschichte mit Kotzebue[2] für ein Aufhebens macht, ist recht komisch. In Erfurt und Gotha hat mich alle Welt darnach gefragt, und daß man das Stück nicht gespielt hat, das frappiert sie höchlich. Es ist sonderbar, wie Alles sich für die Narrheiten interessiert.

Wenn die Bäume blühen, wird es recht lieblich hier sein, denn ich bin ganz von Obstbäumen umgeben. Ich wollte, du könntest dann mit der chère mère hier seyn.

Wenn Sch. und wir hier zusammen sein könnten, wäre es recht hübsch. Ich denke des Alten Nachrichten über P. ruhig hier abzuwarten.

Lebe wohl, Liebe! und grüße Sch. tausendmal, auch die gute Stein. Es thut mir recht leid, daß ich nicht noch Abschied von ihr nehmen konnte.

Den 23. April (1802).

Gestern erhielt ich deinen Brief, liebe Lollo, und sehe daraus, daß du den meinen aus Erfurt, den ich den Mittwoch früh auf

[1] Dazu sollte das Haus in B. erweitert werden. Bezieh. S. 279.
[2] Bd. I. S. 23.

die Post gab, noch nicht erhalten hattest. Daß Würzburg eingeht, schließt man aus dem ganzen Benehmen hier in der Nähe; doch der Schatz schien mir recht innerlich ruhig und heiter. Besucht ihr uns bald? Die Kälte auf meiner Reise war wirklich arg; doch sehe ich aus Allem, daß ich einen Puff vertragen kann. Es ist mir eigentlich sehr wohl hier; meine Phantasie erwachet oder geneset von der Verwirrung des Winters und den mancherlei albernen Evenements. Ich bin nicht einsam, weil Adolph um mich ist, und auch mit Hrn. D. ein vernünftig Wort zu reden ist. Es ist durchaus nichts Störendes um mich, und ich freue mich ordentlich, mich über Vieles so selbst wieder zu finden.

Ich glaube, ich könnte lang so leben, ohne etwas Anderes zu wünschen, und wenn ich euch nicht in Weimar wüßte und nach euch mich überall in der ganzen Welt sehnte, so hätte ich dorthin sogar wenig Reminiscenzen.

Vom Alten habe ich Briefe auf der Reise; von P. noch nicht. — An Hrn. Cotta werd' ich wohl noch etwas zusammenbringen; ich habe in diesen Tagen Plane zu unsäglichen Stücken gemacht, die ich in zehn Leben nicht schreiben könnte; doch bleibt nur etwas davon. Den Moliere [1] schicke ich nächstens wieder durch den Gotha'schen Boten.

Ich wünschte recht, Du könntest mit der chère mère herkommen und Hrn. K. Bübli hat eine ganze Heerde des Abends um sich her; doch lernt es auch beim Hrn. Dennstädt ordentlich. Dieser hat einen trefflichen Hals; wirklich eine sehr schöne Stimme zum Lesen. Alle Abende wird ein Gesang der Ilias gelesen.

In Nordheim war ich einmal. Die Leute sind recht gut, aber der Ennui arg. Die Mellisch [2] sieht sehr krank aus. Adieu, liebes Kind! Ich hoffe Sch. Uebelsein hat sich ganz gebessert. Tausend Grüße. Grüße auch Stein, Amelie, Meier. — Um die Madame Bernard will ich Goethe gewiß nicht bringen.

[1] Hatte etwa Caroline die Frauenschule übersetzt? An Goethe Nr. 850.

[2] Geborne v. Stein.

Die Kalb vergaß ich ganz. Sie war vor einigen Tagen des Morgens bei mir auf der Reise nach Weimar begriffen, wo sie in Mellisch Hause[1] wohnen will. Sie dauert mich recht. Sch. muß nur suchen sie zu determinieren, daß sie ihren ganzen Handel mit dem Mann einem verständigen Geschäftsmann übergibt. Sie traktiert es albern und phantastisch, und sagt einmal, davon müsse ja die Rede nicht seyn; der Major sey ein edler Mann und der Präsident gemein. Die Steins sind outriert über das Benehmen der beiden Kalbs und sagen, sie seyen abscheulich mit der Frau umgegangen, und haben ihr eine Verschreibung ihres ganzen Vermögens abgelockt, so daß sie jetzt nichts mehr hätte.

Mit der Narrheit, die sie den Steins auch haben weis machen wollen, ist es gar nicht wahr. Sie ist so vernünftig, wie sie je war. Der alte Stein wünscht nur, daß der Verkauf von Kalbsried[2] an Bertuch nicht vor sich gehen soll, worauf der Frau Witthum ist.

Tausend Gulden, meinte Stein, könnte sie noch jährlich haben; davon kann sie am Ende allein auskommen, doch müßte es wohl versichert seyn.

Wenn Sch. etwas Vernünftiges von ihr herausbringen kann, so kann er's nur der Mellisch schreiben, die sich auch sehr für sie interessiert und den alten Stein zu etwas determinieren kann, der sich nicht recht besinnt. Die arme Kalb dauert mich herzlich, wenn sie ganz die Dupe des Packs werden soll.

Bauerbach, 19. Mai (1802).

Gestern gleich, liebe Lollo, habe ich an Balandrino geschrieben. Der gute Alte[3] hat mir überall Quartiere bestellt und kanns jetzt nicht erwarten, bis ich bei ihm bin. Harbauer soll mich in Mainz abholen. Das wird dich und die chère mère sehr beruhigen.

[1] Das aber Schiller gekauft hatte.

[2] 1821 von General v. Wolzogen erstanden.

[3] Ueber dessen Ankunft in Paris Henriette v. Knebel unter dem 4. Mai (Nr. 143) berichtet.

Die Reinwald sehe ich oft.[1] Der Tod der guten Mama[2] hat mir leid gethan; doch war nichts anders zu wünschen, und sie ist sanft gestorben. Die Reinwald habe ich recht lieb, und ich wünschte, daß jetzt etwas für ihre künftige Existenz zu machen wäre.

Die Louise ist reicher als Ihr Alle; denn ihr Mann hat einen sehr guten Dienst und eigenes Vermögen; also möchte ich, daß Sch. alle Avantage, die er seinen Schwestern bei der Erbschaft macht,[3] zu Gunsten der Reinwaldin thäte und für sie in die Wittwenkasse legte.[4] Sie sagte, daß sie gern es von ihrem Antheil thun wollte, nur wüßte sie es nicht mit dem Mann anzufangen. Ueberhaupt wünschte sie, daß man ihr hälfe, daß sie ihre Revenüen ganz in die Hände bekäme, denn wie der Mann es ihr an Allem fehlen läßt und sie mit Geiz plagt, ist schändlich.

Hoffentlich überlebt sie ihn lang, und dann hat sie doch nichts als sein Vermächtniß, was eine Kleinigkeit ist.[5] Wenn sie nur 200 Rthlr. in die Wittwenkasse legt, so bekommt sie dann Lebenslang eine Revenue, wovon sie leben kann. Wenn sie nur ein Jahr in Dresden seyn könnte, bildete sich ihr Talent[6] sehr aus. Dann finde ich auch natürlich, daß wenn Sch. jetzt etwas en faveur der Reinwald thut, sie es Euern Kindern einmal wieder vermacht, welches sie auch gewiß thut, da sie sie sehr liebt; so wäre ihr geholfen und Euern Kindern nicht geschadet. Sie dauert mich sehr, die Arme, Er sitzt ordentlich wie ein böser Geist neben ihr, der sie immer quält mit dem abscheulichsten Egoismus; und sie hat so viel Regsamkeit und Lebenslust und muß dem Unthier Alles aufopfern.

[1] Sie nahm Abschied, vorgeblich um nach Frankfurt zu reisen, am 23. Bezieh. S. 282.

[2] Schillers Mutter war am 29. April in Clever-Sulzbach gestorben.

[3] Schiller hatte beim Tode des Vaters auf das Erbtheil verzichtet. Bezieh. S. 385.

[4] Darüber schreibt Christophine am 9. Juni. Bezieh. S. 283.

[5] 2000 fl. Ebenda.

[6] Zum Malen.

doch ist ihr nicht zu helfen, als wenn er stirbt, welches doch der Himmel geben wird.[1]

Sch. muß ihr nichts davon schreiben, als durch mich; denn R. ist so mißtrauisch, daß es fürchterlich ist, und ihre Lage nur ärger machte.[2]

Jean Paul[3] war letzt einen ganzen Tag bei mir und recht artig und vernünftig. Die Jungfrau ehrt er unaussprechlich. Die Cousine hat mir versprochen, durch den Prinzen von Meklenburg[4] bei der Königin anzubringen, daß sie Sch. eine Pension schafft, sie liebt Sch. über Alles, und die W. meint, vielleicht sey etwas zu machen.

Jean Paul wird eine Pension bekommen, zu der sich Mehrere verbunden haben, und er soll gar nicht wissen woher. Das ist eine sehr artige Manier. Sage aber ja Niemanden etwas davon.

Die Gegend von Meiningen ist sehr freundlich und hat einen eigenen Charakter der Milde und Annehmlichkeit, und der Herzog von M. hat sehr interessante Kunstsammlungen. Wirklich merkwürdige Bilder, wie mir's scheint.

Gestern war ich da, und er zeigte mir Alles. Ich bin sehr höflich und artig, wenn ich allein bin, wie Du weißt.

Bauerbach, den 23. Mai (1802).

Beste Lollo! Ein Brief vom Alten hat mich zur schnellen Abreise bestimmt. Er treibt jetzt meine Ankunft mit eben der Heftigkeit, wie sonst das Gegentheil. Er scheint nicht recht wohl. Der Arme macht sich und mir durch seine Inconsequenz große Noth.

Bleibe wohl und ruhig mit Schiller, liebe Seele. Wahrscheinlich bin ich im Oktober wieder bei Euch; doch erkläre Dich über

[1] Dieser fromme Wunsch wurde am 6. August 1815 erfüllt.

[2] Ueber eine vertrauliche Correspondenz unter anderer Adresse schreibt Christ. am 9. Juni, Bezieh. S. 282, ohne Zweifel in Folge dieses Briefs.

[3] Der 1801—1803 in Meiningen wohnte.

[4] Der Bruder der Königin von Preußen.

gar nichts, was mich angeht. Für jetzt sagst du, ich sey in ein Bad am Rhein, du glaubst in Ems, und werde dann nach der Schweiz gehen. Das sage auch der Stein für jetzt.

Paris, den 5. Junius (1802).

Vorgestern bin ich hier angekommen, beste Lollo, und Alles ist gut abgelaufen. Der erste Eindruck, die schönen Architekturen, das Gewühl, die Größe der Plätze, hat wirklich etwas ganz Neues. Nur der entsetzliche Lärm quält mich, doch alle Welt sagt mir, daß ich mich daran gewöhnen werde. In einiger Zeit denke ich den Alten doch herum zu bringen, daß er jetzt hinschreibt, daß ich da bin. Ich sehe den Prinzen nicht, also bis dahin sage du aller Welt, ich wäre in einem Bad am Rhein, oder in der Schweiz, wenn man nach mir fragt. Buonaparte auf der Parade habe ich gestern schon etwas von weitem gesehen.

Heute gehe ich in's Musée. Der Alte ist doch gar nicht wohl und hat alle Abend geschwollene Füße, was mir sehr Angst macht.

Wie gehts Sch.? Was arbeitet er? — Der Esel Mercier hat das Mädchen von Orleans übersetzt. Harbauer ist mir lieb hier; doch mag ich ihn nicht von seinem Geschäfte abziehen.

Immer bin ich froh, daß ich hier bin, und ruhiger um den Alten. Der Arme sagt mir, daß er nur so eine Noth gehabt hätte, er möchte sterben, ohne mich wieder zu sehen.

Paris, den 16. Junius (1802).

Beste Lollo! Gestern empfing ich deinen Brief. Es that mir recht wohl, wieder etwas von euch und die Nachricht von Humboldt zu hören.[1] Schlabrendorf[2] hatte sie mir eine Stunde vorher gebracht.

[1] Die Geburt einer Tochter.

[2] Graf Gustav v. Schl., der in Paris lebte († 1824) und zu Carolinens vertrautesten Freunden gehörte. Seine Billets im lit. Nachlaß II. S. 74 ff.

Habe keine Sorge um unsre Verhältnisse; man hat nicht das Herz W. eine Sottise zu machen, und die Finanzen sind so, daß es eine Möglichkeit ist unabhängig zu leben.[1] Der Stein habe ich geschrieben. Du kannst jetzt sagen, wer fragt, daß ich hier wäre, ganz für mich lebte, und in einigen Wochen mich auf dem Lande in der hiesigen Gegend etablieren würde, in St. Germain oder Neuilly, daß ich Wolzogen wenig und den Prinzen ganz und gar nicht sähe (was auch wahr ist), daß es mir aber tröstlich sey, in Wolzogens Nähe zu seyn, da er von Neuem harte Anfälle gehabt hätte.

Wenn man nur einen Begriff von dem hiesigen Leben hat, wo es tausendmal leichter ist sich zu meiden als zu finden, so ist das leicht begreiflich. Mit des armen Alten Gesundheit ist's leider wahr; ich finde ihn so abgespannt und angegriffen, daß es mich innig schmerzt, und seine Brustbeklemmungen sind so wie immer. Ruhe könnte ihm wohl thun.

Die Kunstsachen freuen mich unaussprechlich, und beim Apoll und dem Musensaal fühlt man sich in eine andere Welt gerückt und vergißt die Verzerrungen der Societät. Angenehm sind die Franzosen in ihrem Vaterland, sehr höflich und zuvorkommend, besonders gegen Frauen und Leute mit Titel. In der fremdesten Gesellschaft wird man artig aufgenommen, Alles ist für den momentanen Eindruck; und alles enge Bornierte oder Berechnete, wie bei uns, was einer wohl hat, oder gilt, oder in was für Connexionen er steht — kümmert eigentlich Niemand. Es gibt einen eigenen Anstrich der Cultur und erregt einen, auch sich in dem Moment gut zu zeigen und seine ächt menschlichen Saiten tönen zu lassen.

Von dem Travers, von Literatur oder Wissenschaft *zur Unzeit* zu reden, hat hier Niemand einen Begriff; man kann von Allem und mit Allen reden, und die *sogenannten* gelehrten

[1] Es scheint, daß Carolinens Reise in W. übel vermerkt wurde. Auch war das Verhältniß des Prinzen in P. peinlich.

Damen haben's hier prächtig. Auch gibt's deren sehr viel, und sie haben eine große Bonhommie.

Die Schweizern[1] ist eine recht gute originelle Frau; sie hat eine starke und tiefe Natur und hat unaussprechlich während der Revolution gelitten und erfahren. Sie sagt mir, daß sie Goethen, als er in der Schweiz war, nur einmal durch eine Thür gesehen und sich gleich in ihn verliebt hätte, daß sie ihn nicht hätte noch einmal sehen mögen, da sie eben versprochen war.

Ueber Davids Bild habe ich eine Kritik gemacht; ich will sie dem Freund Meier schicken; da muß er sie doch lesen; — sonst möchte er mir auch durchgehen. Ich kann das Bild nicht leiden. Ein Römer, wenigstens in Rom geborner Franzose, Gérard — ist mir viel lieber als David. — Die Transfiguration werde ich erst heute sehen. Einen schöneren Raphael als den Dresdner sah ich nicht. Aber Domenichino und Guido lernt man hier kennen. Die Kunstsammlungen könnten einen jahre- oder lebenslang interessieren; das Uebrige habe ich in drei Monaten gewiß satt. — Das Leben ist leicht und auch die Quartiere nicht viel theurer als in Weimar.

Camille Jourdan[2] war verreiset und wird heute zu mir kommen. Gérard's wohnen in einem Landhause der Staël, welches allerliebst ist. Eine Liefländerin, Frau v. Krüdener, sehe ich oft; es ist eine gute Frau, obgleich etwas reckisch.[3] In der Oper bin ich bald ohnmächtig geworden vor Hitze. Die Ballets sind eine wahre Zauberei, alle Bewegungen und Formen malerisch; keine einzige Gaucherie unterbricht; Alles ist leicht und graziös. Aber der Gesang ist schändlich, und auch die Bewegungen im Tragischen fatal und grotesk.

[1] Madeleine Schweizer, eine Schweizerin, mit Wolzogen von seinem frühern Aufenthalt, 1791—93, her befreundet.

[2] Der sich mit Philosophie beschäftigt hatte und früher in Jena und W. gewesen war.

[3] Elise v. d. Recke war dem W. Kreise etwas zudringlich erschienen. Etwa Alexanders Freundin?

Man glaubt im Ganzen, der jetzige Zustand sey nur eine Windstille. Aber Alles, was Regierung heißt, ist mit unglaublicher Feinheit hier ganz versteckt; man denkt nicht daran und wird durch kein plattes Verbot daran erinnert. Keine Spur des Mißtrauens zeigt sich, und das beweist mir doch, daß B. ein sehr großer, oder wenigstens sehr kluger Mann ist.

Mit einem kleinen Zirkel möchte ich hier ein paar Jahre leben, immer nicht.

Das Grabmal der Isabeau und Du Chatel habe ich gesehen, ihre lebensgroße Figuren; die Isabeau sieht närrisch aus, zu ihren Füßen liegen ein paar Hunde.

Der G. schreibt, daß er Sch. Adelsbrief vom Kaiser umsonst bekommen. Da hat sich Sch. auch mit beim Kaiser zu bedanken.

Harbauer ist gut und behülflich; aber ich hüte mich vor seiner Madam Herward, die sich gleich anhängt. Ich glaube nicht, daß ihm ein langer Aufenthalt hier frommt!

Den 4. Julius.

Schlabrendorf sehe ich hier viel. Er ist ein Mensch von großer Tiefe, der unendlich durch die Revolution gelitten hat, weil er wirklich sein ganzes Gemüth, freilich aus wundersamer Verblendung hineingelegt hat. Ich hörte selten schöner sprechen; Alles wird ihm zum Gegenstand der Reflexion, und so klar und frei liegen alle Verhältnisse vor ihm und sein eigenes Leben, daß es recht erfreulich ist ihn sprechen zu hören. Das Sprechen ist überdieß sein Element, denn sonst hat er eine unglaubliche Trägheit und ist so cynisch im Anzug, daß es fast dégoutant ist. Eine wundersame Composition. Ich suche sehr ihn nach Deutschland zurück zu bringen; denn ich fürchte doch, er könnte noch in Händel gerathen, so klar er auch sieht.[1] — Wahre Originale gibt's hier; von einer Form des Umgangs, von einem herrschenden Ton ist keine Rede; Alles schickt sich, Alles geht an.

[1] Am 6. August: „Mir däucht, Sch. würde sich sehr wohl mit ihm zusammenfinden." Am 1. Oktober: „Er hat eine große Liebe für Sch."

Paris, den 18. Julius.

Die großen Feste vom 14. habe ich mit angesehen, und der Begriff des französischen Volkes ist das Merkwürdigste, was ich dabei gewonnen. Die Wuth, Alles zu sehen, ist unbegreiflich; sie stoßen sich mit den Soldaten herum, und wenn solch' ein Haufe losgelassen ist, muß es fürchterlich seyn. Das französische Militär ist sehr interessant; diese gehen wirklich wie freie verständige Menschen einher; und da sie die Oberhand über ganz Europa gewonnen und keine Prügel bekommen, so sollten sich die andern Mächte wirklich das Resultat wenigstens abstrahiren und diese Rohheit abschaffen. Unter den Soldaten gibt es auch die besten menschlichsten Gesichter, und ihr Ton, wenn sie etwas verweigern müssen, ist immer höflich. — Buonaparte habe ich ganz in der Nähe gesehen; seine Figur ist sehr zierlich, seine Farbe sehr blaß und gelb; doch soll er immer so ausgesehen haben. Sonst ist er den kleinen Büsten, die man von ihm hat, ähnlich.

Camille hat eine kleine Debatte mit der Regierung gehabt, und ein Buch drucken lassen wollen, welches einige Mißbräuche angreift. Man hat die Auflage weggenommen. B. hat sich aber gegen ihn selbst sehr artig benommen und gesagt, das Buch an sich sey sehr gut; nur sey jetzt kein passender Moment. Es war uns einige Tage Angst um ihn; aber jetzt ist Alles im Gleichen.

Gestern war ich in einer Séance du Lycée, wo Alles hinläuft, was sich mit Literatur abgibt, oder so aussehen will. Aber welche Plattheiten und welche Albernheiten man da hört, ist unbegreiflich. In Wahrheit Dinge, die sich bei uns ein Schüler noch zu sagen schämte, bringen sie mit der Prätension der Neuheit vor. Ein Poet hatte ein Stück aus dem Orlando des Ariost übersetzt, die Stelle, wo Orlando zu rasen anfängt, und er nahm sich's vor, alle Nüancen der Raserei in der Deklamation auszudrücken. Es war zum todtlachen. Der Alte saß neben mir und fluchte. Die Anstalt ist eigentlich artig, und wenn unsre bedeutenden Männer in einer großen Stadt solch eine Einrichtung machten, könnte sie

interessant werden. Die Naturwissenschaften sollen sehr schön vorgetragen werden und alle mit Experimenten begleitet. Nur von der Poesie mögen diese Menschen zurückbleiben. Eine artige Societät ist hier, in der man alle bedeutenden Gesichter aus mehreren Ländern sieht, bei einer politischen, gelehrten Dame, Miß Williams. Sie ist sehr artig und höflich und gibt einen Abend um den andern Gesellschaft. Gestern war Lord Holland und M. Kemble, ein berühmter englischer Schauspieler, da. Man hat mir versprochen, ihn etwas deklamieren zu lassen, wenn ich wieder hinkomme. Er hat einen prächtigen Kopf mit beinahe kolossalen Zügen, der auf dem Theater schön seyn muß, und eine sehr elegante Figur.

Sage doch der Herzogin Mutter, daß ich die Prinzeß Pignatelli von Neapel gesehen hätte, die sich sehr nach ihr erkundigt, und sie auch im nächsten Jahr zu besuchen denke. Sehr interessant durch ihre Buntheit sind die Gesellschaften. Schlabrendorf ist viel bei mir und hat mir letzt einen recht liebenswürdigen Mann gebracht, den Ihr auch kennt, Graf Redern. Er hat ein so gutes und feines Gesicht. — Schlabrendorf hat sehr viel Gutes, er ist ein wenig Don Quixote.

Wenn man hier eingerichtet wäre, könnte man wie in Weimar wohlfeil leben und unendlich mehr genießen. Es gibt allerliebste Häuser mit Gärten, von deren Bequemlichkeit man bei uns gar keinen Begriff hat, die für 300 Rthlr. zu haben sind, und wo mehrere Familien Platz haben. Das ganze Wesen hat nichts Angenehmes, vielmehr etwas Fatales; aber um für sich, oder mit Freunden zu leben, ist's ein allerliebster Ort.

Den Prinzen habe ich bei dem Alten und auf dem Museum einigemal gesehen; ich finde im Ganzen sein Aeußeres doch viel angenehmer. Aber das Leben hier ist so zerstörend für die Gesundheit, wenn man in dem diplomatischen Zirkel lebt, daß es ihm gut ist, fortzukommen. Das lange Aufbleiben und späte Essen macht ihn elend aussehend.

Hat denn die H. nichts geäußert über meine Reise? Sag

mir's nur zum Spaß, denn es ist mir jetzt ganz einerlei; sie muß doch bonne mine à mauvais jeu machen. Noch weiß ich nicht bestimmt, wo ich mich den Winter hinwende, wahrscheinlich bei Lausanne des Französischen wegen für Adolph, und weil es auch in der Nähe des Alten ist.

Die Staël hatte mich bitten lassen, Schiller zu bitten, ob er ihr nicht einen Erzieher für ihre Söhne verschaffen kann. Er soll die alten Sprachen und Musik gut können, jährlich 1200 Livres bekommen und lebenslänglich bei ihr oder ihrem Vater bleiben. Schlegels sehe ich gar nicht, ob er [1] gleich alle Tage im Museum vor mir herum geht. Er scheint mich auch gar nicht mehr zu kennen und sieht wirklich recht niederträchtig aus. Eine große Freude habe ich diese Tage an den Handzeichnungen gehabt. Von allen großen Meistern sind welche da, und es ist ein ganz eigener Genuß, die erste Gedanken-Urschrift zu sehen.

Paris, den 28. Juli.

Recht oft wünsche ich dich zu mir, liebe Lollo, am meisten beim Anschauen der Kunstsachen, weil dir das die meiste Freude machen würde. Um ein sehr geringes Geld kann man hier hübsche Kupferstiche haben, und diesen Genuß wirst du wenigstens künftig mit mir theilen, denn der Alte kauft eine Menge zusammen. Den Prinzen sehe ich nicht; Niemand bekümmert sich um einen, und darin ist Paris die schönste Stadt der Welt. Will man die Leute sehen, so ist man des artigsten Empfangs gewiß; will man sie nicht, so ist an kein Uebelnehmen und gespanntes Wesen zu denken.

Ein artiger, junger Mann von Weimar, Hase, ist hier, und Jagemann ist auch ein recht guter Junge und voller Talent. Er kopiert einen Guido sehr gut, wie mir scheint. Die Deutschen sind sehr geachtet in Wissen und Kunst, und benutzen auch die Sammlungen fleißiger und besser als die Eingebornen. Sonst ist Alles,

[1] Friedrich Schlegel.

was man vom Kennen der deutschen Literatur hier rühmt, eine Lüge; sie können uns durchaus nicht begreifen und schätzen nur die Namen auf blinden Glauben. An dem besuchtesten Platz der feinen Welt, einem Garten, der alle Abende illuminirt wird, stehen die Namen unsrer Weimar'schen Heroen in Blech und vergoldet. Ich suche in allerhand Gesellschaften die Sonderbarkeiten auf und die merkwürdigsten Figuren der Zeit zu sehen.

Ein recht artiges Theater ist das Vaudeville. Die Franzosen sind da in ihrem Element. Die kleinen, feinen Nüancen des Lebens in den Gesellschaften sind auf die graziöseste Art gefaßt und ausgedrückt. Die Akteurs sind sehr angenehm, und keine einzige Gaucherie fällt vor. Der ungeheuren Hitze wegen bin ich noch nicht in der Tragödie gewesen; der arme Alte bekommt immer ein Fieber vom Theater. Gestern war er recht krank, und er ist im Ganzen so matt und angegriffen, daß es mich innig schmerzt, und mir auf den Winter sehr bang für ihn ist. Es ist ihm ein Trost, mich in der Nähe zu haben; und wenn's mit seinen eigenen Planen im Reinen ist, will ich auch meinen Winteraufenthalt so einrichten, um ihm doch nicht allzu entfernt zu sein. Ist er in Wien, so bleibe ich in Stuttgart. Doch sage davon noch Niemand etwas. Für dem Schatz seine Existenz hoffe ich doch etwas; wo wird sich der Arme nur mit seiner Regierungslust hin begeben, da man ihm Erfurt nimmt?

Die Schlegelsche Pastete [1] ist angekommen. Schlabrendorf, an den sie Briefe hatten, wollte sie mir bringen; ich habe mich aber sehr für die Ehre bedankt. Mehrere Leute haben die Bekanntschaft auch schon ausgeschlagen. Im Grund thun sie wohl hier zu bleiben, wo sie Niemand kennt und sie auch weiter Niemand inkommodieren.

Die Mannigfaltigkeit der hiesigen Existenz ist unbegreiflich. Es gibt eine Menge Familien, die kein Schauspiel gesehen haben. Viele sogenannte dans la dévotion gibt's jetzt hier. — In der Kirche sah ich die Raphaelschen Tapeten. Es sind vierzehn hier,

[1] Friedrich mit seiner Frau.

unaussprechlich schön. Wie neu, wie verjüngt und gestärkt man sich im Anschauen der antiken Statuen fühlt, kann ich nicht sagen. Eine himmlische Stille ist um diese Gestalten, die das Gemüth auf die wundersamste Art erweitern und erhöhen. Klein und unbedeutend dünkt alles Gewühl des gegenwärtigen Lebens um sie her. Ich möchte, ihr säßet mit mir bei den Musen, die mich noch am tiefsten bis jetzt rührten. Die neue Kunst ist nicht sehr weit her, dünkt mir's, und ich höre Freund Meier oft im Geist sagen: das ist ein vertrackter Zustand! — Gérard ist mir der interessanteste; er ist eigentlich ein Römer und hat eine weiche schöne Art und Farbe, geist- und gemüthreiche Compositionen, die klar und rein ausgedrückt sind. Von ihm hört man auch die vernünftigsten Urtheile. Die Transfiguration und Madonna von Foligno von Raphael haben mich sehr ergriffen; nur diese stehen mir neben der Madonna von Dresden. — Harbauer hat eigentlich eine alberne Existenz hier und wird etwas Halbes. Es ist sonst so ein guter Narr, daß man suchen muß, ihm zu helfen. Wenn man nur eine Collekte für ihn machen könnte und 50 Louisd'or zusammen bringen; da hat er mir versprochen, sich ganz auf's Studiren zu legen. So muß er prakticieren, und daraus wird doch nichts Rechtes, und er läuft seine Zeit größtentheils herum und wird nichts Ernstliches daraus. Zum bloßen Pfuscher hat er doch schon zu viel gesunde Begriffe. Wenn ihm nur die Stein noch von der Herzogin etwas verschaffen könnte. Mit 50 Louisd'or kann er ein Jahr hier leben, ohne Patienten zu suchen, und kann auch die kleinen Depensen bestreiten, die zu seinen Uebungen in der Wissenschaft nothwendig sind.

Camille Jourdan habe ich noch wenig gesehen; er scheint sehr beschäftigt. Er wohnt aber an einem schönen Platz mit Gérards zwei Stunden von hier in einem Garten an der Seine, der Necker gehört, wo eine sehr liebliche Aussicht auf die Seine ist. Er grüßt auch Amelie und die Schardt. Madame Gérard ist eine gute und interessante Frau; ihn sah ich noch nicht. — Gestern

sah ich Talma, der mir sehr gefiel. In ruhigen Situationen ist's, als wenn man eine antike Statue vor sich wandeln sähe. Im Rasen ist er, wie Alle, eine Karrikatur. — Wie ich aber fühlte, was unsre Tragödie durch Schiller geworden ist; wie hoch wir stehen, und welche Kinder im Ausdrucke der Leidenschaft die Fr... sind! Nur Schauspieler fehlen uns, um das aller Welt zu zeigen.

Paris, den 29. Juli.

Gestern sah ich Cinna, und das Ensemble der französischen Tragödie hat mich über alle Erwartung frappiert. In der Deklamation liegt eine eigene Harmonie oder Melodie vielmehr, die mir diesen Morgen noch in den Ohren tönte. Die leidenschaftlichen Accente nur gehen in Mißlaute über und werden oft ein Gebrüll, das wenigstens in meiner Brust keine sympathetischen Saiten anschlägt, aber das immer einen allgemeinen Beifall hier erregt.

Mariel, einer der älteren sehr geachteten Schauspieler, spielte den August. Die Nüancen seiner Deklamation sind vortrefflich, natürlich und weich, bis er an die Grenzen der höchsten Leidenschaft kommt. Seine Stellungen, seine ganze Haltung war edel. Keine einzige Gaucherie, die immer unsre Schauspieler auf den Thron begleitet, störte die Würde seines Benehmens und die Täuschung einen August vor sich zu sehen. Durchaus kein Wort läßt die französische Deklamation fallen; jedes wird gewürdigt, und von der Lässigkeit, mit der ganze Stellen bei uns abgehaspelt werden, zeigt sich keine Spur. Alles ist Leben und Bewegung um den Redenden; keiner läßt den Antheil, den er seiner Rolle nach zu nehmen hat, auch nur einen Moment aus den Augen.

Talma hat ein vortreffliches Organ; nur in der Raserei wird es unangenehm; aber in der ruhig zergliedernden Rede, in der zurückgehaltenen Leidenschaft ist seine Sprache eine Musik. Seine Stellungen und Bewegungen haben auch, so lang sie in dieser Grenze bleiben, etwas sehr Edles und Harmonisches. Langsam entwickelt sich die gegenwärtige aus der folgenden. Er war in

einem weißen Mantel mit rothem Saum gekleidet, der in den schönsten großen Falten um seine sehr elegante Gestalt fiel. Er hat die Antiken studiert, und seine Stellungen erinnern an ihre edle Simplicität. Sein Mienenspiel ist vortrefflich, und in der Unterredung mit August drückt er alle Seelenbewegung mit einer Stärke aus, die mich unaussprechlich anzog. Er hat viel Maß in seinem ganzen Wesen und nimmt bei Corneille's großen Worten nie den Mund voll, wie man zu sagen pflegt. Das Edle und Hohe scheint ohne Anstrengung aus seiner Seele zu fließen, und der wunderlich aufgeschraubte Held des Corneille wird durch die Harmonie seines Spiels zur Einheit gebracht. Man nimmt sich die Freiheit, die Rolle der Livir ganz weg zu lassen. Aemilia durch Mlle. Raucou bleibt eine Verzerrung, weil sie kein Talma ist. Sie fällt zu schnell von dem Tiefsten in's Weiche und Feine, und verfehlt die Nüancen und ihr Spiel ist ohne Harmonie; oft aber mit viel Grazie. — Der Vorhang fällt gar nicht, und sehr kurze, aber passende Symphonien schneiden die Akte ab.

Wäre es möglich eines von Schiller's Stücken mit dieser Kraft, diesem Ensemble zu sehen! Die wenigen Personen, die Kürze machen eine Vollkommenheit der Vorstellung nur möglich. Bei dem vielfach Zusammengesetzten muß allerhand vorkommen, was diese Art von Ensemble der französischen Bühne unterbricht. Aber wenn die ächte Hoheit und Wahrheit seiner Helden je so ausgedrückt werden könnte, wie Talma Corneille's phantastische Gestalten ausdrückt, so wäre es ein unaussprechlicher Genuß. Das Publikum ist immer rege und warm; Alles schlägt an und wird gefaßt. Nur in der Bewegung der Hände haben alle Schauspieler oft etwas ignobles. Selbst Talma fällt, doch selten, in diesen Fehler. Eine Art von Schütteln und Krampf, das äußerst fatal ist.

Die Männer kleiden sich hier besser als die Frauen. Die Spuren der Tanzkunst zeigen sich in allen Stellungen und Bewegungen.

Es gibt Écoles scéniques hier, nach denen ich mich erkundigen will.

Das Naive, Rührende, drücken die Franzosen schwer aus. La pupille wurde durch eine sehr beliebte Aktrice schlecht gespielt. Die Fats sollen schlechter seit der Revolution geworden sein.

Paris, den 6. August.

Ich hatte die Zeit viel Noth. Der arme Alte war nicht wohl und hatte Démêlés in seinem Hause mit P.,[1] der auch krank, empfindlich ist und dem Alten eigentlich nichts hilft, weil er immer zu Hause bleiben will. Nach einer kleinen Explication hat sich's jedoch gelegt. Der Alte wollte so gern auf ein Paar Monate in Ruhe. So sehr lieb es mir wäre, fühle ich doch, daß es nicht angehen wird, ohne auf der andern Seite tausend Verdruß zu Hause zu haben, der ihm dann noch empfindlicher sein würde; und ich muß ihm, so schmerzlich es mir ist, wahrhaftig selbst noch zureden zu bleiben.

Wie herzlich ich wünsche euch wieder zu sehen, kann ich nicht sagen.

Der Aufenthalt hier ist mir eigentlich mehr nützlich als angenehm, weil immer eine Art von gespanntem Wesen dabei ist, und viel in kurzer Zeit zu sehen, nur angreift. Aber es ist ein wahres Bildungsmittel für die Phantasie, und ich habe schon drei sehr ausgeführte Romanenplane gemacht, daran ich den nächsten Winter schreiben werde.

Madame de Vaudreuil, Diderots Tochter, gleicht ihrem Vater sehr und ist eine ganz schlichte, sehr lebhafte Frau.

Goethens Gestalten begegnen einem oft in der Welt; so ist mir diese unter andern äußern Lagen ganz seine Therese.

Der Sommer ist sehr ungesund hier, und die Hitze ungleich drückender als bei uns. Aber die Abende sind prächtig und die Tuilerien und Boulevards sind eine immerwährende Illumination bis spät in die Nacht.

Wie rührte mich neulich der Tod des Alten von Mainz! Wie

[1] Hr. v. Pappenheim, der dem Erbprinzen ebenfalls beigegeben war.

anders hätte dieser unter andern Umständen uns gerührt! Doch scheint es noch leidlich für den Schatz zu gehen, und vielleicht geschieht doch auch für Sch. noch etwas.

Paris, den 15. August.

Wenn du meinen letzten Brief schon hast, in dem ich dir über das démêlé mit P. schrieb, so behalte das ja bei dir, und hast du es der Stein gesagt, so bitte sie auch, es nicht weiter zu sagen. Er hat sich nach demselben so artig benommen, daß alles à l'aimable beigelegt ist. Zwei Kranke gehen freilich nicht gut zusammen. Ich habe manche Noth hier, da ich einmal an des Alten Noth immer Antheil nehme. Noch weiß ich nicht, ob ich den Winter nach Genf, wie mir die Grivel[1] räth, oder Stuttgart gehe. Die Nähe des Alten ist meiner Ruhe sehr nöthig; denn er ist sehr übel, und da er in Lyon sein wird, so ist doch von dort aus zu ihm schon der halbe Weg gemacht, wenn's nöthig wäre ihn zu sehen. Möglich ist's auch, daß ich im November nach Bauerbach und dann nach Weimar komme, wenn unser Haus nicht gut zu vermiethen ist.

Den 16.

Gestern Abend bin ich bis zwölf zu der Illumination herum gelaufen. Die sehr schönen Gebäude hier sind allerliebst im Glanz der Beleuchtungen. Auf einem Platz der Stadt waren so viele Colonnen als Departements. Jeder Name war auf der Spitze der Colonne im Transparent. In der Mitte war die gedruckte Constitution im Transparent als eine eckigte Säule; aus dieser ragte ein Baum, der sehr mager aussah, und sehr wenig fast mit lauter erlöschenden Lämpchen erhellt. Die Anspielung des erlöschenden Freiheitsbaumes war so sonderbar, daß man's für absichtlich hielt. — Alles was zum Feste gehörte, sah sehr mesquin aus, und ohne die kolossalischen Verhältnisse der Plätze und die Schönheit und Pracht der alten Gebäude, die aus andrer Zeit stammen, war alles, was die Gegenwart erzeugte, sehr kindisch und albern.

[1] Bd. I. S. 227. Anm. 3.

Die Schlegels spielen eine pauvre Rolle hier, und ich muß mich ordentlich hüten, daß mich das Mitleid, welches mich immer zu dummen Streichen verleitet, nicht noch mit ihnen zusammenführt. Es ist gar dumm, daß sie mich jetzt hier suchen, da sie sich von Jena aus nie um mich bekümmert haben. Ich habe gerade gesagt, ich möchte nicht mit ihm zusammen sein, weil er sich grob gegen meine Freunde benommen. Das hat er wieder erfahren und sehr lamentabel gesagt, er hätte gedacht seine alten Sünden seien vergeben, es sei aber recht liebenswürdig von mir, daß ich mich so benähme. Nun habe ich erklärt, ich wollte diesen Ruf der Liebenswürdigkeit nicht wieder verlieren und bliebe dabei, daß ich ihn nicht ins Haus haben möchte.

Er steckt sehr in der Armuth und will allerhand Entreprisen machen, ein Journal über Paris. Seine Art von Narrheit wird hier nie etwas gelten, weil sie doch von der einen Seite eine Art von Gehalt hat und ohne alle Urbanität ist, die man doch hier immer will, zumal unter dem gelehrten Volk. Einen derben, trockenen Spaß lieben sie gar nicht.

Camille's Schrift ist wirklich in einem sehr edlen und verständigen Ton; auch hat er eine große Partei, und daß man so etwas unterdrückt, zeigt, in welchem orientalischen Zustand man sich befindet.

Die Bilder und Statuen sehe ich täglich mit aufgeschlossenen Augen und finde immer dort alle Harmonie wieder, die mir das Leben nimmt. Ich sehe sie doch lang genug, um sie lebendig vor meiner Einbildungskraft wieder zurückführen zu können. Ich fühle den Stoff in meinem Gemüth und Sinn unendlich angewachsen seit meinem hiesigen Aufenthalt, und in einem ruhigen Leben werden sich die Formen, in denen er sich darstellen muß, schon ausbilden.

Schicke den Brief der chère mère, wenn du nicht mehr bei ihr bist. Ach! das arme Kleine schmerzt mich unaussprechlich![1]

[1] Friederike v. Gleichen hatte ihr erstes Kind verloren.

Paris, den 3. September.

Beste Lollo! Unsre Evenements sind nun entschieden. Der Alte hat den Antrag des Herzogs angenommen, um einige Zeit in Ruhe zu sein, und noch etwas zu brauchen, zu baden und Stahlwasser zu trinken. Er bleibt noch vierzehn Tage hier, wo ich ihn recht pflegen will; dann geht er nach Montpellier zu dem Prinzen und macht die Anstalten in Lyon zum Winteraufenthalt. Ich bleibe in Stuttgart oder in Ludwigsburg, wohin ich den 18. September gerade über Straßburg reise. Es macht mir Spaß, meine alten Bekannten wieder zu sehen.

Du sagst in Weimar, ich würde den Herbst in Schwaben zubringen; ohne dich weiter über den Winter zu erklären. Auch über den Alten und mein Zusammensein sagst du weiter nichts, als daß er sich die weite Reise des Prinzen durch Frankreich ersparen wollte, und einige Wochen ruhen.

Das allgemeine Pariser Fieber hat mich auch ergriffen, und ich gehe sehr ungern fort. Es gibt so eine unendliche Menge Dinge hier, die einen anziehen, und von dem Museum scheide ich mit herzlicher Betrübniß. Allein möcht' ich doch nicht hier sein.

Eine neue Actrice[1] hat sich hier als ein wahres Meteor gezeigt und beschäftigt das ganze Publikum. Von der Leidenschaftlichkeit, von dem Ergreifenden ihres Spiels hatte ich keinen Begriff, ob ich sie gleich auch nur in der unintereſſanten, unwahren Rolle der Hermione in Racine's Andromaque sah. In Phädra, die ich wegen der unausstehlichen Hitze nicht sehen konnte, soll sie noch weit mehr sein. Zum erstenmal sah ich die ganze Seele eigentlich mitspielen und fühlte mich wie vom Fieber der leidenschaftlichen Darstellung ergriffen. Sie ist häßlich und rührt allein durch das Leben ihrer eigenen Empfindung. Talma gefiel mir zum erstenmal im Orest als Liebhaber in diesem Stück nicht. Sein Talent ist zu zart für diese schwankende, unwahre Rolle. Aber in der Iphigenie von Tauris, von einem unbekannten Autor, in der die Fabel

[1] Die Duchesnois.

glücklich, ganz wie in der Gluck'schen Oper geführt ist, sah ich Talma als Orest, als die höchste, lebendigste Kunstgestalt, die ich noch gesehen. Sein Gesicht, seine Bewegungen, wenn er die Furien um sich zu erblicken wähnt, seine Ermattung, sein edles Wiederzusammenfassen, — in allem erscheint er wie eine edle, höhere, stärkere Natur, die uns nur im Homer und in der Heroenwelt erschienen ist. Es ist so eine reine Kunst in seinem Spiel, daß das Französische und Moderne durchaus an keiner Ecke heraussieht. Auch hat er sich durch das Studium der Antike und durch das englische Theater gebildet. Er müßte, wie mich's dünkt, bei jedem Volk, dem die griechische Welt nicht fremd ist, Effekt machen.

Das italienische Theater ist allerliebst, das Orchester vortrefflich, und einige Sänger sind sehr gut, und die Lebhaftigkeit des Spiels ist ganz neu. Doch ist kein einziger Sänger, der sich mit Bonelli in Dresden nur vergleichen ließe. Bei Miß Williams sah ich letzt eine Menge politisch merkwürdige Menschen, Fox, Kosciusko, la Harpe, Carnot, eine sehr artige Engländerin, einen Zögling der Wolstoncraft, Lord Holland. An la Harpe habe ich eine Recommandation von Grivel, mit dem er selbst in Manieren und Vorstellungen viel Aehnliches hat. Er machte mir auch eine Visite und sagte viel Interessantes. Mit Wieland war er sehr zufrieden. Der Kaiser soll das größte Vertrauen in ihn haben. Ich weiß nicht, warum ihm Klinger nur an Wieland Briefe gegeben.

Wie die jetzige Zeit mit allen Absichten und Planen spielt, so scheint es auch zu seiner verunglückten Existenz in der Schweiz auf eine sonderbare Art gekommen zu sein.

Alles ist in Jubel über die neue Constitution. Feste und Illuminationen werden gegeben.

Bonaparte sah ich letzt im Theater ziemlich deutlich. Sein Gesicht ist wunderbar ausgezeichnet und seine Bewegungen sehr graziös.

In Madame B. Zimmer sah ich auch die Madonna Della Seggiola mit unaussprechlichem Vergnügen. Sehr wahr ist Freund

Meiers Copie, wie schmerzt es mich, daß wir diese nur selten wieder sehen können. Doch nur gut, daß sie existiert.

Dem Schatz habe ich auch Glück gewünscht. Ach, daß Irdisches nicht fester steht. Mit wahrem Schmerz denke ich den zerstörten Planen nach. Doch nun läßt sich von einer Million Revenuen etwas erwarten![1]

Stuttgart, den 1. Oktober.

Beste Lollo! Hier bin ich in deinem bête noire, die mir's gar nicht ist, noch nicht decidiert. Du, Sch. und die gute chère mère sind ein großes Motiv; doch im Ganzen scheint mir's klüger, nicht nach Weimar jetzt zu kommen.

Paris hat mir unendlich neue und vielfache Ansichten gegeben, und mir ist, als wäre ich wieder muthig und stark und frei, wie man sich in der ersten Jugend träumt.

Das Gouvernement ist schändlich, jetzt kann ich's schreiben. Frankreich ist gar kein Staat, sondern ein erobertes Land, wo der Eroberer despotisiert. Keine öffentliche, legale Verwaltung, keine Spur von Rechtlichkeit; Alles stiehlt. Es wird aber auch nicht lange dauern, fürchte ich, und B. lebt immer in Todesfurcht.[2] Für Camille hatte ich und seine Freunde große Angst; aber er hat sich sehr brav und muthig benommen; du kennst doch seine Schrift? Unter alle dem Häßlichen ist das ensemble von Paris unaussprechlich anziehend. Alle andern Städte kommen mir leer vor. — Wenn's nicht zu weit vom Alten wäre, hätte ich Bills Vorschlag[3] wohl annehmen können; doch muß ich den Winter wieder arbeiten aus Lust und auch der Finanzen wegen. Schreib mir doch im

[1] Bd. I. S. 294.

[2] „Frankreich kann sich nicht halten, wie es jetzt ist, und nach allem was die Menschen ertragen, können sie den Despotismus, der jetzt herrscht, nicht ruhig ansehen. Eigentlich ist mir es lieb, daß B. sie gar nicht achtet. Aber wie viel mehr doch jeder französische Bauer ist, als ein deutscher, ist sonderbar. Unsere gebildeten Stände sind aber mehr als die ihrigen." (Aus einem andern Brief.)

[3] Wohl nach Rom zu kommen.

Moment, wenn sich etwas mit dem Schatz zugetragen. Ich habe Lust auf der Rückreise über Aschaffenburg zu gehen, ob's gleich zehn Meilen um ist, um auf den Busch zu klopfen. Thun wird der Schatz gewiß etwas, wenn's nur was Rechtes ist.

Laß dir ja nicht bang sein, Liebe, und stelle dir meine Ehre nicht so ungeheuer vor. Ich lebe anständig, aber denke nur meine alten Bekannten zu sehen, die zu mir kommen, wie sonst auch. Der Hof kommt erst im nächsten Monat hierher. Dem Alten ist's sehr lieb, daß ich hier bin.

Füßli von London[1] sah ich auch einigemal. Es ist ein sonderbarer Mensch; aber es ist so etwas Gediegenes in seinem Urtheil, daß man ihm seine Rauheit im Ausdruck gern vergibt. Er hat noch große Neigung zu Goethe, findet sich aber von ihm beleidigt.

Dannecker ist ein recht lieber Mensch und ist lebendig und rege wie immer. Des Herzogs Leidenschaft für seinen Liebling[2] hat mir etwas Rührendes; er fragt fast täglich nach dem Monument, welches D. arbeitet, und immer stehen ihm die Thränen in den Augen. — An's Theater wendet er ungeheure Summen. Iffland will er mit 8000 fl. engagieren, doch soll's Niemand verstehen anzuwenden.

Den alten Villoison sah ich noch in Paris. Er ist ganz toll vor Aristokratismus, und schiebt alles Unheil auf Kant. Gardez-vous de la philosophie, war sein Abschied.

Stuttgart, den 28. Oktober.

Schiller tausend Grüße. Ich bin mit Allem zufrieden in Ansehung der Dresdner Geschichte. Körner wird schon das Beste darin beschließen.

Noch erwarte ich einen Brief vom Alten, nach dem sich meine Abreise richten wird. Ich möchte auch noch vor meiner Ankunft

[1] Den Maler.

[2] Wohl den Grafen Zeppelin, dessen Monument 1804 in Ludwigsburg aufgestellt wurde.

in W. wissen, wie es mit dem Pfärrchen wird. Ich bleibe noch einige Zeit in Bauerbach, ehe ich nach Weimar komme; ich habe es ordentlich recht lieb gewonnen, und wenn ich nur ein Haus da hätte, blieb' ich den Winter und bäte auch die chère mère zu mir zu kommen. — Die Oper ist hier gut. — Die Johanna wird nächstens im großen Pomp gespielt. — Hubers sah ich letzt von ungefähr bei einem Gemäldecabinet; sie waren schrecklich embarrassiert mit mir, und ich bin nun gewiß, daß er die Sottisen gegen mich im „Genius der Zeit“ geschrieben. Sonst wüßte ich gar nicht, was ich sie anginge. Er soll ganz unter dem Pantoffel stehen; sie ist von der fürchterlichsten Höflichkeit und sieht im Genre der Madame Schlegel aus. — Bei Uexküll haben Hubers aber mit mir zusammen kommen wollen; ich bin neugierig sie mehr zu sehen. Er fragte nicht nach Schiller. Mit dem Aufsatz im Almanach hat er sich wohl wieder nähern wollen; sie müssen sich bald die Finger abschreiben, um zu leben.

Ich warte immer auf etwas Entscheidendes über den Schatz; jetzt siehts gut für ihn aus. Sein Glück ist Albini, der sehr klug sein muß.

Vossens[1] räsonnieren hier schändlich über Goethen; man wird sie aber wohl bald selbst kennen lernen.

(An Schiller.) Dresden, den 8. Oktober (1803).

Es ist möglich, bester Freund, daß Schlabrendorf in diesen Tagen zu dir kommt. Nimm ihn ja gütig auf; es ist mir selbst eine Güte damit erzeigt. Gib ihm die Zeilen; sehr wünschte ich, er erwartete mich in Weimar.

Körner wird mir immer lieber. Sein Umgang ist so mild und lebendig. Schade, daß er unter so viel Heterogenem leben muß. Die Kinder sind recht angenehm geworden und beschäftigen ihn sehr. Dorchen ist nicht da;[2] Gesler wird nächstens ankommen.

[1] Die Schauspieler.

[2] Sie war in Löbichau bei der Herzogin von Kurland.

Der bekümmerte Directeur des plaisirs[1] hat sehr um die Braut gethan. Neben dem prächtigen Gesang ist auch das Spiel in der italienischen Oper sehr gut jetzt.

Adieu, Lieber! Ich wünsche dem Tell ein schnelles Wachsthum und umarme dich herzlich!

Wenn etwas von Humboldts kommt, so theile mir's gleich mit; ich bin sehr besorgt um Karoline.[2]

(Dresden), den 11. December (1803).

Ich hoffe noch immer, wir sind den Neujahrsabend zusammen. Der vergangene, wo wir die Braut von Messina zuerst hörten, war so schön.

(Weimar), den 29. April (1804).[3]

Liebste Lollo! Die Kleine ist recht wohl; den größten Theil des Tages bei mir, und Adolph hat seine große Freude mit ihr. Er sehnt sich sehr nach den Jungens. Mir ist wahrhaftig auch, als sei ich in einer fremden Stadt, da ihr nicht hier seid. Ich hoffe, du kannst die Reise nun fortsetzen, da du diesen Mittag nicht zurück kömmst; die Luft ist herrlich. Der Himmel gebe sein Gedeihen! Laroche ist gegenwärtig nicht in Berlin. Wenn du die Madame Herz siehst, so grüße sie von mir.[4] Suche doch auch die Frau von Berg auf, und sei artig mit ihr. Die Hagen grüße recht herzlich von mir; auch Brinckmann. Die Li. beklagte sich sehr, euch nicht zu finden.[5] Die Staël fand es gegen mich und die Li. ordentlich wie nöthig, sich über ihre Wahl H. Sch(legels)[6]

[1] Graf Vitzthum. Auch Körner schreibt am 9. um das Theatermanuscript der Braut, Schiller geht aber nicht darauf ein. An Körner IV. S. 341 ff. Indessen wurde das Manuscript doch bekannt, ebend. S. 357.

[2] Die einen Sohn in Rom verloren hatte.

[3] Sch. waren am 20. mit den Knaben nach Berlin gereist.

[4] Henr. Herz äußerte sich ungünstig über Lotte.

[5] Sie war von Dr. Kohlrausch begleitet angekommen.

[6] Zum Erzieher ihres Sohnes.

zu entschuldigen und sagte, sie hoffe, alle Sottisen seien durch die Frau. Sie grüßt euch schönstens und war sehr zufrieden über Sch's. Billet.

(An chère mère.) P(aris) den 22. (December 1807).

Gestern, rechne ich, daß Müller in Weimar angekommen,[1] und wie werden sie sich wundern, daß wir es nicht sind, daß ich wenigstens nicht komme.

Bis zum 25. muß sich die Ankunft des Kaisers entscheiden; dann rechne ich noch vielleicht drei Wochen auf den Aufenthalt des Prinzen hier, und dann geht es gewiß fort.

Der Aerger bleibt auch nicht aus; doch kommt er in großen Massen und nicht täglich und stündlich wie zu Hause.

Den Schatz[2] besuche ich oft des Morgens; er ist wie immer; doch finde ich, daß seine geistigen Kräfte, besonders das Gedächtniß, abnehmen. Wie lang er noch bleiben muß, weiß er nicht, und sehnt sich im Ganzen sehr nach Hause. Er schreibt alle Morgen ein paar Stunden an neuen Werken.

Paris, den 7. (Januar 1808).

Wir werden auch schon wieder heitere Tage finden; wir sind es dem Andenken unsres entschlafenen Freundes schuldig die Heiterkeit des Geistes zu erhalten, ohne die man nichts thun kann. Es thut mir sehr leid, daß ich eure Erwartung täuschen mußte. Ach, wie geht das Leben hin!

Madame de Lannes[3] hat mir Complimente für Goethe aufgetragen. Gall fängt an sehr viel Beifall zu finden; er hat sich auch sehr pfiffig benommen. Der Schatz sieht sehr trüb aus; es ist auch eine erschreckliche Existenz.

[1] Wolzogen war am 15. September im Auftrage des Herzogs in Paris angekommen, um den Regierungsrath Müller in der Vertretung der Weimarischen Interessen zu unterstützen. Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 564.

[2] Dalberg befand sich ebenfalls in Paris.

[3] Die Frau des Marschalls, die G. in Weimar 1806 kennen gelernt hatte.

Paris, den 26. (Januar 1808).

Gestern hatte ich eine einzig schöne Stunde mit dem Schatz. Zum erstenmal fand ich ihn ganz allein, und er war wie in den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft in Erfurt. Er sagte mir, Schillers Andenken werde ihm ewig theuer sein; es thäte ihm leid, jetzt nicht schon mehr thun zu können, aber ich könnte mich darauf verlassen, es werde geschehen; die Jungen sollten nur erst heranwachsen, er wolle schon für sie sorgen. Im Sommer sollten wir ihn besuchen und lang bei ihm bleiben. Er geht im März und ist sehr heiter und wohl und seiner Existenz ganz gewiß.

Im September 1808 begleitete sie ihren Mann nach Wiesbaden, zum letztenmal im August 1809.

(Eisenach, den 2. August 1809.)

Liebe Lollo! Ich danke dir recht sehr, daß du uns den guten K. mitgeschickt hast; er hat mich sehr erfreut und uns Alle. Wir sind gut hierher gekommen. Aber der König von Sachsen[1] derangiert unsere Reise; wir gehen noch auf zwei Tage nach Wilhelmsthal. — Im Gemüth ist mir's leidlich; ein wunderbares Hoffen des Besseren hält mich in allem Schmerz; ich weiß nicht, wo es herkommt.

Sei ruhig um mich, beste Lollo, es werden auch schon wieder gute Zeiten kommen.

Die Knebeln[2] und Prinzessin sind wahre Engel des Trostes in Güte und Erhabenheit über die Kleinheiten des Lebens.

Der Alte bittet dich, Goethen und Madam noch zu danken für die Labung der Feigen.

Es freute mich sehr, den guten Prinzen Bernhard[3] zu sehen; er ist recht liebenswürdig, wenn er sein Gefühl zeigt, und ist recht menschlich und weich geblieben.

[1] Der auf der Rückreise von P. am 8. nach Weimar kam.

[2] Sie äußert sich an demselben Tage gegen ihren Bruder über Carolinens Benehmen sehr günstig. Nr. 415.

[3] Der den österreichischen Krieg mitgemacht hatte.

Wiesbaden, den 7. (Oktober 1809.)

Liebste Lollo! Hier dieses, was dir der Alte wegen der Finanzen geschrieben. Sein Zustand wird immer übler und schwächer. Er sehnt sich nach dem Tode, was mir das Herz zerreißt, aber doch auch tröstend ist, daß er gerne und bereitet in eine andere Ordnung der Dinge hinübergeht.

Ich bin nicht allein; mein Ami ist thätig und liebenswürdig tröstend, wie ich nur wünschen kann

Marschall, ein alter Freund Ws., ist auch gefällig und gut.

(Wiesbaden), den 16. November (1809).

Es ist mir fürwahr ein Trost, daß ich nicht ohne der Menschen freundliche Theilnahme bleibe. Grüße Alles, auch den alten Ami von der Insel.[1] Goethen grüße dreifach. Ich habe dieser Tage ganz in dem Roman[2] gelebt und will ihm selbst darüber schreiben, sobald ich einige Ruhe habe, um mein Inneres auszusprechen. Er hat mich unaussprechlich ergriffen und mir meine eigene Natur wieder vereint und in allen Tiefen aufgeschlossen. Wie können die Menschen an so etwas meistern und tadeln, was ewig wahr ist, wie die Aussprüche der Natur selbst! Sage ihm für jetzt nur, daß er mir wieder auf's Neue durchaus wundervoll und lieb geworden.

Täglich geht's mehr im Sinken mit dem armen Alten, doch ist sein Gemüth ruhig und sein Sinn über das Leben hinausgekehrt. Mein Ami hat mir einen trefflichen Arzt zugeführt, der nur zwei Stunden von hier wohnt, und der dem Alten zum großen Trost gereicht. Früher hätte dieser durch eine Operation höchst wahrscheinlich geholfen. Der Arzt heißt Dr. Crêvé und ist in der medicinischen Gelehrtenwelt bekannt.

Ohne meinen Ami wäre ich in der völligsten Einsamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Ich bin auch eine wundervolle Erscheinung

[1] Wohl Einsiedel?

[2] Die Wahlverwandtschaften.

in dieser Einöde für ihn und ein Band zum ästhetischen und Kunstleben, wohin seine ganze Natur geht.

Niemand habe ich noch gefunden, der das Geschäftsleben, eigentlich das Regieren, in so einem tiefen Sinn nähme und so geistvoll auffaßte, wie er. Alles was er treibt, geht von der höchsten Idee aus, und er adelt jedes Geschäft. Er ist zum Höchsten in diesem Fach geschaffen. Mein Ideal des öffentlichen Lebens für einen Mann finde ich so in ihm ausgesprochen, daß es mich oft zur Verwunderung hinzieht. Er hat etwas tief Trauriges in seinem Gemüth und ist in der Epoche des Lebens, wo unser Ideal immer an die Wirklichkeit stößt und den Busen zerreißt. Ich hoffe ihm auch viel zu sein und noch mehr zu werden, wenn ich selbst ruhiger bin. Er ist scharf, klug in der Welt, imponierend durch Gegenwart und Einsicht, nur bei mir kindlich offen und hingegeben im Bedürfniß nach Antheil und Liebe. Ein Sturz vom Pferde hat eine Wunde in seiner Brust zurückgelassen; er selbst glaubt nicht lang zu leben. Das Alles mit seinen schönen reinen Zügen und der edelsten Gestalt, die ich je gesehen, zieht zu einem gewaltigen Antheil an ihm hin. Ich kann's ihm nie genug danken, was er mir jetzt ist. Die rheinische Mundart, die Goethe so liebt, hat eine unaussprechliche Grazie an ihm. Er singt sehr schön zur Guitarre.

Weißt du etwas von Fichte? Von seiner jetzigen äußeren Lage?

Der Ami liebet ihn sehr und ging's jenem unglücklich, so hat er allerhand Projekte für ihn. Kurz an diesem Ami ist kein Tadel. Du und die chère mère würden ihn lieben. [1]

Lies doch einen Roman von Tieck, der schon alt ist, aber höchst merkwürdig: „William Lovell.“

(Wiesbaden, den 4. December 1809).

W. sagte mir letzt, daß er sich so freue, Schillern wieder zu sehen, seine Mutter und meinen Vater, um ihm für mich zu danken. Nach deinen Kindern hat er so eine Sehnsucht und wollte

[1] Er heirathete 1811. Bd. I. S. 589.

letzt durchaus, ich sollte sie kommen lassen. Wenn man ihm auch die Freude machen wollte, so ist's eine Frage, ob er die Ankunft erlebte. Gegen mich und Schwenken und Weber ist er so dankbar jetzt, daß es mich rührt.

Goethens Zeilen haben mich sehr gefreut. Ich kann jetzt nichts schreiben, was Folge hat; doch grüße ihn herzlich.

(Wiesbaden, den 17. December 1809).

Liebste Lollo! Diesen Morgen um 2 Uhr hat der Arme endlich ausgelitten. Nach einigen Stunden des schweren Athmens fiel er in einen sanften Schlaf, und auf einmal stand der Odem still. Eine Stunde vorher kannte er mich noch und drückte mir die Hand zum langen dunklen Abschied.

Ich bin innig betrübt, doch danke ich Gott für die letzten ruhigen Wochen, die er hatte, wo er klar und hell fühlte, daß Liebe ihn umgab und daß er einem bessern Sein entgegen litt. — Adolph ist tief ergriffen und ich bin angst, daß er krank wird; doch denke ich, einige Tage werden ihn erholen.

Ich bin nicht krank und sehne mich nur aus den düstern Umgebungen heraus. Ich suche ein kleines Quartier in Frankfurt, wo ich mich einige Wochen erholen will zur weiteren Reise, doch sage weiter nichts davon.

Wiesbaden, den 20. December (1809).

Liebste Lollo! Uebermorgen gehe ich nach Frankfurt. Habe also keine Sorge um die Reputation.

Der S. kommt bald nach Frankfurt; ich freue mich auf ihn und habe dann nicht das Gefühl allein zu sein.

Frankfurt, den 26. December 1809.

Mein Herz ist unsäglich beklemmt, Weimar, den Ort so vieler Schmerzen, wieder zu sehen — doch ist's mir überall öde und der Eindruck muß überwunden werden. Der arme Alte ist mit einer Ruhe aus der Welt gegangen, für die ich Gott unendlich danke.

Er ruht an einem schönen Hügel, wo eine freie Aussicht ist, und sein Wunsch, in den neuen Anlagen von Wiesbaden begraben zu werden, wird auch erfüllt, sobald die Anlagen etwas Gestalt gewinnen. Alles war sehr theilnehmend und gut gegen mich in Wiesbaden und mein Ami ein wahrer Engel des Trostes für mich.

Seine Sorge und sein Vertrauen in mich in seinem Testament ist mir recht rührend. Gewiß werde ich nur für Adolph leben.

Ich denke, du machst Müller oder Körner zu der Kinder Vormund. Der letzte ist wohl der beste.

Adieu, liebe Seele! Erhalte dich nur gesund! Am liebsten wäre ich jetzt ganz einsam und sähe und hörte gar nichts.

Frankfurt, den 6. April 1811.

Liebste Lollo! Der gute S. ist sehr lieb, und den letzten Abend habe ich noch sehr rührend mit ihm über die Vergangenheit und Schiller gesprochen.

Aschaffenburg ist eigentlich ein guter Ort für junge Leute, die schon etwas Sinn haben. Es gibt einige recht gute Societät da — aber auch recht gemeine. Der arme S. ist recht im heißen Drang des Lebens von Außen und Innen. Er hat wenig Zeit für die Gesellschaft. Könnte ich doch ihm etwas sein, ich würde gern bei ihm bleiben; er wünscht es, aber was helfe ich ihm unter den andern Hofgesichtern?

Frankfurt, den 28. April 1811.

Ich habe jetzt allerhand Leute angespannt, mir einen Platz in der Stadt zu suchen, den der S. uns schenken könnte; wir ließen da ein kleines Haus und Schillers Grab machen. Das Heiligthum der Gräber sehe ich jetzt erst recht ein; — ohne alle andere Rücksichten ist's mir ein Bedürfniß, jährlich nach Wiesbaden zu gehen und des guten Alten Grab zu besuchen. Der Grabstein ist nun bald fertig.

Aschaffenburg, den 7. (Februar) 1812.

Sage doch einmal dem Herzog, wenn er bei Laune ist, und du mit ihm reden magst, ich ließe mich ihm empfehlen und hörte von einer gewissen Bernhardine viel von ihm sprechen; sie dächte mit viel Freude an die Zeiten von Mainz, und ich wüßte nun doch auch, daß dieser Name auf seiner Liste stünde. Es ist eine Frau v. Wambolt, geb. Stadion, der er in Mainz die Cour gemacht, eine sehr gute und artige Frau.

Goethe hat mir einen lieben Brief geschrieben.[1] Ich freue mich Romeo und Julie einmal zu sehen.

Der S. ist äußerst gut und zärtlich mit mir, und so ist mir das Verhältniß sehr wohlthätig, gerade weil es mich nicht mehr zu lebhaft bewegt.

Wenn ich noch einmal mit Vernunft lieben lernte, so wäre es viel. Die Zeit macht ihn auch nur unruhig; aber in heiteren Momenten ist er dem Geiste und der Regsamkeit nach immer ein Jüngling. Er freuet sich so, daß mich hier alle Leute lieben, und ich fühle, daß ich ihm wohl thue.

Aschaffenburg, den 26. März (1812).

Liebe Lollo! Der arme S. ist im Moment einmal sehr unruhig; täglich neue Forderungen, denen er genügen muß. — Sich hier außen in ein allgemeines Verhältniß anschließen, ist nicht rathsam mit den Kindern; aber wenn Karl sich auf die Kameralwissenschaft legt, so könnte er doch vielleicht eine Staatsstelle bekommen. Findet sich aber etwas anderes, so ist es immer vorzuziehen. Mich erschreckt es oft, wie man mit Macht auf das Etablissement der Jungen denken muß. Meine Idee ist jetzt, Adolph nach Rudolstadt zu lassen, wenn er ausgelernt hat. Der Nähe des Gutes wegen, und da es in Sachsen bis jetzt immer noch die leidlichsten Verhältnisse gibt.

[1] Am 28. Januar, lit. Nachlaß I. S. 435, worin er von seiner Bearbeitung von Romeo und Julie redet.

Mit Windischmann spreche ich sehr gern; es ist ein gar guter feinsinniger Mensch; empfiehl doch ja Goethen ihm zu schreiben; er ist einer von den weichen, zarten Menschen, die man mit Antheil und Zusprache erhalten muß.

Der S. sagte mir, er würde Goethe nächstens schreiben. Er nimmt jetzt mehr Antheil an der Farbenlehre.

Bauerbach, den 27. April (1812).

Beste Lollo! Hier bin ich nach langem Zögern und Abmühen der Abreise. Der S. sagte mir, wenn sie[1] wieder kämen, möchten sie länger bleiben, weil er Ernst gar nicht hätte kennen lernen können.

Bauerbach, den 15. Mai (1812).

Es ist mir außerordentlich wohl hier; ich wollte, du könntest bei mir sein. Ich sitze wie in einer Blüthenlaube in meinem kleinen Hause. Ich bin ganz aufgethaut im Innern und werde, hoffe ich, meine Luise Rühs hier fertig machen. Das Gefühl, etwas für Adolph Nützliches zu thun, und die Ruhe von Außen sind mir ordentlich tröstend.

Ich war in Meiningen, wo die Reinwald und Hendrichs mir ganz lieb sind; auch bei Steins in Nordheim und Völkershausen. Sie ist eine liebe Frau, und mit dem Mann habe ich einen großen Rapport gefunden — in dem Haß und in der Liebe.

Die Gegend, ohne schön zu sein, ist sehr ruhig, und das alte Schloß Henneberg macht sie romantisch.

Fritz Dalberg wird etwas besser, wofür ich dem Himmel danke. Adolph ist fleißig,[2] das freut mich sehr. Die Societät ist sehr gut, und die jungen Leute haben alle nichts Rohes, das kann uns ein guter Trost sein und in dieser Rücksicht segne ich Aschaffenburg. Adolph hat für immer den Geschmack an guter Gesellschaft

[1] Die beiden Söhne. Bd. I. S. 627.

[2] In Heidelberg.

gewonnen und eine große Artigkeit mit den Frauen, die ihn auch alle lieben.

(An chère mère.) Wien, den 17. (September 1813).

Das Schicksal hat mich hierher geführt und die Nähe lockte mich, die gute Li. zu sehen.

Die treue Freundschaft meiner lieben Li. und des guten Bill sind mir ein großer Trost hier. Die Li. ist noch sehr hübsch und wohl und so liebenswürdig wie immer. Sie grüßt tausendmal, auch die liebe Fürstin.

Meiningen, den 19. Oktober (1815).

Ich denke, der Duc de Richelieu[1] weiß zu regieren wie der Cardinal, und für dieß Volk ist der Despotismus gut. Ich bin in Frankfurt sehr vergnügt gewesen, und ohne die Finanzen wäre ich gern geblieben.

Mit Humboldt war ich alle Abend bei mir oder bei Stein. H. ist sehr liebenswürdig und nimmt die Sachen mit großer Manier; er fühlt das Edle tief, sieht aber ein, was möglich ist, ohne ins Blaue hinaus zu wollen. Deßhalb scheint er den Beschränkten kalt. Er taugt gerade zum Regieren, weil es ihn eigentlich ennuyiert, und er es nach Plan, aus Pflicht, nicht aus Lust thut. Stein liebe ich sehr und er auch mich; seine jetzige Ruhe ist auch sehr edel; er hat einen tiefen Religionssinn.

In Aschaffenburg war mir's sehr traurig, das öde Schloß zu sehen; aber Dalbergs und der guten Kleinen einsamem Vetter war ich ein wahrer Trost, auch Windischmann.

Im Ganzen hat mich der Rhein ganz in meine Romanenwelt wieder gebracht, und ich denke, einen hier fertig zu machen.

Schreib mir doch, was der Tyrann[2] anfängt ohne seine Donna.

[1] Der französische Minister.

[2] So nennt K. den Großherzog öfters im Scherz. Sie gefiel sich in Weimar nicht.

Nach unsern Abenden mit Gersdorf und Hand sehne ich mich recht herzlich; doch muß ich jetzt hier bleiben.

Mit Humboldt habe ich wegen Uebertragung der Pension auf die Kinder gesprochen. In diesem Moment sei nichts zu machen, meint er, aber im unglücklichen Fall, wenn du stürbest, so ließe sich dann vielleicht etwas für die Kinder erhalten. Sorge also weiter nicht darum. In Preußen werden alle Stifte wieder erhalten. Lege es doch auch bei der Prinzessin Wilhelm darauf an, eine Stelle für eines der Mädchen zu erhalten.

In Württemberg ist für Karl gewiß in der Folge etwas zu machen; er soll nur in seinem Metier fortstudieren.

Für Ernst sorgt die Großfürstin gewiß.

M., den 3. (1816).

Liebste Lollo! Die arme Reinwald martert mich bald todt mit ihrer Aengstlichkeit, und ich habe die Zahlung indessen übernommen.

Sie denkt so redlich gegen die Kinder und hat 200 Thlr. in Eisleben angelegt, die sie ihnen einmal vermachen will, und von denen niemand etwas wissen soll. Das Büchergeld bestimmt sie auch dazu, und die paar hundert Thaler sind immer gut einmal für die Mädchen, diesen bestimmt sie das Geld. Ich hoffe, sie bleibt in der Zukunft bei der Luise, denn sie kann im Leben nicht allein stehen.

M. den 6. (?) 1817.

Liebste Lollo! Ich denke doch, es soll mit Ernst's Anstellung noch gut gehen. Ich habe der E.[1] wieder geschrieben, wenn Ernst gut angestellt würde, wäre Alles gut gemacht; wo nicht, so würde ich suchen, alle Freunde Schillers aufzurufen, um dieser häßlichen Intrigue auf den Grund zu kommen. Die Reputation des jungen Mannes dürfte durchaus nicht compromittiert werden. Ich denke, da fürchten sie sich doch, und E. treibt zum gut Anstellen.

[1] Gräfin Edeling.

Thu nur, als ob du von meinem Brief gar nichts wüßtest. Die Reinwald will in Marbach bleiben; doch muß man's nicht sagen hier, der Pension wegen. Sie hat eine rührende Freude gehabt, Alles wieder zu sehen wie in der Jugend.

Das Berliner Theater [1] thut mir sehr leid. Adolph [2] schreibt mir, Brühl wäre ganz außer sich gewesen.

Ich wollte, auch wir könnten in einer schönen Natur ohne Menschen, die plagen, wohnen.

(Bauerbach oder Frankfurt) Sonnabend, den 23. August (1818).

Louis [3] ist wirklich ein rechter Trost für die ganze Familie, und ich habe ihn gebeten, dem R. und auch G. recht den Kopf zu waschen wegen Ernst.

Ich habe einen Oberappellations-Präsidenten v. Motz aus München kennen lernen, der viel literarische Correspondenz hat und mit dem Kronprinzen sehr liiert ist. Dieser würde Ernst gewiß in Bayern behülflich sein, wenn wir wollten. Doch man muß erst abwarten, was in W. geschieht.

An deiner Stelle redete ich einmal offenherzig mit der Großherzogin; sie hat doch das Einsehen und Anhänglichkeit an Schiller immer gezeigt.

Wenn Goethe endlich geht, dann ist doch Alles erloschen in Weimar!

Wenn Adolph gut verheirathet ist, deine Söhne versorgt sind, dann können wir ganz ruhig sein. In Schwaben wäre es hübsch sich anzukaufen. Doch wohnen muß man auf seinem Gut, wenn man nicht großen Verlust haben will. In aller Noth bin ich wie immer für dich, Liebe, bei der Hand. Ich bin eigentlich recht ermattet und muß eine andere und schönere Luft athmen — aber meine Tragödie wird sehr gut und bald fertig.

[1] Das abgebrannte.
[2] Der bei dem Gardehusarenregiment stand.
[3] General von Wolzogen.

Frankfurt, den 23. December (1818?).

Bei Stein bin ich einen Abend um den andern. Ich sehe ihn oft mit tiefen Schmerzen. Alle Welt glaubt, er wird in Kurzem ganz blind; ein Auge hat er schon verloren, und am andern tritt jetzt auch Entzündung ein. Er selbst scheint den Zustand nicht ganz einzusehen, schont sich auch nicht wie er sollte, und das thut einem so weh. Gewohnt in die Schicksale Europas einzugreifen, ist ihm auch die kleine Elendigkeit der Gegenwart ein Greuel. In seinen weichen Launen ist er unendlich liebenswürdig. Er hat keine Ruhe, wenn ich nicht oft komme. Wangenheim ist geistvoll und interessant durch seine Lebendigkeit, doch ohne Haltung, und daß viel durch ihn geschehen wird, glaube ich nicht.

Motz sagte mir auch, Ernst werde bei Gersdorf angestellt.

Sonntags.

Ich bin sehr neugierig auf Edling und alle Ansichten der wunderlichen Menschen.

Ich lebe in Ruhe und Poesie, wie lange nicht, und wollte, du wärst auch bei mir, liebe Seele.

In Wiehe[1] ist's ja angenehm, Karl zu haben, und da er bezahlt wird, wird er sich's wohl gefallen lassen. Auch nach Frankreich wäre jetzt nicht bedenklich. Uebrigens kann sich's mit dem Forstwesen schon noch machen. Er muß es auch lernen, nicht alle Tage etwas anders zu wollen.

(Bösleben) den 6. (1823).

Liebste Lollo, mit Adolph[2] geht es leidlich und die Ruhe ist ihm wohlthätig. Ueber sein Inneres habe ich große Freude, er liest und schreibt den ganzen Tag, und ich wundere mich ordentlich oft über seinen großen Verstand. Noch steht's bei ihm, sich zu

[1] Im Regierungsbezirk Merseburg, wo Karl in Garnison stand.

[2] Der sich auf seinem Gute aufhielt, um sich von einem in Frankfurt überstandenen Nervenfieber zu erholen.

Allem fähig zu machen, wenn ihn mir Gott erhält. Ich kann das große Unglück mir nicht denken und hoffe, daß mich der Allerbarmende dafür bewahrt.

Herzlich freue ich mich deiner Ruhe über Ernst. Dem guten Karl wird ja auch noch geholfen werden.

Den General habe ich im Ganzen gebeten, sich nach den Constellationen in Baden umzusehen.

Adieu, Beste!

III.

Wilhelm von Wolzogen,

geboren den 25. November 1762, gestorben den 9. December 1809.

Wolzogens Briefe, auf welche die in dem lit. Nachlaß II. S. 169 ff. gedruckten Schreiben Charlottens Antworten enthalten, liegen vollständig vor. Sie sind großentheils mit Klagen über den gezwungenen Aufenthalt in der Akademie, von wo aus Weber und Winckelmann die Correspondenz besorgten, angefüllt. Wir geben eine Auswahl.

St(uttgart), 22. Juni 1783.

Jetzt werden Sie wohl schon Ihre angenehme Reise geendigt haben, werden schon in Vevai eingerichtet sein.

Täglich sehe ich Sie, höre ich Sie, gehe mit Ihnen spazieren, bewundere mit Ihnen die schöne Natur; denn Sie dürfen nicht glauben, daß ich so ganz unempfindlich gegen diese Art von Vergnügen bin, ob ich gleich es so geschienen haben mag, als Sie hier waren.[1] Aber denken Sie sich in meinen damaligen Zustand, die Abreise der besten Mutter,[2] die Trennung meiner Lotte, das Mißvergnügen über die fehlgeschlagene Hoffnung meiner Erlösung; zu alle dem kam noch die Unmöglichkeit, von Ihrem kurzen Aufenthalt in Stuttgart alle das Vergnügen zu genießen, das er hätte gewähren können — alle diese traurigen Gedanken drängten so

[1] 2—7. Mai. Bd. I. S. 41—43.

[2] Beziehungen S. 213.

stark auf mich ein und ließen der Freude so wenig Raum, die ich über das Glück hätte zu erkennen geben sollen, Sie, beste Cousine,[1] kennen zu lernen.

Weber und Winckelmann[2] lassen sich Ihnen recht sehr empfehlen; sie haben mir sehr scharf eingebunden, es nicht zu vergessen!

[1] Lottens Mutter war die Tochter einer gebornen Fräulein v. Wolzogen und die Schwester Ernst Ludwigs v. Wolzogen, des Vaters von Wilhelm, also seine rechte Cousine.

[2] Karl Philipp v. Wolzogen, damals Officier in der Nobelgarde. Bezieh. S. 405. Ueber Winckelmanns und Webers Verhältniß zur Wolzogen'schen Familie und zu Schiller hat v. Wolzogen in den Beziehungen S. 405 und 469 Aufschluß gegeben, aber Einzelnes nachzutragen gelassen. Webers, des Musiklehrers an der Karlsschule, freundschaftliches Verhältniß zu Wilhelm v. Wolzogen hatte zwar, wie es scheint, durch seine Aeußerungen über die Beziehungen zwischen Lotte v. W. und Winckelmann im Mai oder Juni 1783 einen Stoß gelitten, war aber nicht, wie man aus den a. a. O. mitgetheilten Briefen schließen möchte, aufgelöst, denn am 4. Juli 1783 schreibt Wolzogen: „da kommt Weber schon und will meine Briefe abholen. Er läßt sich Ihnen vielmals zu Gnaden empfehlen, in der That ich bin ihm recht viel schuldig, ohne ihn würde mir mein Aufenthalt in der Akademie recht lästig fallen, er fragt alle Wochen etlichemal, ob er keine Briefe in die Schweiz bestellen solle."

Von Winckelmann liegt ein Brief an Schiller, d. d. Ludwigsburg, den 23. Februar 1785, vor, worin er Subscribenten zur Thalia anzeigt. Dieser beginnt: „Lieber Schiller. Ich schreibe es bloß auf Rechnung Ihrer vielen Geschäfte, daß ich noch keine Antwort auf meine beiden Briefe von Ihnen erhalten habe" und schließt: „Ich sehe mit Sehnsucht einer Antwort von Ihnen entgegen, die mir sagt, wie Sie leben und ob Sie noch mein Freund sind; wenigstens überzeugen Sie sich von meiner Seite ohne wiederholte Versicherungen, daß ich unverändert bleiben werde, Ihr redlicher Freund Winckelmann." Da Schiller sich selbst der Nachlässigkeit im Briefschreiben anklagt (17. Januar 1784, Bezieh. S. 477), scheint in der That seine Verstimmung gegen Winckelmann (S. 467) keine dauernde gewesen zu sein. Vom Kap der guten Hoffnung, wohin er 1787 gegangen war, schrieb W. am 14. April 1790 an Wilhelm v. Wolzogen. Das ist aber nicht „die letzte Nachricht, die uns über seine Lebensschicksale vorliegt" (S. 406), vielmehr schreibt Karl v. Wolzogen in dem von A. v. Wolzogen in der Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 207 ausgezogenen Schreiben, Samarang, den 20. December 1806: „Winckelmann, der endlich mit einer schönen Frau und vier Kindern aus seiner zehnjährigen Kriegsgefangenschaft (bei den Engländern) von Ceylon hier arrivirt ist, ist arm geblieben, er ist Major bei Württemberg und commandirt, da v. Netzer und Schmidgall wegen Körperschwäche das Haus

August[1] sagt mir eben da, daß er auch schreiben wollte, allein es geht nicht an, da die Briefe sogleich weggeschickt werden müssen. Er läßt mit meinem andern Bruder[2] sehr viele Complimente an Sie und an die übrigen sagen.

Wilhelm von Wollzogen.[3]

Stuttgart, den 9. Juni (1783).

Sie haben Lavater gesehen und sind recht sehr von ihm eingenommen; er verdient es aber auch gewiß, daß er von Ihnen so hoch geschätzt wird. In Zürich, hat man mir gesagt, wird er sehr verspottet; wenn dieses wahr ist, so bin ich den Zürichern recht feind, so verdienen sie nicht ihn unter sich zu haben. Etwas Schwärmer ist er zwar, aber ein liebenswürdiger Schwärmer, der gewiß bei vielen viel Gutes schon gestiftet hat, und noch stiften wird. Er macht wirklich[1] eine kleine Reise. Man erzählt hier eine Anecdote von ihm, die Sie vielleicht schon wissen werden, doch will ich sie Ihnen schreiben, wie sie erzählt wird, ohne für die Richtigkeit zu stehen.

Er war, sagt man, auf dieser Reise in Durlach und speis'te bei dem Markgrafen von Baden, der ihn schätzt und mit dem er auf einem ganz freundschaftlichen Fuß umgeht. Ueber der Tafel redete der Markgraf von verschiedenen Sachen, und sprach unter andern das Wort Leibeigene aus. Lavater hörte dieß Wort und verzog seine Miene dabei. Der Markgraf, der dieß bemerkte, fragt ihn um die Ursache; er sagt dann, daß er niemals dieß Wort

hüten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er bei einer Veränderung, da er sich unter den Englischen sehr gebildet hat und noch sehr gesund ist, sein Glück noch machen kann. W., der mir zu viel Trost gereicht, empfiehlt sich dir, deiner Frau und Frau Schiller mit wahrer Herzenswärme; er hofft, daß man sich seiner noch erinnert."

[1] Der dritte Sohn Henriettens v. Wolzogen, † 1825 als preußischer Oberst.

[2] Karl, † 1808 auf Java.

[3] So wird der Name geschrieben; erst später mit Einem l.

[4] = gegenwärtig. Düntzer, Freundesbilder S. 95. Oben S. 30.

könnte aussprechen hören, ohne daß sich ihm die ganze Lage dieser unglücklichen Unterdrückten darstellte. — Sogleich befahl der Markgraf, den Befehl ergehen zu lassen, daß alle Leibeigene in seinem Lande als Freie sollten behandelt werden. — — —

Lavater war gestern und heute hier, ich habe ihn aber nicht zu sehen bekommen können. Winckelmann habe ich gebeten, ihn zu bitten, daß er mir einige Zeilen an Sie schreiben sollte, ich wollte sie Ihnen sodann schicken, weil ich hoffe, Ihnen dadurch eine Freude zu machen; allein Winckelmann hat sie selbst fortgeschickt; ich hoffe, er wird Ihnen alles das Gute geschrieben haben, was Lavater von Ihrer Bekanntschaft gesagt hat; er ist mir jetzt um desto schätzbarer, da ich weiß, daß Sie ihm so gut sind.

Den jungen Menschen aus Winterthur,[1] den Sie in der Schweiz antrafen, kenne ich recht gut; es war ein vortrefflicher Mensch, als er in der Akademie war; er lernte hier die Kupferstecherkunst und hat viele Anlage gezeigt.

Der Herr von Pfaffenrath[2] ist schon seit vier Wochen aus Stuttgart fort, er hat sich hier wenig Ehre erworben. Wenn sein Betragen der Gesellschaftston von Meiningen ist, so hat sich der Ort und die Leute sehr verändert.

Den 14. Juli.

Vor vier Tagen kamen Briefe von meiner Mutter an, in denen sie ihre Zufriedenheit über meine Versorgung bezeigt; ich habe sie sogleich dem Obersten gegeben, der es dem Herzog noch den nämlichen Tag schreiben wollte.

Wie lange wird mir jetzt jeder Tag, den ich noch hier zubringe. Bis morgen erwartet man den Herzog in der Akademie; komme ich dann da nicht hinaus, so gebe ich alle Hoffnung auf, daß es vor etlichen Wochen geschehen wird; ich werde sodann diese

[1] Rieder.

[2] Aus Meiningen. Bezieh. S. 412. Schiller glaubte, Lotte v. Wolzogen sei mit ihm versprochen.

Briefe gleich den andern Tag fortschicken. Finden Sie dann keine Nachricht von meiner Entlassung darin,[1] so glauben Sie nur, daß ich vor Niedergeschlagenheit nicht schreiben konnte.

Den 25. December 1785 (?)

Wegen der Singularität muß ich Ihnen, meine gnädige Cousine, jetzt schreiben. Rathen Sie selbst wo? und zu welcher Zeit? Auf einer unglücklichen Wachtstube. Ich wäre undankbar gegen das liebe gute Stübchen meiner lieben, guten Cousine, wenn ich auch nur eine Vergleichung der Größe wagte; sonst würde ich sagen, daß mein wirklicher Aufenthalt dreimal in Ihrem gewiß auch nicht großen Sälchen enthalten ist. Zwar ist das meinige sehr gut meubliert: eine große hölzerne Bank, ein dergleichen Stuhl und Tisch, vergitterte Fenster, ein schrecklich großer Ofen und ein halbes Dintenfaß ist mein Hausgeräthe. Sonderlich frei ist die Aussicht zwar nicht, denn der Boden ruht drei Schuh tief in der Erde, und wenn ich zum Fenster heraus sehe, könnte man nach meinem Kopf mit Kegelkugeln schieben. Neben mir göttlichen Weihrauch, himmlische Harmonie.

Fünf und zwanzig bärtige große Kerle singen und schreien aus rauhen Kehlen, daß die empfindsamste Nerve nur ganz leise davon benachrichtigt wird. Fünf und zwanzig gar liebliche Gluthpfannen gucken zwei Zoll unter den großen Bärten hervor, und Wolken des Dankes für 4 Kreuzer des Tages steigen im Jubelgeschrei gen Himmel.

Dieß der Ort! Nun die Zeit? Nach Mitternacht in der fürchterlichen Stunde, wo die Nacht stille steht. In der bangen Stille, wo Geister entkerkert herumwandeln, Diebe sich die Leiter halten und Mordbrenner Feuerbrände werfen! Schrecklich ist sie diese Nacht. Der Wind tobt in das vom Himmel geschüttete Wasser so schrecklich, daß ich meine Amme sagen höre, der jüngste Tag kommt; es herrscht eine solche handgreifliche dicke Finsterniß, daß

[1] Er wurde erst im April 1784 entlassen.

ich mich nicht mehr wundere, wenn man in einem Klösterchen Aegyptens dem Niebuhr ein Stück der ägyptischen Finsterniß in die Hand als Reliquie gab. Der Nachtwächter trocknet sich hier am Ofen und ich mich mit ihm, denn so eben habe ich anderthalb Stunden an alle Thore herum laufen müssen, um, wie sie sagen, die Ronde zu machen. Es war schlimm, da freute ich mich dann gar herzlich, daß Sie, meine Liebe, ruhig in Ihrem Bette liegen können und von allen dem Ungemach befreit sind. Gern wollte ich sie alle tragen, wenn nur einem einzigen Menschen Nutzen dadurch geschafft würde, aber nicht einmal mein armer Nachtwächter darf schlafen, wenn ich wache.

Ja, wenn zum Exempel ich Ihnen meine lieben Cousinen nur eine einzige Stunde ruhigen Schlaf dabei verschaffen könnte, die Sie sonst nicht genießen könnten, dann wollte ich allen Elementen trotzen, und mich nicht schütteln und wärmen und trocknen, aber so — aber ums Himmelswillen, da unterhalte ich Sie ja im ganzen Brief nur von meiner vermaledeiten Wache.

Sie werden mir den Text schön dafür lesen, freilich verdiene ich es, doch machen Sie recht bald, denn die Erwartung der Strafe ist immer peinlicher als Strafe selbsten.

Leben Sie wohl, liebes, bestes Lottchen. Der Himmel bewahre Sie vor allen möglichen Wachten! — Lachen Sie nicht — es gibt Wachten aller Art.

Wolzogen.

NB. Daß Viztum nichts davon erfährt.

Den 20. September 1787.

Ihren letzten kleinen, aber doch sehr lieben Brief bekam ich nicht mehr in Straßburg, ich hielt mich nur fünf Tage daselbst auf; ich hatte aber schon, noch ehe ich Ihren Befehl wußte, auf dem obersten Gipfel des Münsters der lieben Schweiz meine Curialien gemacht, sowohl in Ihrem als meinem Namen. Sie läßt sich gar schön dafür bedanken, und Sie hiemit dringend feierlichst

invitieren; ich habe ihr die Hand darauf gegeben, es auszurichten, und erfülle hiermit mein Versprechen.

Mein Bruder läßt sich noch bestens in Ihre Freundschaft empfehlen; er schrieb es mir noch einmal heute von Moyenvic hinter Pfalzburg.[1]

Suhl, Abends 7 Uhr (December 1787).[2]

Es war ein böser Weg, doppelt böse, weil er mich von dem Zirkel wegführte, in dem ich so glücklich war. Es ist eine schreckliche, schauderhaft große Gegend daher. Sie haben wohl den Weg besonders des Winters noch niemalen gemacht. Die großen weißen Berge, worauf nur hie und da ein einzelner Baum residiert und die Gegend gleichsam beherrscht. Die aufgestürzten Haufen Erde aus dem Innern der Berge, sodann wieder der große ehrwürdige Wald, so manche Räume, wo noch kein Mensch vielleicht gewandelt hat — es sind in der That recht viel malerische Partieen mir aufgestoßen; ich habe Sie, Beste, oft dazu gewünscht, um sie mit mehr Interesse zu betrachten, und sie Ihnen alsdann einmal, wenn ich wieder nach Rudolstadt komme, wegrapsen zu können.

Nur zwei Dörfer trifft man von Ilmenau nach Suhl an — Stützenfeld und Schmiedefeld, und auch diese wundert man sich, da zu sehen, wo sie sind. Die Leute müssen im Winter wie die Bären leben und von ihrem eigenen Fett zehren, denn die Communication ist unmöglich. Das Ganze der Häuser sieht aus, als wenn da ehemals die Werkstätte gewesen wäre, wo die wilde Gegend fabriciert worden, und wovon noch die zusammen geschlagenen Bretter, unter denen die Künstler sich einigen Schutz gesucht, stünden. Auf

[1] Karl war mit einem württembergischen Regiment nach Frankreich abmarschirt, um über Dünkirchen und Vließingen nach Ostindien zu gehen. Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 193.

[2] Mit Schiller war W. am 6. December in Rudolstadt gewesen, hatte diesen nach Weimar begleitet, wo er zwei Tage blieb (Bezieh. S. 459 und 460) und kehrte auf dem Rückwege nach Meiningen wieder in Rudolstadt ein. Dieser Brief ist also in der Mitte des Decembers geschrieben; Lottens Antwort vom 24., lit. Nachlaß II. S. 187.

alles dieses merkte ich, um mich zu zerstreuen, und alles dieß schreibe ich Ihnen, um mich mit Ihnen zu unterhalten, denn sehr ungewohnt ist es mir freilich, anstatt der schönen Abende in Rudolstadt hier ganz alleine zu sitzen.

So eben ging ein Mann mit einer Orgel vorbei, und Schattenspiel an der Wand; weil er aus der Gegend von Lyon zu sein vorgab, ließ ich ihn herein kommen und sah seine Raritäten; er sang allerhand französische Liederchen dazu — mit den ombres chinoises mögen sie nun nichts gemein gehabt haben, als daß auch sie den Augen nicht heilsam waren.

NB. Es war kein langbeinigter Franzose, sondern ein kurzer untersetzter Kauz — mag auch wohl seine 30,000 L. Renten nicht haben.

Ich bin doch müde worden, werde mich deßhalb bald in die Arme des Schlafs begeben, da ich ohnedem die ganze vorige Nacht nicht geschlafen habe.

Beulwitz wird meinen Wünschen nach wohl nicht mehr einnehmen dürfen — Gott bewahre einen jeden davor, und besonders meine Freunde.

Der lieben chère mère einen dankbaren Fußfall — dem niedlichen Kleinen gar viel Schönes und dem ehrlichen Lollochen tausend Küsse. — Adieu, Beste, schlafen Sie so gut als ich es Ihnen wünsche.

W.

Bauerbach, den 2. Februar 1788.

Während daß Sie, liebes Lollochen, von Bällen und Maskeraden und Komödien und Schlittenfahrten zurückkommen werden, muß Ihr armer Freund, Vetter und Onkel in einsamer, verschneiter Gegend sitzen und Acten durchstören und sich zur Abreise schicken, in ein Land, das zwar sehr fruchtbar und schön ist, wo aber keine guten Täubchen, Schäfchen und Vögelchen sind, in ein Land voll Unholden und Hexen und Zauberer.

Den 3. Februar, Morgens 4 Uhr.

Wie es so kalt und stürmisch ist. — Da unten stehen schon die Pferde, die auf mich warten, und meine Bauern mit Lichtern und Laternen, und Alles so geschäftig. Sie wollen mir noch eine Tasse Chocolade aufschwätzen, da habe ich mich denn unterdessen hieher gesetzt, um noch einmal Abschied zu nehmen von meinem lieben Lollochen, und sie zu bitten ein Gleiches in meinem Namen bei dem lieben guten Mutterchen und Herrn von Beulwitz zu thun. Auch noch eine Bitte: ich habe in Linens Zimmer „den Versuch von Pope" liegen lassen. Er gehört nicht mir, sondern einem Maler in Meiningen, Reinhard,[1] der ihn forderte. Seien Sie so gnädig und schicken ihn meiner Mutter zu.

Adieu, meine Beste, wir werden uns bald wieder sehen.[2]

Stuttgart, den 18. Februar 1788.

Ew. hochfreiherrl. Gnaden habe hiedurch in Unterthänigkeit zu berichten, daß ich Sonntag Nachts, den 10. hujus, um 11 Uhr in der ersten herzogl. Württembergischen Residenzstadt glücklich, gegesund und müde sammt Roß und Mann angelangt bin. — Sehen Sie, liebe Cousine, was Württembergische Luft für einen Subordinationston einjagt.

Je näher ich dem Lande des Despoten kam, je mehr fühlte ich den erstickenden Einfluß desselben. Bis ich mich nun daran gewöhnt habe, wird es wohl hie und da einige Anstöße geben.

Paris, den 10. April 1790.[3]

Du hast mir da, liebes Lottchen, einen schönen Spaß gespielt und mir einen recht bösen Handel auf den Hals gezogen, dadurch, daß du dich so schnell verheirathest. Gibst mir Commission, dir einen langbeinigten Franzosen in Paris zu finden und ihn

[1] Der bekannte Landschaftsmaler, Schillers Freund, † 1845 in Rom.
[2] Lottens Antwort, lit. Nachlaß II. S. 189.
[3] Die Antwort auf Lottens Brief vom 9. März, lit. Nachlaß II. S. 193.

mit dem nächsten besten Nordwind nach Rudolstadt zu schicken. Ich suche mit aller nur erdenklichen Mühe in jedem Kaffee, in allen Schauspielen, auf jedem Spazierweg das Ideal, das wir uns damals von einem vollkommenen Mann machten, und bin endlich so glücklich, zwei Sujets zu finden, an denen gewiß nichts auszusetzen ist. — Vor einem Monat, als die Assemblée das Dekret über die geistlichen Güter herausgab, fand ich auch einen Abbé, der des Landes und des Standes überdrüssig Heirathsgedanken hatte. Ich versammle sie unter einem Baum im Palais Royal und mache ihnen den Vorschlag; der Capitän schmollte dazu, der Marquis Tulipano machte mir von der Seite ein gar verbindliches Compliment, der Abbé wollte sogleich fortlaufen und sich in das verheißene Land begeben. Ich bat ihn, sich zu gedulden und mit den zwei übrigen Competenten abzureisen, um sich zu gleicher Zeit vorstellen zu lassen. Ich mache alles richtig, und den 22. Februar wollten sie in einem Tappe-cul mit einander abreisen. Unglücklicher Weise aber bekam der Capitän seiner guten Constitution nach das Podagra, den reichen Marquis wollten seine Schuldner nicht fortlassen, und den keuschen Abbé hielt seine Maitresse fest. Sie schickten mir indessen ihr Portrait in ganzer Figur mit dem heiligen Versprechen, in kurzer Zeit nachzufolgen. Was soll ich jetzt anfangen mit diesen Herren? ich bin in der größten Verlegenheit. Meinem Freund Schiller zu lieb sollte ich freilich die Portraits nicht schicken, bei deren Anblick du gewiß bereuen wirst, nicht mehr wählen zu können. Indessen muß ich es doch thun, um mich zu rechtfertigen und meinen guten Geschmack und guten Willen zu zeigen.

Ich ahne den heimlichen Stolz, die Frau eines Professors und Gelehrten zu sein, den du hegst; du drängst mir mit Macht die Würde einer Professorin auf, ich stehe vor dem Catheder und beuge mich tief mit den 900. Sobald ich aber vom Catheder mich entfernt und ihn aus den Augen habe und mit Lottchen Schiller rede, behaupte ich, daß ihr die Professorswürde nicht ansteht. Wie kann ich zusammen reimen Schiller, Lottchen und Pedantismus,

spanische Gravität, abgezirkelter, langsamer Gang, Allongeperücke und finsterer Blick, Neid und Bosheit im Herzen und den Stock in der Hand. — Verzeihe mir, liebes Lottchen, wenn ich behaupte, daß du dich ebenso wenig dazu schickest die Frau eines Professors zu sein, als Schiller Professor selbst zu sein. Ich denke, wir schicken unsere Titel mit einander in's Archiv; hier mögen sie mit einander ruhen; denn obgleich Professor und Lieutenant himmelweit in Absicht der Funktion abstehen, so kommen sie doch meistens darin überein, daß beide die Personen, die damit behaftet sind, nicht beliebt in der Gesellschaft machen: man fürchtet sich vor ihnen. Der eine tödtet alles mit dem Buchstaben, der andere will es mit dem Schwerte thun; der eine glaubt ein Gott, der andere der Satan selbst zu sein.

Aber nicht wahr, ich unterhalte dich hier allerliebst und überhäufe dich mit Complimenten nach dem neuesten Schnitt, die du gar nicht erwartetest.

Doch lassen wir den Spaß und reden von deiner neuen Lage im Ernste. Ich kann mich noch nicht darein finden, ob ich gleich sehr leicht begreifen kann, daß ihr ganz glücklich mit einander seid. Aber, verzeihe meiner Einbildungskraft, ich kann mir dich eben so wenig als Hausmutter, als Schillern als Hausvater denken; ich muß wahrhaftig von Paris aus zu euch kommen, um mich zu orientieren. Bis dato sehe ich dich immer in dem kleinen Stübchen und wußte ganz wie es darinnen war, und jetzt weiß ich gar nichts. Es ist gar unangenehm, wenn man seine Freunde nicht logieren kann und nicht weiß, wie es um sie aussieht. Gib mir, liebe Cousine, unterdessen eine Idee davon, bis die glücklichen Augenblicke für mich kommen, wo ich euer Glück selbsten sehen und mich herzlich mit euch freuen kann. Indessen bitte ich dich, daß die Veränderung deiner Lage keinen nachtheiligen Einfluß auf unsere Freundschaft habe. Dein Herz ist groß und kann viel Liebe geben, und meinem Herzen ist deine Liebe so nöthig.

Es ist so eben ein starkes Wetter am Himmel; aber die Natur

ist in diesem Paris so uninteressant, und wird noch uninteressanter durch die Menschen. Es ist wirklich so dunkel, ob es gleich erst vier Uhr ist, daß ich nicht mehr sehen kann.

Lebe wohl, liebes glückliches Lottchen. Schenke mir oft dein Andenken; erhalte mir deine Freundschaft und die unseres Schiller. Morgen oder übermorgen schreibe ich ihm umständlich.

Ist Karoline noch bei euch, so bitte ich euch alle drei zusammen zu stehen und zu berathschlagen, wie ich es machen soll, daß ich unter euch und mit euch leben kann.

Noch einmal, lebe wohl! Adieu, adieu!

Wolzogen.

Paris, den 20. September (1790).[1]

Guten Morgen, liebes Lottchen, guten Morgen in dem kleinen Kabinetchen, würde ich in Rudolstadt sagen; so aber weiß ich nicht, wo ich mich hinwenden muß, wo ich anzuklopfen habe, wenn ich Lottchen suchen will. Es ist mir auch gar ärgerlich, daß ich Jena nicht kenne, nicht weiß, wie die Häuser aussehen und wie die Gassen beschaffen sind. Ich stelle mir vor, man ist nicht gut und nicht bequem in Jena wie überhaupt in ganz Deutschland logiert; ich werde dir ein kleines Häuschen bauen, und gleich morgen will ich schon den Plan dazu machen, um dir ihn zu schicken, wenn er fertig ist.

Ich habe unterdessen, daß ich dir nicht geschrieben, sehr schöne und interessante Sachen gesehen, von denen du gerne würdest erzählen hören, wenn ich dir sage, was es ist. Zuvor aber muß ich dich fragen, ob du die zwei letzten Theile der Confessions von Rousseau gelesen hast? Nun ich war denn in der Gegend von Montmorency, habe sein Häuschen, l'érémitage, seinen Donjon gesehen und mich in dieser himmlischen Gegend doppelt glücklich gefühlt, da ich sie nur verstohlener Weise genießen konnte. Ich war

[1] Lottens Antwort vom 16. Oktober, lit. Nachlaß II. S. 196.

mit einer alten Marquisin auf das Land gefahren. Ihr Landhaus liegt am Berg von Montmorency; ich hatte immer viel von dieser Gegend rühmen hören, da ich aber glaubte, es wäre sehr weit von Paris, und ich den Franzosen überhaupt nicht viel Glauben gebe noch Geschmack zutraue, wenn sie von schönen Landschaften und andern Naturschönheiten reden, so hatte ich diese interessante Partie immer aufgehoben. Vor dem Essen fand ich Gelegenheit, mich auf eine halbe Stunde von einer sehr ennuyanten und genanten Gesellschaft wegzustehlen; ich lief so schnell als möglich auf den Berg und zu den pères oratoriens, die auf demselben eine sehr schöne Wohnung haben, ich fand Niemanden. Auf ihrer Terrasse orientierte ich mich in der himmlischen Gegend, um bei meinem nächsten Besuch das schönste Plätzchen zu finden. Jetzt mußte ich wieder zur Gesellschaft — ich hatte nur von weitem das Häuschen von Rousseau und Pavillon von jardin de Luxembourg gesehen. Diese Woche aber noch gehe ich wieder dahin und das alles zu Fuß; dann will ich alles besuchen, was nur immer interessant ist, und dir, liebes Lottchen, eine große, weitläufige Beschreibung davon zusenden. Ich gehe dann auch nach Ermenonville, wo Rousseau begraben liegt und das du aus einem schönen Kupfer kennst. Könnten wir diese Wallfahrten in Gesellschaft machen, wie interessanter würden sie uns sein. Du wünschtest deine Freunde um dich, als du in Vevay warest, jetzt ist an mir beneidet zu werden, daß ich nach Montmorency und Ermenonville gehen kann. Wenn ich reich wäre, nähme ich einen Maler mit, der müßte mir Alles zeichnen, was Bezug auf den Aufenthalt Rousseau's hat. Du ziertest dann ein kleines Kabinet damit aus. Ich bin auch gar ungeschickt, daß ich so etwas nicht kann.

Ich schicke Schillern hier ein Paket Schriften und Brochuren; ich bitte dich, Liebe, ordne es vorher ein bischen, denn ich bin gar ein unordentlicher Mensch und schreibe eine so nachläßige Hand, daß ich mir oft und viel Vorwürfe darüber machen muß. Ich lege hier noch ein französisches Liedchen bei, das zwar im Geringsten

nicht interessant für den Text ist, das es aber deßwegen ist, weil es das allgemeine Volkslied seit der Conföderation ist. In allen Gassen, auf jedem Instrument, in jeder bacchanalischen Gesellschaft (die Franzosen haben keine lustigen Gesellschaften) hört man es singen. Auf dem champ de Mars sangen es oft Tausende zusammen. Es wird darnach getanzt, marschiert; kurz, es ist der Franzosen Factotum und das Revolutionslied im eigentlichen Verstand. Es muß etwas schnell gespielt werden. Göpelchen wird schon einen Baß dazu machen, nur so simpel als möglich.

Lebe wohl, liebes Kind, denke oft an deinen alten armen Onkel, der in Paris unter Franzosen leben muß, während er bei seinen kleinen Niecen und Vettern seiner grauen Haare pflegen könnte.

Lebe wohl und vergiß nicht, wenn dir's wohl geht und du gute Tage hast, deines dich über alles liebenden

W.

Stuttgart, den 14. Oktober 1791.

Ich hätte gewünscht, euch, lieben Leute, ausführlich mit dieser Gelegenheit schreiben zu können, allein noch ist mein Schicksal nicht bestimmt, und ich stehe noch da, wo ich war, als ich hier ankam. Der Herzog vermeidet mit mir zu reden und beschließt nichts; bisher habe ich warten müssen; jetzt aber will ich ihm gewiß durch Briefe so beschwerlich fallen, daß er seine große Herrlichkeit vergessen soll. Vorgestern war ich auf der Solitude; Alles ist wohl, bis auf den Vater, der etwas Rückenschmerzen hat, die ihn hindern auszugehen; es hat aber nichts zu sagen und ist vielleicht schon heute vorüber. Deinem Plan und Schiller zufolge bespreche ich mich hier mit den geschickten Juristen über die Art und die Quellen mein neues Fach zu studieren.

Schubart ist vor einigen Tagen gestorben. Ich schließe dir hier das letzte Blatt seiner Chronik bei; sein Sohn hat es geschrieben. — Was macht der Gold-Schatz? wie verließt ihr ihn?

Hier, liebe Lotte, ein Ringelchen, deine Geschichte; bedanke dich nur recht bald dafür,[1] deßwegen that ich es.

Stuttgart, den 2. August 1792.[2]

Während du mich in Paris glaubst, sitze ich noch ruhig und wohlbehalten in Stuttgart und tobe und stampfe, daß ich nur auf zwanzig Meilen Entfernung ein müßiger Zuschauer der großen Begebenheiten bin, die an der Grenze von Frankreich und in dessen Herzen vorfallen. Ich wünschte so sehr bei dieser Gelegenheit in eine Thätigkeit zu kommen, die wenngleich gefahrvoll, doch unterrichtend ist. So viel ich es für mich in Stand bin, setze ich mich in Bewegung, um wenigstens einigen Nutzen und Kenntnisse aus den Vorfällen zu ziehen. Ich bin fast immer auf der Straße; ohne Plan, ohne besonderen Gegenstand schlage ich den ersten besten Weg ein, der mir am gangbarsten scheint. So war ich vor drei Wochen in Ludwigsburg, von da in's Stift Oberstenfeld, dann in Heilbronn und endlich kam ich in's Rheinländische, wo ich die Legion von Mirabeau antraf und viele alte französische Bekanntschaften erneuerte. Vor acht Tagen ritt ich auf dem Schwarzwald herum, kam endlich in die Bäder und namentlich in's Deinach. Hier traf ich mehrere Schweizerfamilien aus Zürich an, und da diese artige und brave Leute waren, so hielt ich mich einige Tage da auf; jetzt sind sie in Stuttgart und ich treibe mich mit ihnen herum, um ihnen ihren Aufenthalt minder langweilig zu machen. Sobald diese fort sind, werde ich mich wieder auf den Weg machen und dießmal in's Breisgau und an den untern Rhein, um die geographischen Verhältnisse Württembergs mit Elsaß einzusehen. Da meine ökonomischen Verhältnisse sich noch nicht verbessert haben und ich immer nur noch 400 fl. des Jahres habe, so kann ich freilich nicht mit der Bequemlichkeit reisen, wie es sich für meine Wohlbehaglichkeit schickt. Alles dieses wollte ich mir indessen wohl gefallen lassen,

[1] 1. November, lit. Nachlaß II. S. 200.

[2] Lottens Antwort vom 13. August, lit. Nachlaß II. S. 201.

wenn ich nur so viel Zeit und Geld erübrigen könnte, um zu euch, lieben Leute, zu reisen. Vor jetzt ist dieses nicht wohl thunlich, da ich jeden Augenblick gewärtig bin, nach Frankreich geschickt zu werden, indem der dortige württembergische Minister zurückberufen werden soll.

Du bist unterdessen, liebe Lotte, auch viel gereist, so viel ich von andern gehört habe; daher entschuldige ich auch einestheils, daß du mir nicht mehr schreibst; ein paar Worte, wie ihr euch befindet, würden dir doch nicht viel Zeit weggenommen und mir manche Unruhe um Schillers Gesundheit erspart haben. Jetzt hoffe ich, du wirst mir ausführlich schreiben über Alles was dich angeht und mich unendlich interessiert. Ihr seid so vorzügliche Menschen; euer Umgang ist so fein und doch so herzlich; wie glücklich, wenn ich unter euch leben könnte! Dann würde ich gewiß die Unruhe und den Trieb verlieren, den ich in mir spüre, Alles um mich herum zu verwirren und es wieder in Ordnung zu bringen. — Das Waffengetümmel, das in unserm Lande herrscht (die meisten kaiserlichen Regimenter marschieren durch), hat mir die peinigende Ruhe, in der ich lebe, unausstehlich gemacht. Nicht, daß ich mit den Fahnen ziehen möchte; die Gefahren, in denen der Officier, wenn er nicht in den ersten Stellen steht, schwebt, sind in keinem Verhältniß mit dem Ruhm, den er einerndten kann. Sein Wirkungskreis ist zu eng, und der wird oft auf ewig auseinander gerissen durch ein kleines Stückchen Blei, davon doch so viele in der Luft herumfliegen; Menschen gegen Kanonen und Kanonen gegen Menschen, die Partie ist zu ungleich, und Alles geht nur auf Verwüstung. Aber ich wünschte bei den Negociationen, die dabei vorfallen, geschäftige Hand zu haben; durch die Feinde mich durchzuarbeiten und den Völkern, die hinter ihnen liegen, friedliche Gesinnungen beizubringen, harte Köpfe umzustimmen, Gründe gegen Gründe ins Feld zu stellen, so verschiedenes Interesse zu vereinigen und so den Schrecken des Kriegs Einhalt zu thun und ganzen Nationen nach langem Sturm den heiteren Himmel wieder zu

zeigen. Und warum sollte dieß nicht möglich sein? Die Werkzeuge, wodurch große Dinge hervorgebracht werden, sind oft so unansehnlich; nur eine gewisse in Anwendung gebrachte Thätigkeit gehört dazu.

Oft verirre ich mich in den Gedanken, und ich glaube das Schicksal ganzer Völker in meinen Händen zu haben. Wenn ich aber dann aus dem schönen Traum erwache und sehe, wie Alles so gewöhnlich und alltäglich um mich aussieht, so falle ich in eine Muthlosigkeit, die mit meinen weit aussehenden Planen sonderbar contrastiert. Aus diesem Wechsel vom Großen zum Kleinen und vom Kleinen zum Großen entsteht dann der ewige Zusammenhang in meinem Leben, in meinen Beschäftigungen; hier zu Land hält man mich daher für einen Mann, dem es nirgend behagt, und der immer in einer erkünstelten Unruhe leben muß. Alles dieß braust jedoch nur allein in dem Kopf; im Herzen fühle ich zu sehr, daß ich zu stillen Freuden geschaffen bin. Der Zirkel meiner drei Freunde ist mir noch immer mehr werth als die Erfüllung meiner politischen Wünsche.

Ich liebe sie zu sehr und ich fühle, daß ich meine Kräfte hinlänglich beschäftigen könnte, wenn ich für ihr Glück zu arbeiten hätte.

Rede mit Schillern, liebe Lotte, ob wir nicht zusammen wirken können. Ich habe Muth genug Alles zu unternehmen; aber es muß in Gemeinschaft mit einem Freund sein, der meine Schritte sieht und sie billigt; in seinen Augen muß ich neue Kräfte sammeln, sonst gebe ich mich zu bald auf.

Lebe wohl, liebe beste Lotte, schreibe mir bald und viel von dir, von Schillern, von Karoline. Mit euren Portraiten bin ich nicht ganz zufrieden; du siehst zu trotzig aus, und Schiller hat das Colorit eines Nachtstücks. Du versprachst mir auch dich einmal für mich malen zu lassen, hast du wohl daran gedacht?

Adieu, liebes bestes Weib!

Wolzogen.

An Schiller. Winter 1794.[1]

Bis hieher ist Alles glücklich gegangen, und ich denke es soll auch noch in der Folge gut gehen! Alle Anstalten sind wenigstens getroffen und die Umstände uns nicht ganz ungünstig. — Herzlich wünsche ich, daß es mit deiner Gesundheit auch gut stehe, und du deinen Aufenthalt in Stuttgart mit Vergnügen genießest. Von uns hättest du eher Nachricht bekommen, wenn uns nicht Unbestimmtheit unseres Aufenthaltes und Abgelegenheit von der Hauptpost daran verhindert hätte. Unsre Arrangements sind jetzt so getroffen, daß du mir meine Briefe, wonach du im russischen Haus fragen lassen kannst, unter der Adresse schicktest:

à Monsieur
Neuhaus, Architecte
poste restante. à Schafhausen.

Solltest du eher als ich es vermuthet hätte, weggehen, so bitte ich beiliegenden Brief zu versiegeln und ihn an Schönfeld zu schicken; ich halte ihn für präcis und verschwiegen. Um Nachricht von dir bitte ich dich inständigst. Wenn man so entfernt lebt, von allen dem, was einen interessiert, ist es ein doppeltes Bedürfniß nicht in der Ungewißheit zu schweben.

Was macht Lollo, Karl? was mein Bruder? hat er schon Antwort?

Wenn du Bürde's Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise in die Schweiz zu lesen bekommen kannst, so findest du Nachricht von unserm Aufenthalt. Adieu lieber Schiller! An Muth und Entschlossenheit fehlt es mir nicht; gebe der Himmel, daß es der Frau nicht an Gesundheit fehlt!

W.

[1] Schiller verließ Stuttgart schon im Frühjahr 1794 (er kam am 15. Mai in Jena an). Wolzogen aber heirathete erst am 27. September 1794. Es scheint also, daß er schon während dieses Winters in Schaffhausen lebte und später, im Sommer 1795, dahin zurückkehrte.

An Schillers Vater. Stuttgart, den 20. Februar 1795.

Professor Dannecker vermuthet, daß ich mehr Gelegenheit habe als er, Ihnen zu wissen zu thun, daß die Büste Ihres Herrn Sohnes, so er Ihnen versprochen, jetzt fertig ist und er Sie bittet, einen Mann mit einem Gräben herunter zu schicken, um sie abzuholen.

Ew. Wohlgeboren

gehorsamer Diener
W. von Wolzogen,
Legationsrath.

Weimar, den 22. Juni 1797.[1]

Hier schicke ich dir, lieber Schiller, einen flüchtig entworfenen Plan; die Zeit ist zu kurz, um ihn ganz durchzudenken; auch fehlt mir die Eintheilung oder vielmehr die Maße des alten Gebäudes. Ich habe der Sache nachgedacht, und ich gestehe dir gerne, daß ich Schwierigkeiten finde, die ich dir mittheilen will. Ich setze voraus, daß du mich kennst und überzeugt bist, wie ich mir die Sache nie zu schwer vorstelle und mich auch nicht leicht durch Einreden von einem beschlossenen Unternehmen abbringen lasse, aber hier finde ich wirklich zu viele Nachtheile.

1) Es ist schon zu spät im Jahr. Der Zimmermann und Maurer werden es versprechen, aber beide können nicht Wort halten, und dann tritt die Nässe ein, wenn das Gebäude noch trocknen soll. Auch hat man nicht Zeit, Plan und Lage hinreichend zu überdenken; nichts ist kostbarer, als während des Baus einen Plan umzuändern.

2) Du würdest den Sommer und Spätsommer verlieren und die Ruhe, die dir jetzt so wohlthätig ist, gegen einen entsetzlichen Spectacle umtauschen. Du kannst keine Idee haben, wie lärmend ein solcher Bau ist.

3) Läßt du den Bau bis in das nächste Frühjahr stehen, so bin ich dorthin mehr im Stand, dir beizustehen; ich kenne das

[1] Schiller ließ sich durch diese Auseinandersetzung bewegen, den Bau des Gartenhauses zu verschieben (lit. Nachlaß 1. S. 409).

Lokal und dessen Preise mehr, hoffe auch bis dahin Beschäftigungen zu haben, die mich oft nach Jena führen können; Plan und Gedanken werden reifer. — Du hast auch sodann eine Kenntniß des Lokals deines Gartens im Winter; vielleicht daß da noch manche Rücksichten zu nehmen sind, die wir jetzt nicht vermuthen.

4) Wir lernen bis dahin auch bessere Arbeitsleute kennen, denn der Zimmermann wenigstens hat mich sehr abgeschreckt.

Mußt du in dem Sommer schon eine Küche haben, so nimm meinen ersten Vorschlag neben den Abtritten an; es kommt dich gewiß nicht hoch, und ich stehe dir dafür, daß du unterdessen gewinnst, was du zur Noth brauchst. Kannst du dann noch ein oder zwei Zimmer für die Kinder und die Leute im Engel oder sonst in der Nähe miethen, so hoffe ich du kannst bis nächstes Frühjahr durchkommen. Um deiner Ruhe willen bitte ich dich daher, laß den Bau noch anstehen bis nächstes Jahr; ich kann dir die Details der Unannehmlichkeiten nicht beschreiben, wenn der Bau übereilt würde, aber ich fühle sie um desto tiefer, da ich sie aus Erfahrung kenne, und sie doppelten Einfluß auf deine Ruhe, Gesundheit und Beutel haben würden. Glaube mir, lieber Schiller, daß du unter 2000 Thaler den Bau nicht bewohnbar machst.[1] Die Summe ist zwar nicht so beträchtlich, aber nur in Rücksicht der schlechten Arbeit, die du erhalten wirst, ehe wir es recht mit einander überlegen können, scheint sie mir zu stark. Gib Griesbachs Haus immer auf und triff jeden andern Ausweg, nur baue dieses Jahr nicht. Willst du indessen demohngeachtet den Bau anfangen und fortführen, so will ich dir so viel als in meinen Kräften steht und die Zeit erlaubt, behülflich sein, aber ich würde immer den Traurigen herumtragen, daß ich dir nicht hinreichend nützlich sein kann.

Ich habe vergessen dir zu sagen, daß den nämlichen Tag, wo ich in Jena war, bei der Kammer eine starke Bestellung Holz

[1] Schiller gibt selbst an, daß er 1150 Thaler als Ankaufspreis und über 500 Thaler sonst verwendet hat (Diezmann, aus W. Glanzzeit, S. 20).

vorkam, die bis Michaelis in Jena statthaben wird und wozu alles daselbst vorräthige Holz genommen wird. Das beste wäre immer, du zögest den langen Winter hieher nach Weimar; ich würde dir ein gutes Quartier bestellen. In Geheimerath Voigts altem Haus ist ein schönes und geräumiges Logis des Jahres für 70 Thaler zu haben. Wir könnten uns dann ein paar Pferde zusammen halten und so dem Frühjahr froh und ruhig entgegen sehen. Es ist mir unangenehm, daß ich dich heute nicht sprechen konnte, aber ich glaube selber, daß die Reise für Lollo zu gefährlich gewesen wäre. — Adieu, lieber Schiller! Verzeih meiner Geschwätzigkeit, besonders da sie deinen Planen entgegen ist, aber deine Ruhe und Wohl geht mir über Alles!

W.

Weimar, den 2.[1] Oktober 1799.

Unendlich freut es mich, daß es mit der Lollo besser geht. Jetzt hoffe ich auch wieder, aber im Anfang war es mir nicht wohl dabei zu Muth, ob ich gleich der Frau Trost einsprach. Vorgestern, gestern, heute wollten wir nach Jena, aber wir fürchteten euch mehr zu stören als zu nutzen. Von unsrer Theilnahme seid ihr überzeugt, und was ihr braucht und wir euch schaffen können, soll alsbald erfolgen. Komme ich des Tags hinüber, so fürchte ich dich im Schlaf zu stören, oder wenigstens aufzuhalten.

Schone dich indessen, lieber Schiller, Lollo wird gewiß gut versorgt. Ein wahrer Trost ist uns Starke. Gute Nacht; es wird Alles bald besser gehen, und dann wollen wir die bösen Tage aus unserm Sinne zu wischen suchen.

Wolzogen.

Berlin, den 17. Juli 1803.

Die Braut von Messina wurde gegeben, die Jungfrau von Orleans, die natürliche Tochter. Im ersten Stück spielt die Fleck

[1] Das Datum muß verschrieben sein, da L. erst am 23. gefährlich erkrankte, wahrscheinlich 28. oder 2. November.

vortrefflich die Schwester, die andern ungleich. Das Costüm ist vielleicht wahrer, aber nicht schöner als bei uns. Die Chöre gehen an, ich hätte sie nicht so erwartet, doch bringt die Scene der Berathschlagung des künftigen Lebens nicht die Wirkung hervor wie bei uns. Der den Militärstand wählt, spricht abscheulich und verworren. Man sieht erst ein, wie gut die Trauerscene in Rücksicht der Beleuchtung behandelt ist in Weimar, wenn das Stück ohne diese gegeben wird.

Johanna wird nicht besonders gespielt. Diese belobte Manier kann ich nicht überwinden;[1] sie predigt, statt begeistert zu sein, und Alles erscheint und ist bei ihr studiert und pedantisch studiert. Die natürliche Tochter ist für Berlin zu gut, zu fein. Die Menschen sind hier so gewohnt, das Theater wie eine gut servierte Tafel zu behandeln, daß, wenn sie den Käs nicht sehen, sie nicht für das Essen danken. Man wollte aus Caprice sich nicht zufrieden geben, daß sie der Teufel oder die Engel nicht holen. Es wurde auf den andern Tag wieder annonciert, das Parterre klatschte allgemein, das Paradies wollte es nicht; das muß so sein. Es soll gut gegeben werden, sagen mir die Andern; ich konnte es nicht sehen, da ich aus der Johanna schon gehen mußte und seitdem nicht aufstehen kann. Eine Wunde am Fuß schmerzte mich fürchterlich; jetzt ist sie besser, aber doch immer noch unbequem. Man sagte mir, es würde auf der Reise heilen; ich will es hoffen, denn den 15. gehe ich von hier ab.

Noch muß ich nachholen, daß die Krönungsfeierlichkeit in der Johanna einer der interessantesten und imposantesten Aufzüge ist, die ich je, selbst nicht auf den Pariser Theatern gesehen habe. Das ganze Stück läßt Iffland trefflich geben. Talente kann er freilich nicht herzaubern.

Vor einigen Tagen sagte ich der Königin, daß Goethe die Attention für seine Mutter gefreut hätte. Sie nahm es sehr gut

[1] Schiller hatte auf Schlegels Mittheilungen hin gewünscht, daß die Rolle der Madame Unzelmann gegeben würde.

auf und gieng sogleich zum König, es ihm zu sagen, so daß man sieht, das Geschenk hatte mehr als eine Rücksicht.

Kotzebue hat sich wieder prostituiert in einem Brief an Pappenheim über das, daß ihn der Prinz nicht vor sich läßt. Er sagt unter andern, meine Gesinnungen kenne er schon lange.[1] Desto besser!

Petersburg, den 21. August 1803.

Unsre Sachen gehen vortrefflich. Der Prinz ist verlobt, hat ein Regiment, den Andreasorden, ist vergnügt und glücklich. Bis hieher alles gut. Nur der Winter. Neues Land, neuer Himmel, neue Sitten werden mir ihn weniger langweilig machen.

Die regierende Kaiserin hat die Braut von Messina von mir zu haben gewünscht. Ich habe es ihr geschickt; noch ist es nicht zurück gegeben.

Petersburg, den 27. September 1803.

Dein Don Carlos[2] ist glücklich angekommen, auch die Braut von Messina; ich werde davon Gebrauch machen, wie ich kann, ob ich gleich nicht glaube mit Nutzen, denn ich höre beinahe alle Tage, wie sie sich krümmen, wenn sie etwas geben sollen, und wie sie das Werk verwünschen, so sie dafür haben. Dabei verstehen sie nicht, was über das Mittelmäßige ist. Was gut bürgerlich ist, gilt auch hier am meisten, und alles was man gewinnt, ist, daß sie das Große und Schöne angaffen, aber fassen können sie es nicht.

Es hat mich sehr gefreut, daß der König von Schweden so artig war — il n'y a que le premier pas, qui coute. Mit Jena wird es noch besser gehen, als man erwartete. Das Unternehmen, eine eigene Zeitung zu schreiben wird gewiß gelingen. Aber bezahlen muß man auch.

W.

[1] Dennoch bat er am 10. September Wolzogen um seine Verwendung, daß er bei der Großfürstin als Chatoullenverwalter angestellt würde.

[2] Den Schiller am 4. September abgeschickt hatte, lit. Nachlaß I. S. 410.

Vor einigen Tagen ließ die Kaiserin Mutter Turandot bei mir holen; sie wurde gelesen und gefiel außerordentlich. Jetzt lesen sie Wallensteins Tod, und die Kaiserin läßt sich mehrere Stellen wiederholen. Bei der Lektüre, die alle Abend ist, befinden sich die Großfürstin, der Prinz, Gräfin Lieven und noch eine Dame, die nicht deutsch versteht. Storch liest vor.

Als ich gestern bei der Kaiserin Mutter war, ersuchte sie mich, ihr Originale kommen zu lassen für die Zeichen-Institute. Ich schreibe zwar nach Paris, aber es dauert sehr lange, und die Kaiserin will schon etwas für Weihnachten haben. Ich bitte dich daher, liebe Lollo, in mein Zimmer zu gehen und die Portefeuillen zu durchsuchen.

Das Zeichen-Institut ist für Fräulein, die schon ziemlich avanciert sind. Vielleicht ist der Johannes aus der Dessauer Kunsthandlung etwas in dieser Art. Meyer, den ich bitte zu grüßen, sowie auch Goethe, werden am besten zu rathen wissen.[1]

W.

Petersburg, den 28. November 1803.

Herzlichen Dank für eure Briefe! Sie sind mir ein wahrer Trost in der Kälte und unter dem Schnee. Ob ich diesen Winter glücklich durchbringe, weiß der Himmel, denn die Kälte ist schon fürchterlich; doch wohne ich bequem und angenehm. Man schreibt mir, daß Herder, Schmitt und Koppenfels sehr auf der Neige sind. Für Erstern ist es mir unendlich leid, und die Andern dauern mich.

Hier vergnüge ich mich sehr mit der Kunst und besonders mit den geschnittenen Steinen, davon eine Collektion von 10,000 unter dem nämlichen Dach mit mir wohnt. Wenn ich bei einem Hofmann einen Ring sehe mit einem Intaglio, so ziehe ich ihn vom Finger und stecke ihn an, bis auf den Abend, wo ich ihn wieder zurück gebe. Sie haben es gerne, wenn man ihre Steine lobt, und ich habe auf diese Art oft einen Genuß, den sonst Hof-Finger

[1] Schillers Antwort vom 24. November, lit. Nachlaß I. S. 415.

nicht genießen. So eben habe ich solcher Ringe drei vor mir, wovon die zwei Figürchen sehr schön sind. Ich drücke sie in der Schnelle ab; vielleicht kommt der Abdruck ganz zu dir. Schreibt mir oft, lieben Kinder, und vergeßt den halb erfrorenen Alten nicht.

W.

Petersburg, den 24. Februar 1804.

Vielen Dank, lieben Kinder, für eure Besorgungen und Briefe, die mir jederzeit die interessantesten sind; denn in allem Andern, was man mir von Weimar schreibt, ist Falschheit und Trug.

Wie begierig bin ich auf Wilhelm Tell; schicke mir es, wenn du kannst; ich möchte wissen, wie man es hier nähme, wenn ein Manuscript vorgelesen würde; ich glaube, es ist noch nie geschehen. Ich stehe für die Sicherheit.

Aber die Frau? Sie ist gewiß sehr gefährlich krank gewesen. Vom 19. Januar bis 4. Februar schrieb sie mir nicht, und Alles ist so geheimnißvoll. Die Unruhe ist viel peinigender in der Ungewißheit. Schreibe mir doch gleich, liebe Lollo, mit der nächsten Post, was ihr fehlte, wie es steht, aber ohne Rückhalt; ich bitte dich um alles in der Welt.

Deine Ansicht von der Frau von Staël ist sehr interessant; sie steht leibhaftig vor mir.

Wie gefällt dir Klingers zweiter Theil? Er scheint mir herzlicher als der erste, in dem noch von Pauls Regierung her viel Bitterkeit herrschte.

Ist denn die Frau noch nicht zurück? Sie wäre gewiß schon zurück, läge sie nicht auf den Tod. Der arme Adolph! [1] —

Goethe danke für sein Andenken; ich werde sorgen, das zu verschaffen, was ihm Vergnügen macht! [2]

W.

[1] Schillers beruhigender Brief lit. Nachlaß I. S. 419.

[2] Russische Kupfermedaillen, um welche G. am 4. Februar (lit. Nachlaß I. S. 428) gebeten hatte.

Petersburg, den 28. Februar 1804.

Gestern war die Rede von Hackert; man sagte, er habe sehr abgenommen in seiner Kunst. Ich führte an, daß ich Nachrichten von einigen neuern Gemälden habe, die sehr gut ausgefallen sein sollen. Man ersuchte mich, genauere Erkundigungen einzuziehen, wie hoch oder niedrig er jetzt in seiner Kunst stehe, um sich danach bei Bestellungen, die man zu machen Willens war, zu richten. Aber man wünschte die Antwort bald zu haben. Sei daher so gut, liebe Lollo, und ersuche Meyern, einen kleinen Aufsatz darüber zu schreiben, und schicke mir ihn mit nächster Post, wenn es möglich ist.[1]

Alle Zeichnungen und Originale, so ich von Paris, Weimar, Leipzig erhalten, habe ich der Kaiserin übergeben und dabei geschrieben, was du mir von Meyers Plan sagst; ich erwarte jetzt die Antwort.

Ich freue mich sehr über Schillers neu geendigtes Stück. Er wird hier doch auch über alle Andern gesetzt, ob man ihn gleich nicht so ganz versteht. Don Carlos liebt man am meisten, dann Wallenstein. Das hiesige Theater soll schlecht sein. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, es zu sehen.

[1] Goethe's Aeußerungen folgen unten.

IV.

Die Gönner der Söhne.

Großfürstin Marie von Rußland, Erbgroßherzogin. General Ludwig von Wolzogen. Wilhelm von Humboldt.

Ludwig von Wolzogen. St. Petersburg, den 6—8. März 1811.

Verehrungswürdigste Freundin!

Für Ihren lieben und gütigen Brief vom 10. December vorigen Jahrs meinen herzlichen Dank, sowie auch für Ihr mir geschenktes Zutrauen im Betreff Ihrer Geldangelegenheiten.[1] — Meinerseits seien Sie von meiner gewissenhaften Verwaltung überzeugt, denn ich kann mich von dem Gedanken nicht trennen, daß wir nur eine Familie ausmachen, also ist Ihr Interesse und das Ihrer Kinder auch das meinige.

Was haben Sie für Nachrichten von Karl aus Heidelberg? Vermuthlich wird er seine Zeit dort gut anwenden. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, sowie auch Ernsten und Karoline. Manchesmal

[1] Wilhelm v. Wolzogen hatte das durch Beckers u. A. Bemühungen zusammengebrachte Kapital 1806 in Petersburg angelegt (Bd. I. S. 317). Ludwig v. Wolzogen fragte jetzt an, ob er die in seinen Händen befindlichen Obligationen zum Ankauf eines Hauses verwenden sollte. Dieß scheint nicht geschehen zu seyn; denn noch 1815 schickte Völkel, der Großfürstin Schatzmeister, Wechsel über das in Petersburg zurückgebliebene Kapital, Behufs dessen Versilberung. Es war also nicht, wie Palleske II. S. 416 meint, „vom Krieg verschlungen."

wird es mir doch etwas schwer, so weit entfernt von meinem Vaterlande und den Meinigen leben zu müssen.

Freilich im ersteren sieht es gegenwärtig eben nicht erfreulich aus, und dann geht es mir hier auch gut. So bin ich erst kürzlich[1] zum Oberstlieutenant und Flügeladjutanten des Kaisers avanciert worden, eine Gnade, die mich hier noch fester bindet.

Erhalten Sie mir indessen auch in der Ferne Ihr gütiges Wohlwollen und Ihre Freundschaft; vielleicht kommt doch noch dereinsten der Tag, wo wir still und ruhig neben einander leben können. Bis dahin aber seien Sie von meiner Hochschätzung und reinen Anhänglichkeit überzeugt, mit welcher ich die Ehre habe, zu verharren

Dero

unterthäniger Diener
L. Wolzogen.

Jusqu'à l'instant où Mad. de Schiller jugera à propos d'envoyer étudier ses fils, ils recevront chacun 200 écus par an; aussitôt qu'ils iront à l'Université, ou bien où leur mère le voudra, chacun d'eux recevra 400 écus par an, ce qui leur sera continué jusqu'à ce que tous deux aient atteint leur vingtième année.[2]

M.

[1] Seit dem 21. Februar.

[2] Auch für Wielands Kinder sorgte die großmüthige Fürstin 1813: Chère Madame de Schiller! J'espère que vous ne m'en voulez pas de ce que je suis restée jusqu'ici sans vous répondre et sans vous dire combien j'ai été touchée de la peine que vous vous êtes donnée de remplir mes désirs auprès de la famille Wieland. Je vous demande encore en toute confiance de vouloir bien remettre l'argent que je vous fais remettre ci-près comme prix de l'estimation de la boîte de notre cher défunt, comme l'indique de billet de l'orfèvre que j'insère ici, à ses enfans. Je vous invite à venir chez moi demain matin dix heures, nous causerons à leur sujet. Toute à vous.

(remis à Mad. de Schiller le 20 Mai 1805. Wolzogen.)

(1806.)

Vous avez bien raison de dire, ma chère Madame de Schiller, que je m'intéresse à tout ce qui vous arrive ainsi qu'à vos enfans. L'aimable attention de ceux de la Reine m'a fait un sensible plaisir.[1] M.

Frantzbrunn ce $\frac{\text{27 Juillet}}{\text{8 Août}}$ 1813.

Si vous désirez que l'ainé de vos fils se rende à Jéna cet automne, vous n'avez qu'à m'en dire un mot, et j'aurai soin que ses petites affaires pécuniaires ne s'en ressentent pas du changement de place; j'espère seulement que vous ne pensez pas à le laisser à Jéna moins d'un an: il me semble même que le tems d'une année n'est pas assez long pour y terminer ses études. Quant au titre de *Forstjunker,* le Duc me l'a accordé pour lui; faites en seulement souvenir le Duc à son retour à Weymar.[2] Pour votre fils cadet, je crois que vous ferez bien de le laisser là où il est, poursuivre ses études en paix. M.

St. Pétersbourg, le $\frac{\text{21 Janvier}}{\text{2 Fevrier}}$ 1816.

Marquez moi exactement si je ne puis rien auprès du Duc pour votre fils ainé. Marie.

St. Pétersbourg, le $\frac{\text{24 Mars}}{\text{5 Avril}}$ 1816.

Je prends la plume pour vous remercier de vos lettres, comme pour vous dire un mot touchant ce que vous m'avez mandé pour votre fils ainé. J'ai cru bien faire d'écrire au Duc, en le sollicitant de tenir sa parole et de ne pas délaisser un jeune homme parce qu'il a suivi son ardeur militaire dans un tems où tout prenait les armes, je vous communiquerai ce qu'il m'en dira. Marie.

[1] Bd. I. S. 307.
[2] Ebendas. S. 671.

Als dieser Brief geschrieben wurde, war die Entscheidung erfolgt. Karl hatte sich an den General v. Wolzogen gewendet, dessen Brief folgt:

Berlin, den 17. Januar 1816.

Geehrteste Schwägerin!

Karl hat mir vor Kurzem einen langen recht schönen Brief geschrieben, worinnen er mich um Rath fragt, ob er zu seinem neuen Regiment, den siebenten Uhlanen, oder zu der Jägerei zurücktreten soll. Ich würde ihm das Letztere gerathen haben, wenn ich ihn hätte hier anbringen können; aber nach genauerer Erkundigung bei dem Landoberforstmeister Hartig sind in diesem Augenblick so viele zu versorgen, daß es beinahe unmöglich, jemand Fremdes anzustellen. Ueberdieß sind die Posten hinführo auch nicht mehr so einträglich wie ehemals.

In dieser Hinsicht ist die Militärcarrière vorzuziehen. Ich wünschte indessen nicht, daß er sein Forststudium vernachlässigte, denn wenn er nur ein tüchtiges Examen wird bestehen können, so erhält er in der Zukunft doch noch einen Posten; auch wird sich Hartig seinen Namen notieren. Was Ihnen freilich für den Augenblick nicht ganz angenehm sein wird, ist, daß Karls Regiment gegenwärtig in Frankreich steht. Theils ist aber dabei gar keine Gefahr zu besorgen, und dann werden die Regimenter auch bald wieder abgelöst, und zwar noch in diesem Jahre. — Sollte er freilich im Weimarischen einen guten Forstdienst erhalten, wozu Gersdorf gewiß helfen wird, wenn solches möglich ist, so würde es freilich seinen bisherigen Studien am angemessensten sein, dieses vorzuziehen.

L. Wolzogen.

Die Hoffnungen Wolzogens, der dem Weimarischen Minister v. Gersdorff beim Wiener Congresse nützliche Hülfe geleistet hatte (Geschichte des Wolzogenschen Geschlechts II. S. 258) verwirklichten sich nicht. Frau v. Schiller empfing von Hrn. v. Gersdorf folgende Schreiben vom 2. und 11. Februar:

Hochwohlgeborne, hochgeehrte Frau Hofräthin!

Ew. Hochwohlgeboren haben in einem an Se. Königl. Hoheit den Großherzog unmittelbar gerichteten Schreiben vom 27. v. M.

um eine Anstellung für Ihre Herren Söhne im hiesigen Staatsdienst angesucht.

Se. Königl. Hoheit haben mir hierauf höchst Ihro gnädigste Entschließung dahin bekannt gemacht, daß Ihr ältester Herr Sohn, da für ihn beim hiesigen Forst- und Jagdwesen fast gar keine Aussichten zu einer baldigen Anstellung vorhanden wären, vielleicht mit günstigerem Erfolg in seiner jetzigen ehrenvollen Carrière bleiben würde. In Ansehung Ihres jüngeren Sohnes wünschen Se. Hoheit, daß er erst seine Studien vollenden und dann sich wieder melden möge.

Indem ich mich dieses höchsten Auftrags entledige und Ew. Hochwohlgeboren hievon gehorsamst benachrichtige, habe ich die Ehre in den Gesinnungen einer ganz vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit zu unterzeichnen

Ew. Hochwohlgeboren

Weimar, den 2. Februar 1816.
(Unterschrift eigenhändig.)

ganz ergebenster Diener,
Ernst August von Gersdorff.

(Eigenhändig.)

Gnädige Frau!

Se. Königl. Hoheit der Großherzog, mein gnädigster Fürst und Herr, hat geruht, mittelst Handbillets mir zu befehlen, daß ich die Ehre habe, Ew. Gnaden nochmals im Betreff der Wünsche für Dero ältesten Herrn Sohn das lebhafte Bedauern Sr. Königl. Hoheit auszusprechen, aus Gründen jenen Wünschen nicht entsprechen zu können, deren Darlegung an Ew. Gnaden Se. Königl. Hoheit mir aufgetragen hat.

Theils nämlich ist der Etat des Dienstpersonals der höheren Jägerei bereits erfüllt und meist mit jungen Leuten besetzt, so daß für einen neu antretenden nur geringe Aussichten übrig sein würden; theils aber ist es Grundsatz, Forstbedienten- und Revierförsterstellen nur an Jäger von der untern Klasse zu geben, zumal da deren

viele eben jetzt da sind, welche lang und treu gedient und dadurch Ansprüche auf Versorgung erworben haben.

Mit Eifer ergreife ich auch diese Gelegenheit, um Ew. Gnaden den Ausdruck derjenigen verehrungsvollsten Gesinnungen zu erneuern, womit ich die Ehre habe zu verharren, gnädige Frau

Dero

Weimar, am 11. Februar 1816.

ganz ergebenster Diener,
von Gersdorff.

Da diese Schreiben die Hoffnung, Karl in Weimar angestellt zu sehen, vereitelten, wurden wohl durch den General Verhandlungen in Württemberg angeknüpft, die zu seiner Anstellung führten. Der König schrieb:

Stuttgart, den 14. April 1817.

Mein werther Herr Generalmajor von Wolzogen. Ich habe Ihr gefälliges Schreiben vom 9. d. M. erhalten und daraus ersehen, daß ich durch die Anstellung des jungen Schiller in meine Dienste Ihnen und Ihrer Frau Schwester[1] etwas Angenehmes zu erzeigen Gelegenheit gefunden habe. So gerne ich ohnedieß bereit war, die Verdienste eines Mannes, auf den Württemberg stolz sein darf, auch in seinem Sohne zu ehren, um so mehr mußte ich geneigt sein, einen jungen Mann in meine Dienste zu nehmen, dem in seinen nächsten Verwandten würdige Vorbilder der Nacheiferung gegeben sind. Zugleich danke ich Ihnen für die mir schätzbaren Gesinnungen, welche Sie mir bei diesem Anlaß ausgedrückt haben, und wünsche Ihnen Glück zu dem schönen Berufe, der Führer und Bilder eines Prinzen[2] zu sein, den einst ein so großer Wirkungskreis erwartet, und der, wie ich selbst ihn kennen zu lernen das Vergnügen hatte, durch die glücklichsten und liebenswürdigsten Anlagen des Geistes und Herzens bereits zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigt.

[1] Verschrieben statt „Schwägerin."

[2] Des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Hierauf bitte ich Gott, werther Herr Generalmajor von Wolzogen, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Gezeichnet rc.

Auch später, als Karl und seine Mutter eine Versetzung von Altshausen wünschten, verwandten sich die Großfürstin und der General für ihn. Jene schrieb vermuthlich 1820 oder 1821:

Je me ferai un plaisir non-seulement de parler au Roi de Würtemberg, mais de lui montrer même la lettre que vous venez de m'adresser, et je suis bien sûre qu'en comptant sur sa justice l'on ne court pas risque de se tromper.

Je viens de recevoir à l'instant une lettre du Roi de Würtemberg qui contient ces mots que je m'empresse de vous communiquer. „J'aurai soin de faire placer le jeune Schiller à une autre place d'après le désir de sa mère, je me flatte que cela la tranquillisera pour le moment.“ J'espère aussi que vous voilà plus contente, et c'est en me réjouissant avec vous de l'accomplissement de vos désirs que je suis toujours Votre bien affectionnée. M.

Dieser schrieb aus Frankfurt am 24. Mai 1821:

Beifolgend schicke ich Ihnen die Antwort von General Hügel. Ich hoffe, daß Karl einstweilen eine gute Förstersstelle bekommen wird und daß ihm sein Fleiß und gutes Betragen auch bald weiter helfen wird. Das [sehr günstige] Zeugniß von Gemmingen [dem Oberforstmeister] ist mir sehr erfreulich.

Wolzogen.

Dieselbe liebevolle Theilnahme schenkte die Großfürstin dem zweiten Sohne Ernst, der im Jahr 1817 und 1818 Verdrießlichkeiten[1] in seinem Examen und Schwierigkeiten fand, die ihn vermochten, eine Anstellung in Preußen zu suchen. Darauf beziehen sich folgende undatierte Billets:

[1] Bd. I. S. 395 und 403.

Je vous prie, ma chère Madame de Schiller, de m'envoyer le rescript adressé à votre fils dont vous m'avez parlé hier, le plutôt qu'il vous sera possible.

Je n'ai pu répondre hier soir à votre billet et m'empresse ce matin de le faire. Quoique je ne puisse pas bien juger pourquoi il est nécessaire pour un futur employé à la Chambre des finances de présenter une disputation Latine de jurisprudence à la Régence, je vous conseille trèsfort dans l'intérêt que je porte à votre famille, de disposer votre fils à ne pas faire d'objection à cette condition de son entrée en fonction, et cela d'autant plus qu'il serait fâcheux qu'il ne l'eût pas encore terminée depuis le tems qu'il s'en occupe. Il est possible que l'on appuye sur cet article parce que l'on veut avoir à la Chambre des finances quelqu'un qui sache bien le droit. Je m'informerai encore précisément là-dessus, mais je vous prie de me répondre si et quand votre fils a terminé l'ouvrage indiqué.

Si Mr. votre fils dîne à château aujourd'hui *et qu'il ne vienne pas* ce soir à la Cour, alors je le prierai de passer chez moi un moment cet après-midi, quand je serai rentrée dans mes appartemens; mais s'il ne compte prendre congé que ce soir à la Cour de la Duchesse, alors je vous prierai au cas que vous comptiez sans cela paraître ce soir, de m'amener Votre fils cet après-midi après 6 heures.

So schmerzlich es der trefflichen Großfürstin war, auch den zweiten Sohn Schillers scheiden zu sehen, ließ ihre freundliche Gesinnung nicht nach, sich zu bethätigen. Sie schrieb:

Ems ce 4—16. Juin 1819.

J'ai reçu avec beaucoup d'intérêt votre lettre du 7 de ce mois, et vous en remercie, comme pour la confiance

que vous continuez à me témoigner quand bien même je ne peux plus agir directement pour le bien de votre famille, mais comme les sentimens que je vous ai voués m'y disposeront toujours, je me fais un vrai plaisir de répondre à votre attente, en ne manquant pas de recommander au Chef de la province prussienne du Rhin pour la partie civile Mr. votre fils qui va y servir. Il est inutile, je pense, de vous entretenir de l'affection que je vous porte et du regret que j'ai de voir vos enfans si loin de vous.

Du château de Dornbourg, le $\frac{\text{29 Août}}{\text{11 Septembre}}$ 1819.

Je n'ai point ou votre fils cadet, mais j'ai fait recommander à Mr. d'Ende de me donner de tems en tems de ses nouvelles: je sais qu'il est content de sa situation.

Für Ernsts Anstellung in Preußen interessierte sich auch Wilhelm von Humboldt. Er schrieb:

Frankfurt, den 17. December 1818.

General Wolzogen wird Ihnen, liebe Freundin, geschrieben haben, daß es mir gelungen ist, bei dem Minister Beyme für den Plan Ihres Ernst, in unsere Dienste zu treten, wenigstens für's erste eine recht günstige Aussicht zu eröffnen. Sie können glauben, wie unendlich es mich gefreut hat, da Alles, was mit Schiller und Ihnen zusammenhängt, meinem Herzen ewig unendlich theuer bleibt. Ich wünsche nun, daß es endlich gelingen mag, möchte nur, daß ich wenigstens einiges Verdienst dabei hätte. Allein ich habe den Minister Beyme so zuvorkommend und bereitwillig gefunden, daß es kaum mehr als eines einzigen Wortes von meiner Seite bedurfte. Ich weiß nun nicht, wie es weiter geworden sein wird. Wolzogens Plan war, was mir auch am besten schien, den Ernst zu bitten, selbst nach Berlin zu kommen.

Ich gehe nicht wieder nach England zurück, sondern von hier, sobald mein Geschäft beendigt ist, wovon sich aber die Zeit noch

nicht angeben läßt, nach Berlin. Vielleicht habe ich dann die Freude, Sie, theure Freundin, in Weimar zu sehen!

Leben Sie wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges und liebevolles Andenken, sowie das meinige Ihnen und allen den Ihrigen unverbrüchlich gewidmet bleibt.

Humboldt.

Die Erfurter und Weimarer Freunde.

I.

Capitän Henry Heron.

Die Bekanntschaft dieses schottischen, am herzoglichen Hofe gerne gesehenen Officiers (Bd. I. S. 418), hatte Charlotte im Februar 1787 in Weimar gemacht oder erneuert. Er schrieb sich am 20. Februar in ihr Stammbuch ein. Heron, der in Jena in dem Griesbach'schen Hause wohnte, schrieb zuerst am 2. März und zuletzt am 2. August von Rotterdam, im Begriff sich nach England einzuschiffen, von wo er nach Ostindien ging. Ein Brief aus Madras an Knebel vom April oder Mai 1788 (Briefe von Schillers Gattin S. 557), war sein letztes Lebenszeichen.

(Nach Ostern 1787).

Ich hätte gleich nach meiner Rückkunft[1] hier in Jena gern an Sie geschrieben, ich mochte Ihnen etwas aus der Fülle meines Herzens sagen; Gedanken aber drängten sich auf Gedanken, versperrten allen Ausgang, und nach langem Streben fand ich alle Versuche, mich, wie ich wünschte, auszudrücken, vergeblich. In diesem Zustand aber waren diese Gedanken mein größter Trost. Denn ich fand, was sich nicht sagen läßt, läßt sich doch empfinden, und ich bedauerte den, der sein volles Herz durch Worte entladen kann. Jetzt erwache ich aus dem Taumel meiner Empfindungen, gleich wie aus einem Traum, und kaum kann ich mich überzeugen, daß die Freuden, die ich mir in Ihrer Gesellschaft zu genießen so oft versprochen hatte, schon genossen sind, und daß die Zeit, nach deren Ankunft ich mich so sehr sehnte, schon vorbei

[1] Von einem Besuche in Rudolstadt um Ostern.

ist. Also sind sie dahin, auf zu schnellen Flügeln dahin, die Stunden, die ich glücklich an Ihrer Seite zubrachte, und nie werden sie zurückkehren. „Abende, die ihr uns vereint saht, nimmer kehrt ihr mir wieder, nimmer!“ Meine jetzige Glückseligkeit muß in der Erinnerung bestehen, daß ich einst neben Ihnen saß, daß meine bebende Hand sich erkühnte, die Ihrige zu drücken, und daß Ihre liebenswürdige Familie mich für würdig hielt, an ihrem häuslichen Vergnügen zu nehmen. Was für einen Eindruck das auf mich gemacht hat, kann ich Ihnen nicht sagen; das aber kann ich versichern, daß dieser Eindruck lange dauern wird, und oft in der Zukunft, wenn der Trennungsschmerz ein wenig gemildert wird, wird er ein freudiges Gefühl in mein Herz einflößen. Unterdessen aber kann ich mit aller meiner Philosophie das Gefühl nicht ganz unterdrücken, daß ich jetzt entfernt von Ihnen bin, und nach wenigen Tagen von Allen, die sich in diesem Theil der Welt um mich bekümmern und die ich schätze, mich getrennt sehen werde. Trennung ist ja traurig für Alle, die es angeht, aber doppelt für den armen Reisenden. Sie sind von Ihren Freunden umgeben, ich aber, meinen unruhigen Gedanken ein Raub, ohne Freunde, ohne ein einziges Geschöpf, dem ich das geringste Wort von meinem vollen Herzen vertrauen kann, werde bald ein einsamer Wanderer und öd und allein selbst unter den Menschen sein. Doch ich bin nicht ganz von Trost verlassen, Ihre Güte wird auch hier mein Schutzengel werden. Ich habe eine kleine schwarze Gefährtin:[1] sie wird beständig meine Gespielin sein. Ihr ruhiges heiteres Aussehen wird manche schwermüthige Stunde erleichtern, und in der Betrachtung derselben werde ich mich belebt fühlen durch einige der reinen Gedanken, die das Urbild beseelen.

Am 28. Februar 1804 ließ Frau v. Schiller Knebel durch seine Schwester um „den letzten Brief von Heron“ bitten (Henr. an Knebel Nr. 195). Nach dessen Empfang schrieb sie folgenden Brief, den Hr. Robert Weigelt in Breslau aus seiner Autographensammlung gütigst mitgetheilt hat:

[1] Wohl die Silhouette von 1784. Bd. I. Titelbild.

Weimar, den 6. März 1804.

Haben Sie herzlichen Dank, werther Freund, für Ihre Bereitwilligkeit meinen Wunsch zu erfüllen. Die Stimme voriger Zeiten ist auf's neue lebendig in mir geworden durch den Anblick der Handschrift unseres Freundes; ich werde ewig sein Andenken ehren, und da wir von ihm selbst keine Spur haben,[1] so müssen wir uns die Spuren seines Geistes, seines guten reinen Herzens, das er in seinen Briefen zeigte, wie in seinem Wesen, zueignen, denn es ist leider das Einzige, was uns von ihm bleibt! Aus seinem Brief sah ich auf's neue, daß er wirklich nach Ostindien gegangen ist, worüber ich zweifelhaft war. Ich dachte, er hätte auch sein Grab auf den trügerischen westindischen Inseln gefunden, wie der gute Ernst![2]

Ihre theure Schwester meinte, ich machte Ihnen eine kleine Freude, wenn ich Ihnen etwas von der Handschrift der Frau von Staël zeigte, und Sie haben mir so eine Freude gemacht, daß ich wohl fühle, ich kann es Ihnen nicht so erwiedern, aber nur um meinen guten Willen zu zeigen, will ich den Wunsch der geliebten Freundin erfüllen; sie soll auswählen was ihr am bedeutendsten scheint. Sie selbst wird Ihnen so viel von der Anwesenheit der Frau von Staël gesagt haben, daß ich Ihnen nichts neues mehr sagen kann, mir ist sie eine der merkwürdigsten Erscheinungen, ich möchte sagen, es gibt kein Wesen dieser Art mehr. Alles was unsre ruhigen deutschen Naturen an ihrer leichten beweglichen französischen Natur zu fassen vermögen, ist unendlich schätzbar an ihr, aber dann und wann fühlt man doch den Unterschied der Nationen gewaltsam.

Ihr Gedicht über Herder[3] hat mich sehr gerührt! Ich weine um ihn in der Stille mit treuem Herzen, denn so tief hat mich

[1] Düntzer gibt an, daß er „durch einen Unglücksfall sein Leben einbüßte," ich weiß nicht aus welcher Quelle.

[2] v. Imhoff, der im Jahr 1803 auf St. Vincent gestorben war.

[3] Knebels lit. Nachlaß I. S. 31.

noch kein Verlust geschmerzt. Ich fühle wohl, daß man seiner Familie nichts ersetzen kann, aber es schmerzt mich auch, daß ich nicht mit ihr weinen konnte. Ich wollte sie besuchen, aber wurde nicht angenommen. Ich konnte mich erst spät entschließen den Platz zu sehen, wo wir ihn alle verlören; die ersten Zeiten war es mir unmöglich sein Haus zu betreten!

Leben Sie wohl, Schiller sagt Ihnen viel herzliche Grüße. Sein Wilhelm Tell wird bald auf dem hiesigen Theater, aber leider wohl nur als Gespenst erscheinen. Sie kommen vielleicht bald nach Jena.[1] Es wird uns freuen, Sie in unsrer Nähe zu wissen.

Seien Sie herzlich gegrüßt.

L. Schiller.

[1] Knebel war in Ilmenau. Knebels lit. Nachlaß II. S. 393.

II.

Caroline von Dacheröden,

verehelichte von Humboldt.

Die Tochter des Erfurter Kammerpräsidenten war schon 1785 mit Caroline v. Beulwitz befreundet (lit. Nachlaß II. S. 297) und machte Lottens Bekanntschaft bei einem Besuche in Erfurt in der Mitte des November 1788.

Donnerstag früh, den 17. December (1788).

Diese ersten Augenblicke des Tages sollen meiner theuren Charlotte gewidmet sein, deren sanftes Bild so lebhaft in meiner Seele geblieben ist.

Liebe! Es ist mir sehr süß zu denken, daß ich dir etwas sein werde; laß in diesem Gefühl alle Klagen über unser getrenntes Leben sich auflösen. Wohl dem, der fühlt, daß doch eigentlich keine Trennung für die Seelen stattfindet, und daß gerade dieses Abgerissene die Sprosse der Leiter ist, die zunächst hinaufreicht zu einem Zustand höherer Genußfähigkeit und ungetrübteren Glückes.

Deine Anhänglichkeit an die Natur freut mich. Ihre Betrachtung und die Liebe zu ihr webt immer stille Freude in die Seele. Nichts ist gewöhnlicher als affektierter Geschmack an ihren Schönheiten und nichts seltener als wahre und innige Schätzung ihres Werthes und des Genusses, mit dem sie die Seele überströmt.

Den 31. December Abends (1788).

Ich nehme im Ganzen gern die Menschen wie sie sind, wenn sie sich nur in ihrer wahren Gestalt zeigen, mit einem Wort natürlich sind; aber ich kann mich nicht aus gesellschaftlicher Gefälligkeit mit ihnen über Dinge vereinigen, die mir nahe am Herzen liegen, und die sie in einem ganz andern Gesichtspunkt betrachten.

Viele und mitunter auch recht gute Menschen haben so zu sagen zwei Charaktere; in der Einsamkeit denken sie ganz anders als sie nachher in Gesellschaft über die Gegenstände ihres Nachdenkens, durch den allgemeinen Ton hingerissen, reden. In der Gesellschaft haben sie eigentlich gar keinen stäten Charakter und keinen Willen. Ich entschuldige diese Schwachheit, aber ich liebe dieses Schwanken nicht, denn ich finde den Menschen immer gern sich und seinen Grundsätzen gleich und getreu, und mein Herz kann sich nur an solche heften.

Dienstag früh, den 31. März (1789).

Es freut mich, daß Evelina [1] dir gefallen, meine Liebe! Ich gestehe, daß ich auch die englischen Romane den meisten deutschen vorziehe, die ich kenne. Zwar geht es mir hierinnen auch ziemlich so wie dir, meine Lotte. Meine Lektüre ist gar wenig darin ausgebreitet, und ich danke den vorzüglichen Geschmack, den ich an anderer Lektüre habe, meinem Freund und Lehrer Becker, [2] dem ich so viel danke. O Lotte, wenn wir einmal selige Stunden des Zusammenseins genießen, will ich dir erzählen, mit welcher Sorgfalt er meine Jugend leitete, wie er auf die Fühlbarkeit meines Herzens und meine Freude an der Natur die ganze Hoffnung meiner Erziehung setzte und sie benutzte, um mir eine andere Richtung zu geben, denn ich war wirklich ein sehr verdorbenes, kleines Geschöpf, als B. in unser Haus kam. Wie er das letztemal hier war, versprach er bald wieder zu kommen mit seiner Frau und mir selbst

[1] Von Miß Burney.

[2] Dem Rath Becker, Verfasser des Noth- und Hülfsbüchleins, s. Bd. I. S. 306 ff.

seine Tochter zu bringen, aber noch war er nicht da, und ich fürchte, daß ich wieder abreisen werde, ohne ihn zu sehen.

Ich hätte deinen Freund Heron kennen lernen können. Er war vor zwei Jahren im Winter hier, aber Outram war Schuld daran, daß es nicht geschah, oder vielmehr seine Trägheit, weil er mit ihm und ein Paar andern Engländern keine Besuche machen wollte und es ihnen sogar widerrieth, von Weimar wieder herüber zu kommen, welches sie wollten.

Es thut mir weh, daß ich nichts von Fritz Dalberg höre, so lange er nun in Italien ist.

Goethe scheint sich sehr dahin zurückzusehnen; ich las das noch vor ein paar Tagen in einem Brief, den er geschrieben hatte. Ich habe den neuen Theil von Goethes Schriften noch nicht gelesen, ich will sie aber suchen, wie auch das Gedicht von Schiller im letzten Stück des Merkurs.[1]

Lebhaft denke ich mir deine und Linas Freude bei seiner Ueberraschung.[2] Ich wünschte sehr ihn zu kennen.

Sonntag Abend, den 31. Mai (1789).

Du kennst mich noch nicht recht. Mein Herz ist unbändig in seinen Wünschen und unersättlich in dem Genuß der Liebe und Freundschaft. Mit jenem könnte es die Ewigkeit ausfüllen, und diesem möchte es ihre Dauer geben. Es hat mir viele Mühe gekostet, ehe ich es gelehrt habe, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich so wenig gibt.

(An Caroline.) (Bnogörner), Donnerstag, / Freitag, den 20. / 21. August (1789).[3]

— — — Es schien mir auch, als beginge ich eine Indelikatesse gegen Schiller.[4] Mein Gott! jeder Moment in euren Armen

[1] Die Künstler.

[2] Schiller und Lotte S. 277.

[3] Nach der Trennung von beiden Schwestern, mit denen Caroline in Lauchstädt im Bade gewesen war. Schiller hatte dort am 3. gegen Lotte sich erklärt.

[4] Caroline hatte sich erboten, die Kranke zu begleiten.

ist so reich an Wonne; es wäre eine Sünde, wenn ich ein Herz, das diese Wonne eben so tief fühlt wie ich, um einen einzigen bringen könnte, und ich liebe Sr. wie einen Bruder.

Ich habe weniger Unterhaltungen mit meinem Vater wie sonst, wo ich bessere Gelegenheiten zum Einleiten unsrer Projekte hatte,[1] weil der Vetter[2] immer gegenwärtig ist; indessen habe ich doch heute angefangen zu präludieren, und mein Lob erweckte Aufmerksamkeit und einige Fragen, z. B.: „ob ich die Briefe der chère mère an euch selber gelesen, ob sie eine Frau von Geist verriethen, und sie aus ihren Reisen Nutzen gezogen hätte? ob ihr euch wegen eurer Verhältnisse gegen sie oder gegen mich herausgelassen hättet?“ u. dergl. mehr. Alles dieses benutzte ich, wie ihr denken könnt, und meine Antworten gefielen und erweckten eine gute Idee und Bedauern, daß man sie nicht kenne und sie euch vermuthlich nie nach Erfurt begleiten würde, wegen des Engagements am Hof.

Donnerstag, den 27. August (1789).

Schiller schreibt mir, er fürchte, der Himmel habe ihm das Bild unsrer Harmonie nur vorgehalten, um seiner Phantasie ein Ideal zu zeigen, das nie zur Wirklichkeit gedeihen werde, aber ich nähre schönere Hoffnungen in meinem Herzen. Mir mein Wesen von dem euren getrennt zu denken, ist mir unmöglich. Schillers Wesen muß sich nun, da er einer Sorge entledigt ist, die es nothwendig einengen mußte, immer schöner und schöner vor dir entfalten. Sein Brief und die Mühe, die er sich gibt, mir mein Schicksal, das von jeher Alleinsein und Einsamkeit für mein Herz war, von seiner lieblichsten Seite vorzuhalten, hat mich sehr gerührt.

Mittwoch Abend, den 18. Oktober (1789).

Dein letzter Brief hat mich gefreut und gerührt; es hätte mir sehr weh gethan, wenn du mir deine Gefühle hättest verbergen

[1] Aus chère mère und dem Vater ein Paar zu machen. Schiller und Lotte S. 378 und 396.

[2] Hr. v. Berg aus Magdeburg, Schwestersohn des Hrn. v. Dacheröden.

können. Ich hatte schon aus deinen andern Briefen empfunden, daß etwas Disharmonisches in dir war, daß du nicht eins in dir seist, und ich wartete nur auf mehr Kräfte und Gesundheit, um dich selbst um eine Erklärung zu bitten.

Ich habe in diesen Tagen viel über euer Verhältniß mit =[1] nachgedacht. — Wenn es dauern sollte, meine Lotte, und du fühltest, daß du die Idee, = liebe L.[2] mehr als dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rath, dich mit = darüber zu erklären.[3] An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst du nicht zweifeln. Es thut mir zwar weh, wenn = aus dem schönen Wahn, daß Alles unter euch harmonisch sei, gestört würde, aber dieß steht denn doch in keinem Verhältniß mit der dauernden Unruhe deines Herzens, und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte.

Meine Geliebte, ich fühle alles Quälende, das durch diese Vorstellung in dein Leben verwebt ist, und ich kann mir nicht denken, daß die rosigen Tage der Liebe dir so blühen sollten. Es wird vorüber gehen, sollte ein Mißklang liegen bleiben können in dem harmonischen Fortgang der Natur? Suche dein Herz zu erhalten voll dieses seligen Glaubens, daß alles dunkel Scheinende sich aufhellt, alles Verworrene sich löst, und du wirst den rückkehrenden Frieden deiner Seele merken. Es ist ein Gedanke, werth, in deinem schönen Herzen geboren zu sein, = und L. zusammen zu verbinden, aber, Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unsrer reellen Kraft verlieren, wenn

[1] Schiller. Caroline hatte folgende Chiffreschrift ausgedacht:

Mama □	Laroche <
Papa △	Beulwitz ‿
Heirath I	Projekt ○
Schiller — (oder =)	Universität ×
Humboldt D.	

[2] Caroline v. Beulwitz.

[3] Dieß geschah am 24. (Schiller und Lotte S. 430). Caroline kommt noch öfter auf Lottens Zweifel zurück und hat gewiß wesentlich beigetragen, sie zu beruhigen.

wir über das Menschliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube, du könntest es vollbringen, eben so gewiß aber bin ich auch, daß du in dieser Handlung alle Kräfte deines Wesens erschöpftest, die Kräfte, meine Theure, die dir auf dein ganzes Leben gegeben; du würdest dich aufreiben, ohne es dir vielleicht selbst gestehen zu wollen. Und L. und =, sie, die dich mit so unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubst du, daß sie glücklich sein könnten durch solch ein Opfer? Ach, Lotte, der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz. Nein, meine Geliebte, du kannst dich nicht meinen Bitten verschließen, eine andere Vorstellung der Sache aufzunehmen, da es deine, Linens und =s Ruhe gilt. Was dir die Stein gesagt hat, wundert mich sehr, daß es so tiefen Eindruck auf dich hat machen können, da es dir doch gewiß schon eine Erfahrung deines Lebens sein muß, daß die Meisten, selbst gute Menschen, die Empfindungen Anderer nach der Grenze der ihrigen bestimmen und Alles verdammen, was über diese hinausgeht. Sollte dieß vielleicht nicht auch hier der Fall sein? Lina ist ein eigenes Wesen, und das ewig unwandelbare, ewig stäte Gefühl der Liebe nüanciert sich so verschieden. Du liebst = mit allen Kräften deines Wesens, ihre Seele ist in ihm versunken, kann es anders sein? = kann in der stillen Anhänglichkeit deines Wesens, in deinem sanften Hingeben keine Leere fühlen. Lina wird ja auch wahrscheinlich mit euch leben; ich glaube nicht, daß etwas sie an der Ausführung dieses Gedankens hindern könnte, sie müßte denn glauben, es sei etwas Drückendes gegen dich darinnen.

Montag Abend, den 30. November 1789.

Es ist mir ein süßer Gedanke, daß dieser Brief dich in W. treffen wird. Der schöne Frieden deines Herzens wird wiederkehren, meine Geliebte, und du wirst seine Wonne doppelt empfinden; du wirst dich nicht allein wieder ruhig, du wirst dich stärker, erhobener fühlen denn zuvor und dich des erweiterten Ausblicks deines Geistes freuen. Ach, Lotte, ich hätte gewünscht, daß die süße Harmonie

eures Verhältnisses durch keinen Mißklang unterbrochen worden wäre, aber da es einmal geschehen, so laß mich dich noch einmal bitten, dich mit = zu erklären. Ich weiß aus einer traurigen Erfahrung, welche Hirngespinnste die getrübte Phantasie ausbrütet, und dein zartes Herz muß nicht mit diesen Unholden erfüllt sein. Sei offen, wahr mit deinem Geliebten; ich wollte zwar mein Leben zum Unterpfand geben, daß es so ist, wie ich glaube, daß = eigentlich keine von euch mehr, daß er euch aber verschieden liebt, doch wünsche ich innig, daß du es aus seinem eigenen Munde hörst. Diese Verschiedenheit liegt in deinem und Linas Wesen und ist dir wahrscheinlich erst jetzt anschaulich geworden, weil = erst jetzt seine Gefühle zeigen durfte, aber glaube mir, sie ist so alt wie eure Bekanntschaft. O Lotte, ich fürchte, du umfassest ein Ideal, das du nie besessen hast. Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenstand, nicht sich verlieren in Liebe; sie fühlen noch ihr Wesen, während wir es vergessen haben. Es ist die Erinnerung meiner eigenen Empfindungen, die in mir aufdämmert, ein süßer Traum, meine Theure, von dem wir bald erwachen, uns allein, selbst von dem Geliebten unsrer Seele unverstanden fühlen; vielleicht bestimmte uns die Natur diese zarteste aller Blüthen der Liebe, um die Leiden aufzuwiegen, die von ihr unzertrennbar sind. Ach es ist aber auch nur eine Frühlingsblüthe und bald dahin wie sie. Lotte, es wird eine Zeit kommen, wo du an meinem Herzen das Bekenntniß ablegen wirst, daß dieser Zustand nicht dauernd sein kann, daß du ahnest, sein schnelles Entfliehen sei auch von der Hand der liebenden Vorsehung geordnet, dann wird es ruhiger sein in deiner Seele. Ich bin wehmüthig gestimmt und heiter; zuweilen ist's mir, als entfaltete sich die Zukunft einen Augenblick vor mir, aber dunkle Nacht überströmt bald wieder die Aussicht. Auch dieß ist gut, meine sanfte Lotte: wenn wir auch den Punkt sehen könnten, auf dem wir in einiger Zeit, vielleicht nur in dem kurzen Zwischenraum eines Jahres, sein werden, wir faßten nicht

die Wege, die uns hinleiteten. Ach wir gehen so stolz in den Gedanken unsrer Kräfte, und unser Verstand ist doch so eingeschränkt und begrenzt.

Der D [1] hat mir im Allgemeinen oft von = gesprochen, vorzüglich auch bei Gelegenheit seines Briefes, doch hat er nichts über eine Anstellung in Mainz berührt. Die Verweisung auf den Kurfürsten [2] ist bei D. keine Ausflucht: er kann jetzt in der That nichts thun. Mit dem Kurfürsten ist er gespannt; außerdem hat er sich gleich nach seiner Wahl zum Gesetz gemacht, dem Kurfürsten nie über etwas zu reden noch zu rathen, wenn er ihn nicht fragt. Durch des Kurfürsten Kreaturen könnte der K. Alles durchsetzen, weil sie sich zu glücklich schätzen würden, sich ihm gefällig zu erzeigen; aber dieser Weg und sich Leuten verbindlich zu machen, die er in seinem Herzen verachtet, ist unter D—s Würde. Er hat sich mehr als einmal darüber mit mir unterhalten, und oft schloß er damit: „Diese Art zu handeln, ist für mich der einzige Weg, auf dem ich in meiner Lage meine völlige Freiheit erhalte." Wer kann ihm das auch absprechen? Du wirst unendlich viel in D. finden, dich unendlich über ihn freuen; seine frohe Laune ist auch recht wohlthätig; er kann sich so unschuldig freuen und hat ein gar eigenes Talent, gar bald das Lächerliche an einer Sache zu finden und herauszukehren.

Sonntag Morgen, den 6. December (1789).

Meine Seele ist voll herzlicher Freude über deine schöne Ruhe, meine Geliebte! O ich ahnete längst, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke sein würde, und daß der Frieden doppelt süß in dein Herz zurückkehren würde. Nun es so ist, hast du recht, = nichts über deine vorige Stimmung zu sagen; es ist ein sehr erhebendes Gefühl, viel über sich selbst vermocht zu haben; unsre Ruhe steht um so sicherer, je weniger äußere Stützen wir

[1] Der Coadjutor v. Dalberg.
[2] In dem Briefe an S. vom 11., Bd. I. S. 172.

bräuchen. Möge der Himmel sie dir erhalten, theures Mädchen; o meine Seele ist auch voll dieser schönen Hoffnung; die Hinsicht auf die Zukunft muß dich erheben, und =s Liebe wird Glück und Freude in jeden Moment deines Lebens verweben. Der Gedanke, =s Lage zu verschönern, wie viel muß er deinem lieben Herzen sein!

Die □ macht mir nicht die mindeste Besorgniß; sie wird sich gewiß gut geben. □ liebt euch zu sehr, als daß ihr Glück nicht von dem euren dependent sein sollte; sie wird es in eurer Zufriedenheit finden; es wird sich Alles gut entwickeln; auch mit ⌣ denk' ich. L. muß sich mit ihm erklären, ehe er zurückkommt, daß er dann keine alte Gewohnheiten mehr findet. Ich finde es auch wegen der □ gar nicht übel, daß ihr vor's erste in Jena wohnet; ihre Verhältnisse am Hof würden ihr vielleicht in einer andern Lage drückend sein. Es gibt Dinge, die uns nichts dünken und Andern viel zu schaffen machen können.

Wegen des weiblichen Umgangs hast du Recht gehabt, = gleich deine Herzensmeinung zu sagen; es ist wahrlich nicht Vorurtheil; die meisten können einem aber doch gar nichts geben, und man stößt allerwegens auf ihre kleinen Eitelkeiten, die sie für alles höhere Gefühl unempfänglich machen.

Dafür möcht' ich nun nicht stehen, daß der K. nicht vielleicht dem H. über = gesprochen; er ist zuweilen schrecklich inconsequent. Mich verlangt D. zu sehen; ich werde dir schreiben, was er von = sagt. Auf die Stein, die, wie L. schreibt, den Dienstag in die Assemblée [1] kommt, freue ich mich auch. Sie ist mir interessant durch Alles, was du mir in Lauchstädt von ihr sagtest, und durch ihr inneres Leiden. Ach diese Lage muß schrecklich sein; du wirst ihr viel Trost geben durch dein Dasein.

Wenn ich nach W. komme, muß ich auch Eroberungen machen; nimm mir nicht Alles im Voraus weg, ich bitte; auf Knebel habe ich ein groß Projekt.

[1] Nach Erfurt.

Goethe war letzt hier;[1] seinetwegen hat es mir recht leid gethan, daß ich nicht auf der Statthalterei sein konnte.

Mittwoch, den (9. December) Abend 10 Uhr.

Noch einen Brief, ehe ich dich wieder an mein Herz schließe, theure Liebe, und zum Präludium unsrer Plaudereien eine ganze Historie. Den Sonntag kam der Coadjutor; ich war beim Papa, und dieser hörte also die ganze Unterredung mit an, die sich damit anhob, daß er dich und Caroline in W. gesehen hätte[2] und mir viele Grüße mitbringe, „das Lottchen scheint sehr sanft und naiv, und ist sehr hübsch gewachsen." — Sprachen Sie mit ihr? — „Keine Silbe, aber sie werden beide bald kommen, machen Sie ja, daß es geschieht, dann werde ich mich schadlos halten." — Ich hoffe, künftige Woche. — „Wird = auch kommen?" Dabei sah er mich fest an und lachte. =, erwiederte ich, wird vermuthlich diesen Winter eine kleine Reise hierher machen; Sie sahen ihn wohl in Jena? — „Ja wohl sah ich ihn, ich habe ihn gar gern, er hat einen so weiten Ausblick der Seele, es ist so viel Geist in Allem was er sagt," (hier hielt er inne), und nach einem Augenblick fing er wieder an, und dazu nahm er mich bei der Hand, „und er hat mich recht gedauert. Vergangen Jahr hatte er in seinem Collegium fünfhundert Zuhörer und diesen Winter nur zweiunddreißig."

Dieß fiel dem Papa auf. Er frug warum? und wie das komme? „Weil, erwiederte der K., = vierzehn Tage zu spät nach J. zurückgekommen; die Studenten hatten alle Stunden besetzt. Er war in R." — Hier gingen dem Papa auf einmal die Augen auf; und davon, sagte er, hast du dir kein Wort verlauten lassen? Ich that, als wenn ich von der ganzen Sache nichts verstünde. „Ei," fing der K. wieder an, „ich sage ja nicht, daß ihn Jemand

[1] Am 1. December.

[2] am 5. an der Tafel beim Herzog. Schöll, Goethe's Briefe an Frau v. Stein III. S. 316. Lotte an Schiller S. 530.

in R. hielt; er blieb nur vierzehn Tage zu lange dort." So ging es wohl eine halbe Stunde lang fort, und endlich sagte er: „Voyons si vous pourrez vous empêcher d'écrire tout celà à Charlotte, au reste faites tout ce qui vous plaira; quand elle viendra, je tâcherai de me tirer de l'affaire, et je ferai ma paix avec elle." — Gestern nahm er mich auf der Assemblée bei Seite: „Je crois, me dit-il, que j'ai fait l'autre jour une grande imprudence en parlant de = et de vôtre amie devant le papa, mais d'après ce que j'ai entendu j'ai cru que c'était une affaire toute arrangée et connue; qu'elle ne m'en veuille pas au moins etc."

Ich antwortete auf das Alles unbestimmt; du kannst nun sagen, was du willst, wenn du kommst; denn sprechen thut er dir darüber. Der △ hat große Augen gemacht. Ich habe nichts gestanden, aber er hat doch einen Verdacht davon getragen, beschloß aber doch endlich damit, wenn es dein Glück sei, wären doch andere Sachen Nebenumstände. Ich glaube aber, der △ wollte mich nur kirre machen. Aber so kluge Leute wie unser eins überrumpelt man nicht.

Es hat mir Leid gethan, daß ich die Stein so wenig sah;[1] der Sohn wird euch schon heute meine Grüße gebracht haben. Die Herdern hat mich so freundlich zu sich gebeten.

Mittwoch Nachmittag, den 13. Januar (1790).

Den schönsten Dank, liebe Lollo, für deinen heiteren Brief, der mich gar herzlich lachen gemacht hat.

Die kleine Frau v. Kalb habe ich recht gern. Ich habe viel mit ihr gesprochen;[2] sie ist so leicht und munter und kann mit solch einem fröhlichen Sinn über die Dinge wegschlüpfen. Das gute Weibchen dachte La Roche noch hier zu finden und konnte es gar

[1] Wohl am 8. in der Assemblée.

[2] Die Präsidentin Eleonore v. Kalb, in der Assemblée, die jeden Dienstag stattfand.

nicht begreifen, daß er von Weimar abgereist sei. Sie ist wirklich ein wenig in ihn verliebt und sprach so recht con amore von ihm.

Das Sternbild [1] und Madame D. [2] sind beide wieder besser. Herr Nicolai hat sie fleißig besucht, wobei ich mich schrecklich ennuyiert habe. Ach der Coadjutor ist hier mein einziger Trost; wo er nicht ist, gähne ich mich bald zu todt. — Gottlob, daß ich in diesen Tagen mehr wie gewöhnlich allein gewesen bin. Die Soupers haben ein wenig geruht. Seit ihr fort seid, [3] bin ich gestern zum erstenmal wieder aus gewesen. Mir war immer so wohl und so weh; unter den Menschen wird es mir dann in solcher Stimmung so unheimlich; den Coadjutor nehme ich aus, der gehört zu uns, den habe ich auch bei mir allein gesehen. Ach vor ihm geht einem das Herz auf, so gepreßt es auch sei. Mein Wesen kann sich mit so vollem Vertrauen in ihm niederlegen.

Liebe! Ich möchte nicht, daß deine Heirath in W. oder J. wäre, auch nicht auf Gleichen seinem Gut. In W. drückten die Mama die Menschen, mit denen du nun durch deinen Aufenthalt in Verbindung gekommen. In J. sähe sie auf einmal gar zu sehr in dein häusliches Leben, und ich fände es auch selbst besser, wenn du erst verheirathet hinkämest. In Ezelbach, oder wie das Gut heißt, wäret ihr zu allein. Schlage doch Mama vor, hierher zu kommen; du kannst ihr dreist sagen, der Coadjutor würde sich darüber freuen und er halte viel auf =. Ich wollte es dann schon einleiten beim △ und auch gewiß so artig mit □ umgehen, daß sie heiter werden sollte. Man muß doch der □ so wenig traurige Momente machen wie möglich. Der Einfluß kleiner äußerer Umstände ist oft sehr groß, besonders bei Charakteren, wie ich mir den von □ nach euren Beschreibungen denke.

[1] Ihr Bruder.

[2] Die Gouvernante.

[3] Den 5. waren sie auf der Assemblée. Bd. I. S. 161. (S. 163, Z. 9 ist zu lesen: statt 3. 5. 3. 10. Brief. Beide Schwestern hatten ihre Freundin nach Erfurt begleitet.

Nimm den Vorschlag mit der *klugen Frau* ernstlich in Ueberlegung.

Hr. v. Knebel muß dich mit aller *Innigkeit* seines Wesens geliebt haben, um so lange mit der Stein wegen deiner zu trotzen. Wie du dir da nun wieder im Lichte gestanden hast! Welches unsterbliche Verdienst hättest du dir nicht erwerben können, diesen Kopf aufzuräumen, diesen Menschen sich selbst verständlich zu machen. Und welcher Triumph, dieß unbezwungene Herz zu besiegen!

Donnerstag Abend (21. Jenner 1790).

Theures liebes Wesen, mein Blick ruht gern auf deiner Zukunft, gern auf dem Gang, den das Schicksal genommen, dich dahin zu leiten. Einzig schön ist das Verhältniß unter euch, je schöner, je freier und erhobener es über alles Leidenschaftliche ist. Neue himmlische Blüthen wird Schillers Geist in dem Odem der Liebe treiben. Caroline wird dir gesagt haben, wie bestimmt mir der Coadjutor über = gesprochen hat. Die Hoffnung, nach ⊥ [1] zu kommen, hat bei diesen Umständen für euch die größte Wahrscheinlichkeit. Ich ruhe gern auf dieser Zukunft, denn ich denke mit Gottes Hülfe und bei Dalbergs vortheilhaften Gesinnungen für mich und D. auch noch hinzukommen. D. tritt zwar nicht in das Departement der auswärtigen Affairen, denn das führt zu einem zu unstäten Leben, bei dem man besonders mit einer Frau sein Vermögen obendrein zusetzt, aber er soll sich außer dem Justizminister, unter dem er stehen wird, auch dem Minister v. Herzberg bekannt machen, damit bei einer Regierungsveränderung in ⊥ sich unser Projekt realisieren lasse, denn Herzberg theilt die Gesandtschaften aus. Ich habe eine unglaubliche Freude daran, daß Dalberg der ist, um den sich alle unsere Vereinigungsplane herum drehen. In ein paar Jahren wird das Verhältniß zwischen ⌣ und Carolinen auch klarer werden, die Situation der □ hoffentlich ungebunden durch die Heirathen der Prinzessinnen sein. Ich könnte

[1] Mainz.

die gute Seele nicht verlassen wissen, es schmerzte mich; ob ich gleich mit auf den Tod aller △s und □s getrunken habe, so bin ich doch nicht so schlimm, quand on est avec les loups il faut hurler comme eux. <, der ist ein einzelner Mensch und kann gewiß immer viel mit uns leben. Deine Heirath fängt an hier public zu werden. [1] Circe hat darnach gefragt und verschiedene Professoren. Circe spricht aber mit allem Respekt davon, weil sie vermuthlich ein Vögelchen beim K. hat singen hören. Letztens, wie Goethe da war, sagte sie zu mir und dem K.: „Je me fais une grande fête de la connaissance de S., malgré que G. soit bien remarquable, j'ai une plus grande idée du génie de l'autre.“

Weil ich nun durchaus nicht leiden kann, wenn die Menschen sich immer nachplappern, so trumpfte ich sie auch recht ab und sagte ihr, S. wäre gar kein grand parleur, und sie sollte gar nicht so auf das Hören rechnen. Du mußt wissen, daß sie mich und den K. belauscht hatte, wo er sich bei mir erkundigte, ob S. bald herkommen würde, und sie spricht so viel davon und admiriert jetzt so seine Gedichte, weil sie zu den kleinen Soupers gebeten sein will, die ihr Geist bei dieser Gelegenheit im Voraus ahnet. Ach es ist doch recht erbärmliches Gut, das ganze Pack hier! Von Dresden schreibt mir die zweite Fl. Burgsdorf: „Est-il donc vrai que votre amie Mlle. de L. épouse le célèbre S.?“

Der K. sagte mir noch vorgestern: „Ich habe lange keine größere Freude über Heirathen gehabt, als über die Ihre mit H., weil er mir ein so ausgezeichneter junger Mann zu sein scheint und Sie nur mit wenigen Männern glücklich leben können, und über die von Lottchen mit S., einmal wegen des Siegs über das Vorurtheil und dann, weil S. so merkwürdig ist, und Ihre Freundin gewiß mit ihm glücklich sein wird. Ja, theure Liebe, das wirst du auch sein. Immer fester wird diese süße Gewißheit meinem Herzen, an das ewig deine Ruhe und dein Glück gebunden ist, muß es werden, je klarer mir Ss. Wesen wird, in dem man

[1] Daraus Lotte an Schiller. Bd. I. S. 184 f.

immer etwas Schöneres entdeckt. Süße Liebe! laß mich dir eins sagen, eine Aehnlichkeit, die, wenn mich nicht Alles trügt, in unsern Verbindungen statthaben wird. Du wirst es früher erfahren, da du eher in dieß Verhältniß kommst, ob ich Recht habe. = wird dich zuweilen, vielleicht oft ignorieren, bei D. wird es mir eben so gehen. Laß dich das ja nicht irren, laß es dich nicht trüben, oder gegen ihn merken. Die Männer verstehen das oft unrecht und meinen, wir verfielen gegen sie in einen f o r d e r n d e n Ton; durch seine bloße Ahnung kann man drückend werden, und wie könnte man das dem geliebten Gegenstande sein wollen?

Es thut mir gar Leid, daß ich bei der Hochzeit wohl schwerlich werde gegenwärtig sein. Ach wenn sie hier hätte sein können! Dem K. hätte es einen eigenen Spaß gemacht. Die närrischen Briefe aus R. möchte ich wohl lesen (Bd. I, S. 207). S. muß sich mit mir trösten, daß ihn die alten Fräulein in R. einen Sterngucker genannt haben. D. hat auch auf seiner Reise einen Menschen begegnet, einen Major v. Busch (derselbe, mit dem Bode in Paris war), der von mir gesprochen und gesagt hat, er kenne mich nicht, könne mich aber nicht leiden, weil ich nach den Sternen guckte und empfindsame Briefe schriebe — ist das nicht drollig?

Weißt du das große Geheimniß von < mit der gelehrten Frau v. Kalb? Sie hat gesagt, der Grund von meinem Charakter schiene ihr jovialisch zu seyn; es läge aber auch ein Zug von Ernst und Schwermuth in mir, der meinen Umgang gar interessant machen müsse.

Zusammen gefahren ist sie, als sie den Mann im Vorzimmer gehört hat.

Den 22. Februar 1790,[1] Abends gegen 5 Uhr.

Mein Herz ist bei dir, theure Geliebte, und in ihm ein Bedürfniß, sich gegen dich auszusprechen. Still erhob sich meine Seele

[1] In der Stunde von Lottens Trauung, die sie in den folgenden Zeilen ihres Tagebuchs beschreibt: „An einem Montag, den 22. Februar 1790,

zu der ewigen, allwaltenden Güte über uns in diesen Stunden, wo dir, meine Lotte, ein neues, schöneres Dasein aufgeht. Ach, ich hätte viel darum gegeben, mit dir sein zu können, obschon ich dir hier auch nicht ferne war und du gewiß die Nähe meines Herzens empfunden hast.

Liebste, seit du fort bist, bin ich so wehmüthig gestimmt, jedoch ist es still und heiter in meiner Seele, wie konnte es auch anders?

Sehr freundlich entfaltet sich deine Zukunft vor mir, und mein Herz ist voll süßer, seliger Ahnung über Alles, was uns noch ein düsterer Schleier verhüllt. Die paar Jahre, die Caroline und ich noch unserm Schicksal opfern müssen, werden schneller verfließen, wenn ein heiterer, ruhiger Sinn uns eigen bleibt. O ich könnte, so sehr ich auch in Wilhelm lebe, jetzt nicht freudig von hier weggehen; eine weitere Entfernung von Carolinen vermöchte ich nicht zu tragen, bis ihre Lage entschiedener ist. Auch das wird freundlich sich auflösen. O Lottchen, wie so gerne und so oft ruht mein Geist auf unsrer Zukunft; einzig schön wird unser vereintes Leben sein, in immer neuen Gefühlen, in ewig reger Jugend und Grazie wird es vorbeifließen, und wie viel neue Vorstellungen und Gefühle muß es uns nicht verschaffen, dieß süße Zusammensein, die Ueberzeugung dessen, was wir einer dem andern sind — eine reiche, entzückende Melodie, eine unerschöpfliche Quelle reiner Freuden.

Oft, ich gestehe es dir, kehre ich von diesen süßen Ideen mit

wurden wir in Wenigen-Jena vom Diakonus Schmidt getraut. — Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Caroline war, uns abzuholen, wir kamen Sontag Abend nach Jena, wo wir bei Frln. Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute, 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen 2 Uhr ab und kamen um 5 Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an, stiegen an der Kirche aus. Niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Caroline. Den Abend brachten wir still und ruhig mit einander in Gesprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen.

Jeglichen Menschen erwartet sein Tag:
Auch meiner wird kommen!"

einer bittern Wehmuth zurück. Ich sage mir dann: es ist zu viel; diese reine, diese höchste Blüthe des Lebens erreicht man nicht hier; nach ihr gestrebt, eine selige Hoffnung der Erfüllung in flüchtigen Momenten aufgefaßt zu haben, ist vielleicht schon das höchste Glück. Vergib, wenn ich dich wehmüthig mache in Augenblicken, wo deine Seele nur der Freude offen sein sollte. Kann ich je anders sein, als es in mir ist? immer war dieß in meinem Wesen eine süße, unbeschreibliche Wehmuth, grenzte zunächst an meine höchsten Freuden, nicht bloß in ihrer Rückerinnerung, nein, auch oft in dem Moment des Genusses.

Abends 10 Uhr.

So ein freundlicher Himmel und eine so milde Frühlingsluft. Ich stand lange am Fenster und dachte an dich, an Schiller und Caroline. Ach, wann wäre der Augenblick in dem ihr meiner Seele fern wäret. Es schmerzt mich, daß ihr nicht allein seid; der Familienennuy wird groß sein, chère mère euch fremder geworden sein, weil ihr sie lange nicht gesehen habt und der Hofschnack auf Wesen, wie ich mir chère mère denke, Einfluß hat.[1] Bleibt sie lange? Schreib bald, meine theure Lotte, es geht kein Wort deines lieben Herzens dem meinen verloren. Der Goldschatz grüßt freundlich. Ach, was finge ich hier an ohne diesen Goldschatz. Lebe wohl, herzlich, innigst wohl! Denk an

deine

Caroline.

Den 15. April 1790.

Das Bild[2] verdient wohl, daß du es so liebst. Es ist gar zu schön, so viel Geist und Kraft darinnen. Der G. S. hat darüber

[1] Am 15. April schreibt Caroline: „Ich bin der Mama wirklich gut, weil sie so weich und verständig ist."

[2] Hymen, von Dalberg gemalt und S. geschenkt. Das Bild ist im Besitze von Emilie v. Gleichen und nichts weniger als schön, ebenso ein anderes, welches das menschliche Leben darstellt und von Caroline am 9. Juli 1790 enthusiastisch gelobt wird.

gelacht, daß du wünschest, wir möchten auch so schöne Schwingen haben; er meinte, dann wäre es gar aus, malheur aux pauvres maris — nun, es möchte auch hin und wieder eine hübsche Zucht geben.

Predige mir nur immer die Geduld, mein Kind: ein Jahr ist noch eine gar lange Zeit, und ich brauche sie mehr als du glaubst. Mein Wilhelm schmerzt mich, wenn ich ihn so allein denke; seine Lage ist freudenloser noch als meine, weil er immer so aus sich herausgezogen wird und weniger den Gestalten seines Herzens leben kann als ich. Ach nur ein stiller Sinn möge mir bleiben, dann wird alles Andere auch gut gehen, und die Zeit schleicht unbemerkt fort.

(Wilhelm v. Humboldt.) (Erfurt), den 18. Mai 1790.

Dein lieber froher Brief hat mir sehr viel Freude gemacht. Wir sahen es ja alle schon in Weimar voraus, wie glücklich du und Schiller mit einander sein würdet; o! und wie oft hat mein Herz dich still gesegnet, wenn ich dich in seinen Armen sah! Ich lebte nur wenige Tage allein mit deinem trefflichen S., aber diese Tage schon sagten mir, was ein Weib an ihm besitzen müßte. Dieß feine und tiefe Gefühl, diese Reinheit und Grazie der Seele, dieß innere, jugendlich idealische Leben seiner Phantasie, dessen zarte, leicht verletzliche Blüthe trotz aller Stürme unversehrt geblieben ist, womit das wirkliche äußere Leben so oft unser inneres Sein zerstört, diesen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufassen, auf mannigfaltige Weise zu verknüpfen und nachzubilden, diese wundervolle Gabe, es darzustellen — wo fändest du das wieder, liebe Lotte, bei welchem Mann? Und daß du ihn nun jetzt unaufhörlich um dich erblickst in allen Gestalten seines schönen Wesens. Fühltest du auch nicht diese Liebe für ihn, die dich jetzt so sehr beseligt, dennoch müßtest du schon glücklich sein. Als ich dich verließ, war freilich die Zukunft noch ungewisser, und das engt unser Herz so ein. Ich fühle das noch jetzt, obgleich Alles sich auch mit Lina

und mir jetzt schön zu lösen scheint. Diese gedrückte Trübheit bemerkte ich damals auch oft an dir; aber kalt schienst du mir nie, ich fühlte es sehr lebhaft, daß diese Bangigkeit deines Gefühls, das Zurückgezogene, Gehaltene darin gerade aus der Innigkeit deiner Empfindung entsprang. Auch ich war damals durch so Manches gebunden. Ach es gehört mehr Stärke dazu, den Gedanken, geliebt zu werden, in seiner ganzen Wonne zu fassen, als uns oft das Schicksal erlaubt. Jetzt, da uns beiden freier und wohler ums Herz ist, jetzt laß uns einander sein, was wir sein können, sein werden. Willst du mir jetzt deine Liebe, dein Vertrauen schenken, o! so glaube mir, liebe theure Lotte, daß mein Herz Gefühle zu erwiedern versteht, durch die es so glücklich wird, und jedesmal, da du mir etwas von dir, von S. und von eurem Leben zusammen erzählst, wird dich gewiß der Gedanke belohnen, daß du mir eine recht frohe Stunde dadurch machtest. Denn das, weiß ich, ist deinem guten, sanften, liebenden Herzen ein süßer Lohn. Von dieser Güte in dir zeugt mir das Erste, was du mir in Rudolstadt sagtest — du sprachst so wenig dasmal — du hast es gewiß lang vergessen, es war auch an sich nicht so bedeutend, aber der Ton war so innig und herzlich, daß er mir noch vorschwebt. Es war in eurer Eßstube den Abend nach Tische am Fenster; es war die Rede davon, ob du wohl, um einem zu helfen, in der strengen Kälte nach Erfurt zu Fuß gehen wolltest, und da wir dir sagten, du hieltest es nicht aus, da sagtest du mit dem Ton, den ich noch höre: „Ich versuchte es doch." Verzeih meine homerische Geschwätzigkeit, mit der ich dir vergangene Gespräche erzähle; aber meine Seele hängt so sehr an diesen süßen Erinnerungen. Wann werden sie mir wieder Gegenwart sein? Doch vielleicht bald, gute Lotte; Lina wird dir schon geschrieben haben, daß ihr Vater in unsere früheren Heirathsplane zu willigen scheint. Ist das wirklich, und leb' ich schon den Winter in Halberstadt, so besuch' ich euch — aber nein, das geht nicht an, ich kann Lina doch nicht verlassen, nicht wahr? also ihr kommt nach Erfurt und Caroline auch, und

bringt den époux mit, um alle die zu entretenieren, mit denen wir nicht sprechen wollen.

Apropos! Was sagst du denn zu Papas Vernunft und zu meiner Mama? Die müßten sich, dächt' ich, selbst über die plötzliche Metamorphose wundern.

Wohl hast du recht, zu fragen, wo ich Geduld hernahm mit Campe [1] zu reisen. Desto besser trifft's jetzt mein Bruder; er ist mit Forster aus Mainz in England. Er ist gesund und sehr vergnügt. Karl ist wieder in Halle. So sind wir alle zerstreut. Aber bald, denke ich, führt uns ein günstiges Schicksal wieder zusammen.

Caroline ist ja wohl wieder allein in Rudolstadt. Das arme liebe Geschöpf. Auch dich hat sie nun nicht mehr. Grüß sie tausendmal von mir; ich schreib ihr recht bald. Deinen lieben guten S. umarme herzlich in meinem Namen.

Und nun lebe wohl, theure beste Lotte. Genieße die Freude, die deine häusliche Lage dir gibt und gedenke recht oft deines W. Schreibst mir doch auch bald einmal wieder?

Sonnabend, den 9. (Oktober 1790).
(Nach Rudolstadt, wohin S. nachkam).

Dank, liebstes Kind, für deinen Brief. Es gibt mir viel Freude, dich so glücklich zu wissen. Ach es konnte nicht anders seyn, du mußtest es werden in S. Liebe, in dem Reichthum seines Wesens. Ja, wir Frauen haben nur dieses einzige Glück, das Gefühl unseres Daseins blüht uns allein auf in Liebe, und ohne dieß rege Gefühl was ist das Leben? Meine Seele ist wieder still, aber so wund, so zerrissen. Laß mich, süße Liebe, oft umschwebt sein von deinem Geist; der Gedanke ist mir so wohlthätig, hier wo Alles um mich schweigt, das Andenken entfernter Lieben um mich zu ahnen. In lichten Momenten meint meine Seele einen Laut von ihnen zu vernehmen, und neu gestärkt fühlt sie sich in ihren innersten Kräften.

[1] Im Sommer 1789 nach Paris.

Sie ist so süß und lieb die Aussicht, dich Weihnachten zu sehen; Karl wird dann wohl auch hier sein. Laß mich von dem schönen Fest hören, das du dir ausgedacht hast, daß ich mich im Voraus daran ergötze!

Jetzt sind ein paar Frl. v. Arnim aus Dresden hier, die sich viel zu gut thun auf =s Bekanntschaft, und die eine hat zu Dominicus gesagt, sie stünde noch in Korrespondenz mit ihm, und es wäre ein einziger Mann an Geist und Liebenswürdigkeit. Ich kann mirs aber nicht denken, daß S. etwas sollte aus ihnen gemacht haben, als was man sonst aus Mädchen von einer gewissen Klasse macht, car elles sont très-sujettes à caution. Alexander, der in Hamburg ist, hat geschrieben: „Ich logiere beim Professor Büsch, dessen Frau $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch und $3\frac{1}{2}$ Fuß breit und sehr verständig ist."

— — Meine Hände sind so verdorben. Nun aber sollen sie auch recht schön werden. Wilhelm hat eine Freude an schönen Händen, und dann hat er mir auch ein paar gar schöne Armbänder geschenkt. Es sind sieben goldene Kettchen. Sie werden dir gewiß gefallen.

Freitag Abends (15. Oktober).

Ich habe die Arnims nicht selber gesehen, aber wenn ich mir Alles zusammen nehme, so ists gewiß la belle en question. Sie sind in D. auf einen gewissen Ton bekannt, und es hat mir noch kürzlich Jemand daher gesagt, daß die Mama sie zu dieser löblichen Lebensart einweiht.

Mit den beiden Mädchen, die hier sind, hat es folgende Bewandtniß. Sie sind mit einem Grafen — wenigstens hat er sich dafür ausgegeben — hergekommen, der die Jüngste heirathen will, und indeß er nach Frankfurt gegangen, sind sie hier im Kloster. Die sogenannte Braut kenne ich recht gut, sie kann kaum achtzehn Jahre alt sein und ist erst vor ein paar Jahren aus dem hiesigen Kloster gekommen, in dem sie erzogen worden ist. Sonst kam sie zuweilen

zu mir, aber jetzt hat sich keine sehen lassen. Das alte Schätzchen von S. kenne ich wahrscheinlich auch, aber sie schwebt mir nur dunkel vor. Es können dreizehn bis vierzehn Jahre sein, daß sie mit einer älteren Schwester auch hier im Kloster erzogen wurde. Sie kann etwas älter wie wir sein, aber nicht viel, und ich höre es sei dieselbe, die nun wieder da ist.

Die alte Mama ist zum Todtlachen mit ihrem Putz; stell' dir vor, sie ist Gouvernante der Hofdamen in Dresden, d. h. sie muß mit ihnen ausfahren, wenn sie ins Schauspiel oder sonst zu einem Besuch in die Stadt wollen. Eine hübsche garde-dame. Vielleicht bekomme ich sie doch wo einmal zu sehen, dann will ich sie schon auf S. bringen und dir davon schreiben.[1] S. muß uns doch einmal von den närrischen Auftritten erzählen; ich denke, es muß recht komisch gewesen sein.

Donnerstag Morgen, den 9. December (1790).

Lili[2] kommt den 20., du freilich um elf Tage später. Den G. S. schmerzt es wie mich, daß Sch. sich nicht früher losreißen kann von seinen Geschäften; aber wir nehmen auch die wenigen Tage mit so innigem Dank. Ich fühle recht oft jetzt in dem G. S. das Bedürfniß, ein Wesen um sich zu haben, das das seine in allen Gestalten fasse. Er gab mir gestern einen Brief von deinem S. zu lesen; ich leugne nicht, daß es auch mein Wunsch war, ihn ganz der poetischen Laufbahn gewidmet zu sehen. Die Natur heiligte ihn dazu. Eins thut mir aber doch weh. S. sprach einmal von Biographieen der größten Männer des Alterthums, mit denen er sich trüge.[3] Diese hätte ich noch von ihm gewünscht, denn wie

[1] Es ist Schade, daß dieß nicht geschehen ist, da über Schillers Liebe zu Frl. v. Arnim in Dresden (1786—1787) noch immer ein gewisses Dunkel schwebt. Nach Hoffmeister II. S. 56 und Palleske II. S. 40 war seine frühere Geliebte die spätere Gräfin von Kunheim. Ob die jüngere Schwester ihren Grafen geheirathet hat, weiß ich nicht.

[2] Caroline v. B.

[3] An Körner II. S. 213, 221.

mir der Gedanke daran vorschwebt, kann Niemand sie schreiben wie er.

An den Dienst ist Bill gar nicht attachiert; du wirst sehr entscheidende und schöne Stellen darüber in seinen Briefen lesen. Er bleibt auf keinen Fall sehr lange, und wenn der alte △ in Mainz stirbt und ihr versammelt euch dort auf den goldenen Thronen, so soll es gewiß an uns nicht fehlen, auch wenn der Plan mit dem Gesandtschaftsposten scheiterte. Bill hat das Reisen mit mir sehr im Sinn; wir sind dann wohl zuweilen abwesend, aber kommen immer wieder dahin wo ihr seid, und ihr seid ja bei dem G. S. Eine Ewigkeit kanns ja der alte △ auch nicht mehr machen.

Donnerstag, den 16. December (1790).

Nur ein Wort, meine gute, liebe Lollo, denn ich mag meine Seele nicht festhalten; sie entflieht mir in Erinnerungen der Vergangenheit. Weißt du, was das heute für ein Tag ist? Vor einem Jahre waret ihr hier, du und Lili, und Wilhelm kam mit seinem Bruder und brachte euch den Mittag zu uns. Ach wie mir wird, wenn ich an das Alles denke, und noch dazu sind wir diesen Abend zu dem Herrn von Belmont gebeten, wo wir auch vergangenes Jahr waren, wo Bill mir zuerst von unsrer Verbindung sprach. Ob ich es aushalten werde! O Lollo, daß ich ruhte an deinem Herzen oder an dem unsrer Lili. Es ist zu bang so allein zu sein. Doch bald — o wie ich nur an der Aussicht hänge und die Tage zähle; du mußt es fühlen: dich seh ich so gar lang nicht und Sch. Nein, meine Holde, es darf keine so lange Zeit mehr hingehen, ohne daß wir uns sehen. Künftigen Montag kommt Lili, ob mit dem Ursus, werde ich erst heute Abend erfahren. Sie logiert bei mir, da er doch auf keinen Fall länger als einen Tag bleibt. Wenn du dann kommst, wandern wir am frühen Morgen in den Gasthof, oder du kommst mit Sch. in Lilis Zimmer zum Frühstück. Ach es werden einzige Tage sein. In euren Armen wird mir die Seele wieder aufblühen im regen Lebensmuth.

Sonntag Nachmittag gegen 3 Uhr,
den 16. Januar (1791).

Ich freue mich, meine Liebe, dich nun wieder in Jena zu denken, denn da an der Seite deines S. bist du doch am glücklichsten, und so denkt dich mein Herz so gern.

Lili reiste den Freitag Morgen ab. Ich kann vor künftigen Dienstag Abend keine Briefe von ihr haben, und mich verlangt doch so herzlich darnach. Den G. S. sah ich nicht seit ihrer Abreise; heute Abend bin ich aber bei ihm. Ich bin sehr begierig, wie er sein, und ob er mir über Manches sprechen wird.

Montag Morgen.

Ach, meine Lollo, noch ein Wort. Hr. v. Belmont brachte gestern von Weimar die Nachricht mit, Sch. sei an einem hitzigen Brustfieber krank und du durch einen Expressen geholt worden.[1] Der alte Stein habe es ihm gesagt. O Gott, Lottchen, wie uns ward, dem G. S. und mir!

Wir schweben in der peinlichsten Ungewißheit. Ach, daß ich zu dir könnte, mein Holdes, all deine Sorge um ihn zu theilen. Heute soll Belmont von Weimar Nachricht schicken, und der G. S. will sich dann selbst erkundigen lassen. Aber all das währt noch so lang. Ich bitte innigst, wie man bitten kann, um ein Wort.

Mittwoch Abend, den 9. März (1791).

Herzlich grüßt euch der Sch. Er freut sich so innig des Aprils und der Hoffnung lang mit Sch. zu sein. — Hier auch die Zeitungen; wir danken schön. Der Sch. findet die Recension[2] ein wenig zu streng. Er sagt, man könne für die Art Poesie, wie Lieder seien, kein allgeltendes Ideal aufstellen, weil sie Produkte des momentanen Gefühls wären und auf weiter nichts Anspruch machen dürften.

[1] Bd. I. S. 229.
[2] Ueber Bürger.

Aber hingerissen war er von dem Geist, der in diesem Aufsatze herrscht, von der Fülle von Ideen. Was mich am meisten rührte, ist das wunderschöne Bild, das man von deines S. eigenem inneren Sein daraus nehmen kann. Man empfindet, wie er nur in den Gestalten des Höchsten und Schönsten zu leben vermag, wie das seinem Geiste einzige Nahrung ist.

Sonnabend, Abend 10 Uhr, den 13. März (1791).

Mich verlangt Carolinen zu sehen, ich ahne aus ihren Briefen die Stimmung, in der sie ist. Dalberg und sie müßten sich viel werden, wenn sich ihre Herzen gegen einander erschlössen, wie könnte es anders — — Er war heut Abend bei mir, so mild und freundlich; es ist oft eine Trauer in seinem Wesen, aber sein Herz erschließt sich in dieser Stimmung noch inniger. Er fand mich allein, es war mir lieb mich einmal mit ihm aussprechen zu können. Euer Andenken ist uns nie in solchen Momenten fern.

Ich muß dir etwas vom Herzog von Weimar schreiben. Er ist durch ein Dorf eine Stunde von Burgörner gekommen, wo Papa ein Gut hat. Beim Pferdewechseln hat er gefragt, wem das Gut gehöre, und als er unsere Namen gehört, hat er gesagt: „Ist es denn hier auch schon bekannt, daß die Frl. den Hrn. v. H. heirathet? Die Heirath ist bei mir zu Stande gekommen.“ △ hat sich recht darüber geärgert, denn er kann durchaus nicht leiden, wenn von meiner Verbindung mit Wilhelm gesprochen wird, und er sagte ganz spitzig, das wären die schönen Früchte von unsrer Entrevue in Weimar. Ist das nicht recht albern?

Mittwoch Abend, den 30. März (1791).

Von Lili höre ich, daß du mit Schiller künftigen Sonnabend nach R. gehst, und dessen freue ich mich herzlich. Es ist euch doch besser, wenn ihr zusammen seid, und vorzüglich Lili'n, deren

einsames Sein in R. mir immer so weh thut. Lili schreibt mir auch, vielleicht käme sie mit dir auf ein paar Tage her, während Bill hier ist. Ach, das wäre gar schön, und gewiß würde es wohlthätig auf Lili wirken, wenn sie den G. S. einmal wieder sähe. Nach dem Briefe, den sie vor ihrer Abreise ihm geschrieben hatte, muß es zur Sprache unter ihnen kommen, wenn sie sich allein und ungestört sehen, und nur das kann wohlthätig auf Lili wirken, wenn sie ihr ganzes Wesen, ihr innerstes Leben und Weben von dem G. S. verstanden und gefaßt fühlt. Eigentlich sehen sie sich doch noch wenig und sprechen sich noch weniger. Daß es anders werden muß unter ihnen, fühl' ich so tief, fühl' es so wahr, wie mein eigenes Leben, wenn Lili nicht im Druck dieser verworrenen Verhältnisse zu Grunde gehen soll. Ach, Lottchen, das trägt nicht lang ein weibliches Herz. Der Sch. sprach mir nie mit einem Wort bestimmt über Lili's Brief oder ihre Empfindungen, schwieg, seit er sie zum letztenmale sah, ganz von den seinen. Aber ich fühlte oft, daß er errieth, ich wisse Alles, und daß seine Reden darum so und so gewendet waren. Es ist ein einziges Wesen an Kraft und Schönheit und Grazie der Empfindung — doch das fühlst du wie ich. Was aus dem Verhältniß zwischen ihm und Lili werden wird? wenn sie sich nahe leben, ein sehr schönes. Er wird ihr hohes, reines Wesen immer inniger empfinden, sie wird seine liebste, in einem gewissen Sinne, seine einzige Freundin werden, und Lili? Ach Lotte! haben wir denn ein anderes Dasein als unser ganzes Wesen in e i n e n Mann zu legen, vermissen wir auch noch etwas, wenn wir seine Schönheit, den Reichthum und die Hoheit seines Geistes empfinden? Lili wird glücklich sein, wenn sie ihn sieht, wenn sie frei vor ihm existieren darf und die zarten Blüthen einer einzigen Liebe pflegt. Diese Liebe, meine Charlotte, wird ihr ganzes Dasein ausfüllen, Alles was sie werden, Alles was sie Andern geben wird, wird sie werden und geben durch sie —

Du hast gewünscht, ich sollte dir sagen, was ich über dieß

Verhältniß denke. Sieh, Liebe, das hab ich gethan, ach und ich könnte nichts zurück nehmen; denn es ist so meine innige Ueberzeugung, wahr wie das — das tiefste Gefühl meiner Liebe. Vergehen kann Lili in den schmerzlichen Empfindungen des Sehnens der Ungewißheit, aber mildern kann nichts die Glut ihrer Seele. Laß uns hoffen, daß es sich schöner lösen wird — ach nur vor einem ist mir bang. Es sind Briefe da, daß der Fürst von Constanz so schlecht ist, und daß man fast täglich seinen Tod erwartet. Sage das Lili nicht; was geschehen soll, steht nicht zu ändern, und diese neue Unruhe wäre ihr gewiß sehr quälend, denn der Sch. müßte sicher bald fort. Sollte es geschehen, so schicke ich dir gleich einen Boten nach R., damit ihr herüber kommt. Schiller würde den G. S. gewiß auch noch gern sehen, und so schnell, daß ihr nicht herkommen könntet, geschähe seine Abreise doch nicht. Denn in Constanz entgeht ihm nichts durch eine kleine Verspätung, und hier hätte er doch viele Dinge in Ordnung zu bringen. Ach möge es nicht geschehen! Der G. S. liebt nicht den Gedanken nach Constanz und freut sich auch so kindlich der Hoffnung einige Monate mit Schiller zu leben.

Wie oft sprechen wir von euch und machen Plane auf die nahe und ferne Zukunft! —

Burgörner, den 26. August (1791).
(nach Erfurt).

Ich lebe so still und unaussprechlich glücklich! [1] Wilhelm ist sehr beschäftigt, und es ist so süß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig und vor Allem lieben. Dabei ist er so still in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine ewig fortgehende süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höheren Empfindungen und lichteren Gestalten. Ach und wie zart er ist in Allem, wie so leicht zu behandeln, und immer

[1] C. hatte am 29. Juni geheirathet.

schön in allen kleinen Verhältnissen des häuslichen Lebens, mag ich nicht sagen. Aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, ist seine anspruchlose, seine unendliche stille Größe. So oft ist ihm selbst seine Seele verschleiert, und er ahnet kaum ihren erhabenen Flug.

Wien, den 29. September 1797.

Dein Brief, liebe Lollo, hat mir eine große Freude gemacht. Es war mir, als wenn ich deine liebe bekannte Stimme hörte, wie ich deine Hand erkannte, und so manche Erinnerungen an unser vergangenes Leben umgaben mich in eben dem Augenblick. — Diese Zeiten werden auch wiederkommen, meine Liebe, wir werden gewiß noch recht viele und schöne Tage mit einander leben, und auch so in der Entfernung können wir uns nie fremd werden. —

Der Aufenthalt hier in Wien ist mir in vieler Rücksicht sehr interessant gewesen, obgleich ich viel Zeit mit Kranksein verloren habe. Frank halte ich für einen der größesten Aerzte, die jetzt existieren; auch befolge ich seine Vorschriften, besonders die veränderte Diät, die er mir angerathen hat, sehr treu. Ich fühle mich auch merklich stärker gegen voriges Frühjahr; ich habe viel mehr Farbe wie sonst, und Andere finden mich etwas stärker geworden.

Unsre Reiseplane trennen uns nun bald ganz von Haeftens.[1] Sie werden in Salzburg überwintern, wir in Paris. Ich freue mich sehr auf Paris; nur wünschte ich, die lange Reise wäre überstanden. Den 7. oder 8. treten wir sie an. Wohl hast du recht, daß ein ganz eigener Muth und eigne Lust dazu gehört, eine solche Reise zu unternehmen; sie sind mir aber einmal gegeben, und es muß bunt zu gehen, ehe sie mir mangeln.

Halb und halb hoffe ich noch, daß wir Goethe in Zürich sehen werden; ich bin begierig, ob er noch die größere Reise unternehmen wird. Hier waren die Nachrichten über Italien, besonders über

[1] Einer westphälischen Familie.

die Unsicherheit der Wege zu beunruhigend, um sie mit den Kindern zu unternehmen. Jetzt sind zwar bessere Nachrichten da, aber in der Zwischenzeit faßten wir die Idee zu der jetzigen Reise und sind ihr nun treu geblieben.

Ich habe die Ankündigung der Agnes gelesen; so ist denn nun die Bahn aufs Förmlichste gebrochen. — Daß du die Schlegel gar nicht mehr siehst, freut mich, es ist doch eine Schlange. In Berlin hat der Friedrich Schlegel einigen meiner Bekannten gesagt, daß seine Schwägerin mein einziger Umgang in Jena gewesen wäre. Wie findest du das?

Fischer macht sich recht gut; er bleibt sich sehr treu; eine ruhige stille Natur, in der Folge wird er uns freilich für die Erziehung der Kinder immer nützlicher werden.

Alexander wohnt jetzt in Schönbrunn, wo vielleicht die schönsten Gewächshäuser von Europa sind; er ist wie immer fleißig und denkt nur darauf die zwei Jahre, die er H. verheißen hat, so hin zu bringen und dann seine größeren Reisen anzutreten. Er geht mit H., wenn es möglich ist, doch vielleicht im Frühjahr nach Italien. Burgsdorf und der Bildhauer, der Einzige von der Reisegesellschaft, den du nicht kennst, machen denselben Weg wie wir, doch mein' ich etwas später. Alexander ist dir in der That sehr verbunden, daß du dich so treulich seiner in W. angenommen hast; eigentlich finde ich es doch unartig von Stark so zu klatschen. Ist die Amalie [1] noch zärtlich gegen Alex. gesinnt?

Hier habe ich mich nicht recht in die große Welt geworfen, aus mancherlei Ursachen. Ich habe mit den Kunstsachen, deren es hier einen weit größeren Schatz giebt, als man gewöhnlich glaubt, aufs Vertrauteste gelebt; doch habe ich von der eigentlichen Gesellschaft so viel weg, um zu merken, daß sie ziemlich hier wie überall ist. Die Frauen geben hier den Ton an; sie sind meist gebildeter als die Männer, größtentheils schön und sehr weltklug.

[1] v. Imhof.

Paris, den 16. Februar 1798.

Es thut mir innig leid, liebste Lollo, zu denken, daß ihr so ängstlich auf Briefe von uns gewartet habt;[1] gewiß soll es nie wieder geschehen.

Von Geßlers Schätzchen[2] habe ich in der Schweiz nichts gehört, und obgleich G. sehr vertraut mit uns war, hat er uns doch nicht ein Wort davon gesagt; aber hier hörte ich es von einem Grafen Schlabrendorf, der ihn kennt. Ich glaubte es nicht, widerstritt die Geschichte, weil mir G. gar nicht in solcher Gemüthsstimmung zu sein geschienen hatte. Außer daß er kränklicher als jemals war und unglaublich in den vier Jahren gealtert hatte, in denen ich ihn nicht gesehen, war er traurig, fast mürrisch, mißtrauisch, oft, ich schwöre es dir, wie ein Mensch, der den Plunder des Lebens so überdrüssig hat, daß er im Stande wäre, sich aus Sättigung, aus Langeweile umzubringen. Er that mir herzlich leid, ich war freundschaftlicher gegen ihn, als ich es je gewesen; ich freute mich wirklich sehr ihn wieder zu sehen, und er war sehr herzlich gegen uns, verfiel aber immer wieder in jene Stimmung. Den Groll der Frauen in D.(resden) über diese Liebschaft kann ich mir vorstellen. Schreibe mir doch, wenn du etwas mehr davon hörst.

Von Alexander empfingen wir Ende vorigen Monats einen Brief, worinnen er uns meldet, daß sie Alle ihren Reiseplan nach Italien aufgegeben hatten, wegen der Unruhen daselbst. Er, Alexander, wolle den künftigen Winter entweder noch hier oder in England zubringen, um sich auf seine Reise nach Westindien vorzubereiten; Haeftens aber würden im Oktober dieses Jahres über Brüssel in die Gegend von Cleve reisen, wo eine alte Tante Haeften ein schönes Schloß abtreten wolle, und da ihre Familie dort in der Nähe wohnte, finden sie am vernünftigsten, sich da zu etablieren.

Wie unendlich wünschte ich, Schiller könnte und wollte seinen

[1] Schiller an Körner IV. S. 65.
[2] Ebend. S. 59.

Plan ausführen und hierher kommen. Paris wäre durch die große Bewegung, die sich auch dem engsten Kreis, den er um sich ziehen möchte, dennoch mittheilen müßte, einzig für ihn gemacht. Du glaubst nicht, welch einen Eindruck das bloße Gehen in dieser ungeheuren Stadt macht; überall das regeste Leben, überall Thätigkeit und Industrie, Pracht und Fülle. — Wir existieren hier auf eine überaus angenehme Art. Wir fangen an viel Bekanntschaften zu haben, und den meisten Menschen gewinnt man doch, wenn man sich darauf legt, eine interessante Seite ab. Gewöhnlich bin ich die Morgen zu Hause, ein paar Stunden abgerechnet, die ich theils spazieren gehe (ich wohne ganz nahe an den Tuilerien), theils auf dem Museum zubringe. Des Abends bin ich einigemal die Woche im Schauspiel, denn bei der Menge Theater, die es giebt, kostet es wirklich viel Zeit, sie kennen zu lernen, oder ich bin in Gesellschaft. Bin ich zu Hause, so fehlt es mir fast nie einen kleinen Zirkel zu haben. (Der Eierthee floriert in Paris wie in Jena und findet auch hier seine Bewunderer.)

Wie oft denke ich an euch, ihr Lieben, wenn ich so in einem Kreise ganz fremder Menschen sitze und kein deutsches Wort um mich tönt. Bill lebt glücklich und beschäftigt; er ist heiterer als ich ihn lange sah; ich darf sagen, es fehlt ihm nichts als Schiller, aber der auch so, daß er nie ohne Rührung von ihm spricht und sich immer freut, ihm durch seine Beschäftigungen doch immer nahe zu bleiben. Die große Oper ist für mich hier mit das anziehendste Schauspiel; nicht durch die Musik, denn selten hört man etwas Gutes; aber durch den reizenden Tanz [1] und die einzige Schönheit des Costüms. Die göttlichste Gestalt ist Mademoiselle Clotilde; sie ist so schön gebaut, daß man sie mit nichts als den Meisterwerken, die uns die Kunst aufbewahrt hat, vergleichen kann. Sie ist groß, und dadurch haben alle ihre Bewegungen etwas Hohes und Edles. Wenn sie unter dem Kreis der Andern sich zeigt, erscheint sie wie Diana unter ihren Nymphen. Ich würde nicht

[1] Ebend. S. 69.

aufhören von ihr zu schreiben, wenn ich mich gehen ließe. Diese Clotilde ist allein werth, daß man nach Paris kommt. Seit vier Wochen ist das Trauerspiel auch wieder geöffnet. Mlle. Raucourt, Simon, Fleuri haben große Talente, und es macht mir viel Freude, die großen Stücke von Racine uud Corneille hier spielen zu sehen. Auf den Wallenstein bin ich unendlich begierig, und Schillers letzter Brief hat meine Ungeduld noch vermehrt. Vieweg [1] aus Berlin sagte mirs hier, daß Wilhelm Schlegel mit seiner Donna nach Dresden ziehen will. Ist dem so?

Burgsdorf [2] ist seit dem Anfang Januars hier. Er empfiehlt sich. Wir sehen ihn wenig, weil er ungeheuer weit wohnt.

Paris, den 15. Mai 1798.

Schillers katarrhalische Zufälle [3] sind recht fatal; der Himmel schenke ihm einen heiteren Sommer, damit er ungestört seinen Ideen und Arbeiten leben kann. Ich bin unaussprechlich begierig auf den Wallenstein und kann die Zeit nicht erwarten, wo er vollendet sein wird. Caroline schreibt mir von ihm auf eine Art, die einen empfinden läßt, wie tief er sie ergriffen hat. — Denkt ihr, wenn der Wallenstein vollendet sein wird, nicht vielleicht eine Reise zu machen? Dresden war ja voriges Jahr ein Projekt, und ich freue mich immer, wenn ich Menschen, die ich liebe, in Dresden weiß.

Meyers Madonna della Sedia möchte ich wohl sehen. Ist sie in Oel oder Wasserfarbe gemalt? Ich hörte einen großen Künstler bei Gelegenheit einer vortrefflichen Copie dieses berühmten Bildes einmal sagen: „Die Copie ist untadelhaft, aber das Original wird Niemand in seiner himmlischen Schönheit auch nur von ferne erreichen.“ Es sind hier köstliche Bilder von diesem großen Meister.

[1] Der Verleger der ästhetischen Versuche über Hermann und Dorothea, die H. im April d. J. schrieb.

[2] Der Humboldts im Winter 1796 nach Jena gefolgt war.

[3] Schiller an Körner I. S. 139.

Eines der lieblichsten ist eine heilige Familie. Maria, kaum ein siebenzehnjähriges Mädchen, blond, ein Gesicht voll Einfalt und Unbefangenheit. Christus steht lächelnd vor ihr und schmiegt sich an ihren Busen; er tritt mit seinen Füßchen auf ihre; Johannes kniet voll Andacht daneben. Das Bild ist so zu sagen mit nichts gemacht; es ist das anspruchloseste von allen Bildern von Raphael, die ich kenne, ach, und wie ist es so göttlich! Ich bringe einen großen Theil meiner Morgenstunden auf der Gallerie zu, die zum Glück nicht gar weit von uns ist. Uebrigens ist unser Aufenthalt recht angenehm und interessant, und es fehlt uns nichts als die Nähe unserer deutschen Freunde, aber nie werden wir uns an eure Entfernung, ihr Lieben, gewöhnen.

In einem Monat ungefähr erwartet man den Apoll und alle Kunstwerke, die aus Rom kommen, und deren Anzahl ungeheuer sein soll. Sie werden mit Pomp hereingebracht werden und ein Volksfest dabei sein; vor dem späten Herbst wird man aber schwerlich die Statuen zu sehen bekommen, weil die Säle, wo sie aufgestellt werden, nicht früher fertig sein werden.

Alexander und Haeften's sind den 12. angekommen. Sie grüßen euch herzlich.

Brinkmann[1] kam sehr entzückt von Weimar und Jena hier an und ganz voll von Amalia. Wenn die Partie zu machen ist, soll von meiner Seite nichts fehlen, sie zu Stande zu bringen, und hätte Brinkmann jetzt schon einen Gesandschaftsposten, so wäre auch keine Frage, daß er nicht ernstlich an Amalien dächte, das merke ich an Allem. Auch wären sie in der That wie für einander geschaffen, und einer würde der Eitelkeit des andern Genüge thun. Bei Alexander steht Amalie auch noch in gutem Andenken, und er sähe sie gern an A. verheirathet. Auf Burgsd. hat sie aber nie auch nur den mindesten Eindruck gemacht. Dieser denkt oft noch

[1] Den H. in Berlin, wo er schwedischer Geschäftsträger gewesen war, kennen gelernt hatte. Ueber seinen Aufenthalt in Weimar schreibt Frau v. Stein, s. unten. Seine Briefe an Frau v. Wolzogen, lit. Nachlaß II. S. 264.

an die Wochen zurück, die er in Jena zubrachte, an deinen Garten, deine Kinder. Er lebt hier recht beschäftigt und zieht gewiß recht vielen Nutzen für seine Bildung von dem hiesigen Aufenthalte. Im Herbst, wenn ihm keine Verhinderung von den politischen Umständen kommt, denkt er nach Spanien und Portugal zu gehen und von da über England hierher zurück zu kommen. Diese Reise wird ihn neun Monate bis ein Jahr kosten.

Brinkmann und Burgdorf empfehlen sich euch angelegentlichst.

Paris, den 24. December (1798).

Seit länger als einem Monat verloren wir den jungen Menschen, den wir bei den Kindern hatten, Fischer. Er ist Professor der Naturgeschichte an der Centralschule in Mainz geworden. Seit zwei Tagen ist sein Platz bei uns wieder besetzt, und ich hoffe, daß wir eher bei dem Wechsel gewonnen als verloren haben. Der junge Mensch, den wir bei uns haben, ein Straßburger,[1] hat auf nichts einen solchen Trieb als mit uns nach Deutschland zurück zu reisen, und vorzüglich um Schiller und Goethe von Angesicht zu Angesicht zu sehen und anzubeten.

Wie ich auf den Wallenstein begierig bin, kann ich nicht genug sagen. Ist denn keine Möglichkeit früher etwas davon zu Gesicht zu bekommen, als er ganz fertig und gedruckt ist? Den Auszug aus dem Vorspiel in der Posselt'schen Zeitung habe ich hier in einem Cabinet de littérature allemande gesehen. Der Almanach hat mir viel Freude gemacht, am meisten Schillers Sachen, die beiden Elegien von Goethe, die Geister des Sees und die Müllerlieder. Die Propyläen kenne ich auch und finde sie voll Gehalt und voll einer würdigen Sprache. Bald werde ich einen Theil der Kunstwerke sehen, von denen darin die Rede ist. Noch sind alle Statuen unausgepackt, und vor dem September ist keine Hoffnung, daß sie aufgestellt sein werden. Diese lange Verzögerung derangiert uns auch sehr in unseren Planen, doch sind

[1] Schweighäuser.

wir nun fest decidiert, den Sommer in die Pyrenäen zu reisen. Ich werde dann mit den Kindern da bleiben, und Humboldt wird auf einige Monate nach Spanien gehen.

Der junge Locher,[1] der aus Jena hieher gekommen ist, hat mir viel Freude gemacht. Es ist ein offenes, naives, gutmüthiges Wesen, in dem, wie ich glaube, viel liegt, was sich nach und nach entwickeln wird. Ich sehe ihn zuweilen und immer mit Vergnügen. Er betet Schiller an; von dir sagte er: „ich habe nie ein sittsameres Frauenzimmer gesehen." — O heilige Decenz, so steht sie dir wohl immer zur Seite!

Madrid, den 25. November 1799.

Dein Brief, den ich Ende März empfing, fand mich in einer Periode, wo wir schon ernstlich auf unsere Abreise von Paris dachten, und nur durch die Ungewißheit, ob wir den jungen Schweighäuser mit uns nehmen könnten oder nicht, wurde sie über den Monat Mai hinaus verspätet. Als die Hoffnung, ihn mit uns nehmen zu können, immer und immer geringer wurde, brachen die Unruhen im Mittag von Frankreich aus, und dazu gesellte sich uns am Abreisen zu hindern eine Krankheit Theodors.

Endlich den 8. September verließen wir denn doch Paris, ich gestehe, es war eine traurige Trennung für mich. Alles Agrément, das eine Stadt als Stadt geben kann, gewährt Paris in vollem reichem Maaße; außerdem ließ ich einige Menschen zurück, die ich lieb gewonnen, die selbst durch ihre grenzenlose Anhänglichkeit an uns ein Recht auf Gegenliebe und Freundschaft sich erworben hatten; wenn ich euch, ihr Lieben, ewig Meinen, und noch ein Paar Menschen aus Deutschland nach Paris verpflanzen könnte, möchte ich mein Leben gern da leben, so angenehm, so frei und so reich beschäftigt ist es möglich, da zu existieren. Wir reisten an einem Abend weg, nachdem wir noch mit den treuesten unserer Freunde zusammen gewesen waren; sie brachten uns bis in den

[1] Aus Kempten. Schiller an Goethe II. Nr. 525.

Wagen, und so reisten wir in der Stille der Nacht fort. Es war ein wunderbares Gefühl; ich läugne nicht, daß ich unendlich tief und schmerzlich bewegt war. Die ersten Tage griff mich das Fahren so unglaublich an, daß ich ernstlich nicht glaubte, es ertragen zu können. Von Bordeaux an ging es aber besser, und in den Pyrenäen reichte meine Gesundheit zu wirklich unglaublichen Fatiguen aus. Ich kam in acht Tagen nicht vom Pferde, und es ging recht gut. Die Kinder ließen wir in Bagnères, einem angenehm gelegenen Bade, in einer äußerst liebenswürdigen Familie, und wir sahen einige der merkwürdigsten Gegenden dieses merkwürdigen Landes.

Durch Goethe haben wir erfahren, daß du wieder in Wochen gelegen und ein kleines Mädchen hast. Ich mußte darüber lächeln, daß es ein Mädchen ist, weil ich weiß, wie viel lieber du immer meintest, daß dir ein Junge sein werde; indessen hoffe ich, wirst du ganz zufrieden damit sein, nun du sie einmal hast, und es hoffentlich ein so niedliches Wesen sein wird, wie Karl und Ernst sind. Goethe schreibt uns aber auch, daß du, meine Liebe, dießmal ein schlimmes Wochenbette hattest. Ich bitte dich, liebe Seele, sorge um deine Gesundheit, und laß uns nicht länger in Ungewißheit, als es leider schon durch die weite Entfernung, in der wir sind, nothwendig wird.

Unser Plan und unsere Reise geht darauf hinaus, Ende Aprils wieder in Paris zu sein, einige Monate noch da zu bleiben und gegen den Herbst nach Deutschland zurückzukommen. Da ich dann hoffe Papa in Erfurt zu finden und vieler häuslichen Arrangements wegen nicht gern vor dem Frühjahr nach Tegel kommen möchte, so bleibe ich mehrere Monate bei Papa. Ich bin ihm auch diese Attention nach einer so langen Abwesenheit schuldig. Dann, Liebe, können wir uns oft in Weimar und Jena sehen. Wie oft, meine Liebe, sprechen wir schon jetzt von dieser Zeit. Humboldt und ich projektieren, wie Alles sein soll.

Humboldt grüßt und umarmt dich und Schiller herzlich. Er

sagt, es sei doch nicht recht von Schiller, daß er ihm so lange nicht geschrieben, nicht ein freundlich Zeichen des Lebens gegeben habe. Ich wage aber kaum diesen Auftrag auszurichten, da ich selbst mich so schuldig fühle.

Den jungen Schweighäuser haben wir nicht mitnehmen können. Ohne einen förmlichen Abschied vom Dienst zu haben, auf den er, nicht in Rücksicht seines Alters, aber wegen vieler anderen Umstände, Anspruch machen konnte, war es nicht möglich, einen Paß für ihn auszuwirken. Er verließ uns schon Ende Junius in Paris mit der Hoffnung, es in seiner Vaterstadt durchzusetzen; die Sache zog sich unglaublich in die Länge, und wir reisten darüber fort. Seitdem höre ich, daß er den Abschied bekommen hat, und vielleicht arrangiert es sich, daß wir ihn wieder nehmen und einige Jahre in Deutschland haben können. Er ist ein sehr guter junger Mensch, der auch recht viel weiß und viel natürliche Anlage hat. Seine Verehrung für Schiller und Goethe ist wie die Verehrung der Alten gegen die Götter, und hat ihn uns zuerst lieb und interessant gemacht.

Sage auch Goethen, mein Herz, Humboldt hätte zwei Briefe von ihm über Paris bekommen, er danke ihm herzlich und würde in weniger als acht Tagen schreiben. Wir sind seit dem 5. November hier. Zehn Tage blieben wir im Escurial, wo im Kloster ein unglaublicher Schatz von Kunstsachen vergraben ist. Wir haben Schillers Don Carlos mit hier und ich habe schon oft darinnen gelesen. Im Escurial gingen wir in das Begräbniß der Könige; es ist so feierlich groß, daß es einem in der That einen heimlichen Schauer der Ehrfurcht einflößt. Eine Marmortreppe (auch die Seitenwände sind von dem schönsten Marmor) führt in einen weiten, runden Saal, der durch eine einzige große Krone von Krystall in der Mitte erhellt wird. Der Boden und alle Wände sind von Marmor; in den Wänden sind Nischen, immer vier über einander, in denen die Särge aus Marmor, mit bronzenen, vergoldeten, simplen Handhaben und Schilden stehen. Ich suchte mir Philipps II. Sarg

und den der schönen Elisabeth von Frankreich, und Schiller mag nun lächeln über mich oder nicht; ich konnte es nicht lassen, lange davor zu stehen, mir war es, als stände ich vor dem Sarg bekannter Personen. In dieses Begräbniß, das wirklich durch seine einfache Pracht den allergrößten Eindruck macht, werden nur Könige von Spanien und die ihrer Gemahlinnen, die Kinder geboren haben, beigesetzt; die andern Königinnen kommen mit den Infanten und Infantinnen des Hauses in ein anderes Begräbniß. In dieses konnten wir nicht kommen, weil nicht vollkommen gut aufgeräumt, und die spanische Größe verstattet nicht einen so unwürdigen Anblick. Ueber das Ende des unglücklichen Don Carlos hörten wir manches Interessante; wir haben auch Jemand gesprochen, der seinen Körper mehrere mal untersucht hat. — Einmal mündlich davon.

Philipp II. Zimmer im Escurial existiert noch, wie er darin gestorben ist. Couverte von Briefen, die er empfangen hat, liegen noch verstreut umher, und Bücher, in denen er gelesen. Bilder haben wir viele aus allen Zeiten seines Lebens und mitunter von sehr guten Meistern gesehen; seine Physiognomie ist immer gleich kenntlich, düster und scheu. Besonders merkwürdig war sie mir auf einem großen Bilde von Titian, wo er mit seinem Vater Carl V. und beiden Gemahlinnen verklärt in den Himmel eingeht. Er blickt scheu von der Seite; diese Attitude muß ihm sehr eigen gewesen sein.

Von Elisabeth konnte ich noch kein Bild unter den häufigen Familienporträten finden, die man hier in den Gemäldesammlungen hat. Welch ein Schatz von Bildern ist hier, was für Raphaele, Titiane, von beiden Meistern die schönsten, glaube ich, die außer der Madonna della Sedia existieren. Ich glaube, wenn ich wählen müßte (schwer würde mir freilich die Wahl werden), zöge ich die hiesigen Raphaele noch den Parisern vor. Und das ist unendlich viel gesagt nach dem Schatz, den sie dort davon haben.

Madrid ist eine ziemlich gemeine Stadt; wenn man nicht eben

von Paris kommt, muß sie einem auch groß scheinen. Die Nationaltracht aller Frauen — man kann sich gar nicht anders draußen sehen lassen — und die dunkeln Mäntel der Männer machen den Anblick in Kirchen, Spaziergängen und auf den Gassen ziemlich einförmig. Wie würdest du lachen, mich in diese Nationaltracht gekleidet zu sehen. Ich habe mir sie auf das allereinfachste machen lassen, aber die eleganten Frauen wissen sie so coquett wie jede andere Tracht zu machen. Madrid ist ungeheuer theuer; man hält es für den theuersten Ort in Europa.

Bis zum 15. December oder wenig länger bleiben wir hier; dann gehen wir nach Cadix, wo es noch theurer sein soll.

Statt Schweighäuser haben wir einen jungen Künstler aus Berlin mit uns, einen guten Menschen, der freilich nicht auf lange für den Unterricht der Kinder taugen wird, aber für jetzt recht gut ist.

Burgsdorff ist im August über Holland nach England gegangen. Ich habe von dort noch keine Nachrichten von ihm. Von Locher haben wir nichts wieder gehört. Er ging im Anfang März von Paris, und keiner seiner Bekannten hat nachher ein Wort von ihm vernommen. Ich fürchte, er ist in der Schweiz umgekommen. Wir waren ihm sehr gut. Von Woltmann haben wir nichts vernommen; du weißt, es ist meine heimliche Liebe; also säh' ich ihn gern in Spanien. Alexander ist glücklich in Südamerika in Cumana angekommen. Jetzt wird er wohl schon weiter sein. Hermann und Dorothea wird — daß Gott erbarm! — in Paris in's Französische übersetzt.[1] Carlos ist es schon, doch sah ich ihn nicht vor meiner Abreise.

H. und D. kann auch leicht ins Spanische übersetzt werden, so goutieren ihn einige Menschen hier.

Barcelona, den 26. März 1800.

Tief in Spanien hinein, liebste Seele, in Granada, empfingen wir deine, Carolinens und Schillers Briefe. Ich vermag dir nicht die Empfindungen der Freude auszudrücken, die die Züge eurer

[1] Von Bitaubé. H. hatte also keinen Theil daran.

lieben Hände in uns erregten. — Arme, liebe Lollo, was hast du gelitten, und gelitten, ohne daß wir ein Wort davon vernahmen! Deine Entbindung schrieb uns Goethe, und daß du an den Folgen littest, aber weiter hörten wir nichts, weil sein Brief nur wenige Tage nach deiner Niederkunft geschrieben war. Wie krank du warst, wie nahe dem Tode, erfuhren wir erst aus deinem und Carolinens Brief. Schone dich ja, meine Liebe, so viel du kannst; nütze recht das Frühjahr, um neue Kräfte zu sammeln, und freue dich deiner Kinder und Schillers besserer Gesundheit. Grüße den Lieben von mir, und sage ihm, daß ich eben heute eine spanische Facha, eine Schärpe gekauft hätte, um ihm etwas ächt Spanisches und für ihn Nützliches mitzubringen. — Ich freue mich sehr deines kleinen Mädchens; freue mich ganz besonders, daß sie Caroline heißt, daß du noch öfter darum an mich denken wirst. — Von der Kleinen kann ich mir kein Bild entwerfen; deine Knaben stehen aber lebhaft vor meiner Seele. Ich umarme sie innigst Alle und freue mich sehr der Zeit, wo wir wieder vereint diese schönen lieblichen Gestalten um uns erblicken werden.

Die Veränderung eurer Wohnung ist mir um der Menschen willen sehr lieb. Ihr waret sehr, waret zu allein in Jena.

Für künftigen Winter ist es mir und H. die erfreuendste Aussicht, euch so nahe zu haben; die Chaussee-Direktion wird dabei gewinnen. Wir haben uns aber auch vorgenommen, einige Wochen lang recht ordentlich bei euch in Weimar zu verleben. Jena sehe ich wohl bei einer Spazierfahrt; die lieben Kinder, die ich da gehabt habe, und die schönen Berge geben Jena ewig ein Interesse für mich. Die Menschen sind mir, wie du wohl denken kannst, sobald ich euch nicht mehr dort finde, ganz gleichgültig.

Es thut mir doch leid, daß ihr die Veit nicht gesehen habt; daß sie die Sottise begienge, Fr. S. zu heirathen, glaube ich nicht bis es geschehen ist.[1] Wie sie mit der Schwägerin leben kann, begreife ich nicht. Ich freue mich, daß Amalie in eine bessere

[1] Näheres darüber in „Henriette Herz" von Fürst.

Lage gekommen ist. Ihr Gedicht werde ich wohl in Paris zu sehen bekommen. Grüße sie; auch Meyern, auf den ich mich ganz besonders freue.

Ich gehe mit großer Freude nach Paris zurück, wo ich die Madonna della Sedia und den Laocoon und Apoll aufgestellt finde. So weh es mir thut, Italien, das schöne Land der Begeisterung, geplündert zu wissen, so muß ich mich doch freuen, wenn es nun einmal geschehen ist, daß ich wenigstens auch etwas davon genieße. In Spanien hatte ich vielen und mannigfaltigen Kunstgenuß; dieser und die milde Frühlingsluft, die ich seit Neujahr, wo wir Madrid verließen, genoß, und die Bekanntschaft einzelner Menschen, die durch ihre Eigenthümlichkeit auffallend und interessant waren, und das lebendige Anschauen einer südlichen Natur ist das beste, was ich von hier davon trage. Ich habe nie gewußt, wie ein Orangenbaum aussieht und erst hier Goethens Lied ganz verstanden. Es klingt vielleicht lächerlich, weil es eine so simple Sache ist, sich die goldnen, uns so wohl bekannten Früchte im dunklen Laube zu denken, aber es ist doch wahr. Als ich die ersten Orangenbäume bei Cordova sah, fing ich auch an zu singen: Kennst du das Land? — Sehr schön ist die Natur bei Granada. Die alte große Stadt hebt sich auf kleinen Hügeln an der Ebene hinauf; auf einem hohen Felsen thürmt sich über ihr der alte Palast der maurischen Könige, die hohe Alhambra, die mit ihrem Garten leidlich erhalten ist. Ein Künstler, der zehn Jahre in Rom lebte, sagte mir, daß Granada die einzige Stadt sei, an der er je eine Aehnlichkeit mit Rom gefunden hätte. Die Ebene, in der Granada liegt, ist mit einem Kranze hoher, ewiger Eisgebirge umgeben. Dieser Contrast war in diesem Augenblick, wo sich die Ebene, alle Gärten von Granada mit dem ersten Grün schmückten, doppelt schön. In dem Garten der Alhambra grünten die Pappeln und Birken mit dem ersten zarten Grün, die Citronen- und Orangenbäume standen mit Früchten üppig beladen, die Feigenbäume schlugen aus, die Mandeln blühten, in den untern Gängen wölbten sich

hohe Hecken von Myrthen, der Lorbeer stand höher, als ich ihn je gesehen habe, und hundertjährige Cypressen spiegelten sich in einem länglichten Marmorbassin. Die Cypressen sind mit in Spanien die schönsten Bäume; ich habe oft Stämme gesehen, die drei bis vier Männer kaum umspannen konnten. Ihre hohen Kronen, ihr dunkles Grün machen sich vortrefflich in den Gegenden, wo man sie trifft. Zwischen Alicante und Murcia trafen wir ganze Wälder von Palmen. Einzeln findet man sie seit Cordova unaufhörlich. Ich habe eine besondere Liebe zu diesem schönen Baume gefaßt, der seine Blätter frei und kühn in dem Hauch milder Lüfte bewegt. Die Dattel ist eine liebliche Frucht; sie hat eine Aehnlichkeit mit der üppigen Süßigkeit der Feigen.

Wir reisen morgen von hier ab über Toulouse gerade nach Paris. Von dort aus sollt ihr bald von uns hören.

Caroline H.

Paris, den 15. Junius 1800.

Die Nachricht, die euch Humboldt von meiner Niederkunft gegeben hat,[1] wird euch sehr überrascht haben. Ich verbarg euch Allen, meinem Vater, Allen die in der Entfernung Antheil an mir nehmen, meine Schwangerschaft, weil ich Niemand vergebens ängstigen wollte. Du siehst aber, liebe Lollo, du kannst mir nicht gleich in der Zahl der Kinder kommen.

Die Gedanken an dich und Schiller sind mir freundlicher gestimmt, seit ich euch mir in Weimar, in dem täglichen Umgang Goethens, Carolinens, der Stein denke. — Von Schillers Stücken ist doch etwas durch ein englisches Journal zu uns gekommen; wir haben eine Idee von der Behandlung der Charaktere im Piccolomini und dem Gang des Stücks bekommen, und sehnen uns unaussprechlich mehr zu wissen und die Stücke selbst zu lesen. Auch Amaliens Gedicht habe ich hier zu Gesicht bekommen; ich finde es im Ganzen recht schön; ich bewundere die Feinheit und Grazie

[1] Mit ihrer Tochter Adelheid, später verehlichten v. Hedemann.

vieler Stellen, aber einen tiefen Eindruck hat es mir nicht gemacht. Ich finde Amalien mit ihren Fehlern und liebenswürdigen Eigenschaften zu sehr in der Hauptperson des Gedichts, ihr Name will mir nicht beifallen, und ich habe es nicht bei der Hand; die Heldin ist mir zu eitel, zu bewußt ihres Werthes, zu strebend nach Simplicität, um wirklich simpel zu sein. Dann choquiert mich auch, nimm mir's nicht übel — die zu arge Decenz. Caroline wird verstehen, was ich meine. Man fühlt nicht allein, daß das Gedicht das Produkt eines Frauenzimmers ist, sondern man empfindet noch besonders, daß die Verfasserin ein Mädchen ist, die gar keine Blöße hat geben wollen, die jedes Wort über Empfindungen der Liebe gemessen und abgewogen hat, ängstlich abgewogen.

Amalie hat hier einen großen Verehrer an Camille Jourdan, den du ja wohl auch gesehen hast.

Brinkmann ist seit dem Februar von hier abgereist. Er ist auf zwei Monate krank in Hamburg gewesen, und noch hat man keine Nachricht von seiner Ankunft in Schweden. Da er sich große Hoffnung macht, von seinem Hofe wieder bei der Gesandtschaft in Berlin gebraucht zu werden, so scheint es mir nicht unmöglich, daß er noch einmal in ein bis zwei Jahren, besonders wenn Amalie sich indessen noch berühmter macht, ihre Hand sucht.

Wie schön, wie süß mir die Hoffnung ist, künftigen Winter viel mit euch zu leben, meinen lieben Humboldt wieder in seinem eigentlich schönsten Leben, neben Schiller und Goethe zu sehen, kann ich nicht genug sagen. Gewiß wird keiner von euch, ihr Lieben, finden, daß ich euch fremder geworden wäre.[1]

Rom, den 9. December 1802.

Wir sind Alle glücklich und gesund hier angekommen; allein die Strapazen der nothwendigen Einrichtung stehen uns nun noch

[1] Nach einer zweiten Reise nach Spanien kehrte die H. Familie im Sommer 1801 nach Deutschland zurück und ging im Oktober 1802 nach Rom, wo H. als preußischer Ministerresident angestellt war.

bevor. Ich würde lügen, wenn ich dir sagte, daß mir Rom als moderne Stadt unbedingt gefiele. Rom ist sehr groß und nichts weniger als schön; die Straßen sind winkelicht und schmutzig und voller Gerüche. Alles sieht leer und öde aus, und die Armuth auf den Gassen!! Von diesem empörenden Anblick kannst du dir keinen Begriff machen. Die Theurung ist fürchterlich; laß dir mündlich von Uhden [1] erzählen, und du wirst begreifen, daß der Hungertod etwas so Gewöhnliches hier geworden ist, daß man davon wie von einem Fieber spricht. Aber einen einzigen Anblick geben die unzähligen Ruinen, die großen Denkmäler vergangener Herrlichkeit. Die Gegend um Rom ist viel schöner, als ich sie mir gedacht habe. Die großen und einzeln liegenden Bergmassen, die den römischen Horizont begränzen, machen sich sehr schön. Die schönsten römischen Straßen sind kaum eine gewöhnliche Pariser werth. Wir wohnen hier bis zu Ende des Jahres in einer Villa, [2] die die schönste Aussicht hat, halb Rom, die Peterskirche, die Villa Medici, viele andere schöne Villen und die Latiner-Gebirge. Alles sehen wir von einer Terrasse, die an mein Schlafzimmer stößt. Leider können wir nicht hier bleiben; die Wohnung ist zu eng und zu abgelegen für Humboldts Geschäfte. Wir nehmen von Neujahr an Herrn Uhdens Wohnung, [3] die auch auf dem Monte Pincio liegt und auch eine schöne Aussicht hat. — Hier wohnen wir porte à porte mit Madame Brun aus Kopenhagen; [4] wir sehen uns aber nicht viel. Sie besucht, wenn sie wohl ist, was leider selten der Fall ist, die Alterthümer von Rom mit Zoega, und ich, wenn ich einige Stunden erübrigen kann (denn Adelheid despotisiert mich so, daß ich kaum ausgehen darf), verlebe meine Zeit auf dem Vatican und in der Capella Sixtina. Wie groß, wie göttlich ist hier Raphael und Michel Angelo! Wie werden sie mir das ganze

[1] H. Vorgänger.

[2] Villa di Malta, jetzt des Königs Ludwig von Bayern Eigenthum.

[3] In der Via Gregoriana.

[4] Fr. Brun, römisches Leben II. S. 316.

Leben verschönern! — Ich habe mehrere deutsche Künstler und andere Bekannte aus Paris hier wieder gefunden, unter andern Graß,[1] der sich dir und Schiller auf das Angelegentlichste empfiehlt. Er ist gar ein guter Mensch und er hat sich noch zu seinem Vortheil verändert.

Angelika Kaufmann, die ganz nahe bei mir wohnt, hat mir aufgetragen, sie Meyer, Goethen und der Herzogin Mutter recht sehr zu empfehlen. Du übernimmst es wohl, liebe Lollo.

Empfiehl mich Schiller und Goethe, Amalie und recht herzlich deiner guten Mutter, und laß bald, bald von dir hören. Nie, liebste Lollo, werde ich die letzten schönen Tage in Weimar vergessen. Möge uns ein gütiges Schicksal hier oder wieder bei euch in Deutschland ähnliche vorbehalten.

Lebe wohl! — Alles Gute sei mit deinem Leben!

Caroline.

An Fernow, der im Mai von hier nach Jena abreist, werdet ihr einen sehr angenehmen Umgang haben.

Rom, den 18. Mai 1803.

Zürne mir nicht, theure Liebe, wenn ich dir nicht früher geschrieben habe; mein Herz ist immer dasselbe gegen euch und kann sich nie ändern; allein ich bin hier nicht immer Herr meiner Zeit, und besonders die letzteren Monate her ist es sehr bunt hier zugegangen. Ich darf sagen, daß meine Thätigkeit dazu gehört, um noch so fertig zu werden. Zwei Dinge kosteten mich besonders viele Zeit, die Fremden und mein Italienisch-Lernen. Aber die Fremden hat bereits die Jahreszeit ziemlich hinweg geführt, und mit der Sprache geht es, Dank sei der ernstlichen Mühe, die ich mir drei Monate lang darum gab, und einem vortrefflichen Lehrmeister, den man hier hat, sehr gut. Ich fange an sehr geläufig zu reden. Man kann das aber auch hier nicht entbehren.

[1] Der liefländische Landschaftsmaler, ein treuer Anhänger der Schiller'schen Familie, der er durch seine Sorge für den Erkrankten theuer geworden war.

Die Erscheinung der Fürstlich Rudolstädtischen Familie hat mir die größte Freude gemacht. Die Fürstin ist mir innig lieb geworden; sie gewinnt und wächst einem recht ins Herz, je mehr man sie sieht. An der Schwester mag auch etwas sein, aber sie ist schwer aufzuschließen. Gestern sind sie zu unserm recht innigen Bedauern wieder abgereist. Die Fürstin wäre gern länger geblieben; aber der fatale K. trieb sie und tyrannisierte sie Alle überhaupt auf eine recht unwürdige Art. Die Fürstin wußte und fühlte es wohl. Wenn ich dich sehen könnte, hätte ich dir darüber einen ganzen Tag zu erzählen, so aber will ich nur davon schweigen. Suche sie zu sehen, wenn sie zurück ist; Manches wirst du dir aus ihrer Erzählung nehmen können.

Wie innig uns nach Schillers neuem Trauerspiel verlangt, kann ich nicht genug sagen. Ach, warum haben uns die Rudolstädter nicht die versprochene Abschrift gebracht? Ostern ist eine Zeit, wo immer so viele Fremde nach Rom kommen, daß, wenn ihr euch künftig nur ein wenig auf Kundschaft legen wollt, ihr uns gewiß immer durch einige Personen deutsche Produkte, die merkwürdig sind, schicken könnt.

Die Auslagen können wir euch sehr leicht ersetzen lassen. Du glaubst nicht, wie viel Freude ihr uns dadurch machen werdet.

Fernow ist noch hier; er hat auch Mühe Rom zu verlassen; er wird euch ein interessanter Umgang sein. Die arme Frau bedaure ich, ohne sie zu kennen. Ein fremdes Land, eine fremde Sprache und Menschen und ein trüberer Himmel; ich kann mir vorstellen, daß ihr sehr bang sein wird. Man heftet sich unbeschreiblich an dieses Land.

Graß ist in Neapel; er ist hier nicht so zutrauend gegen mich, wie er es in Paris war. —

Reinhard geht viel mit uns um; es ist ein rechter Schatz, eine so treue, sichere Natur; ich hab' ihn sehr lieb gewonnen.

Die Angelika wohnt ganz nahe bei mir; es ist eine gute, alte Frau, ohne Prätension; die eigenthümliche Grazie ihrer Bilder wird

mir immer lieb sein und ein gewisses zartes moralisches Gefühl von Schönheit. Sie ist sehr in die Devotion versunken. Diese kostet ihr gewiß die Hälfte ihrer Zeit. — Bonstetten ist ein guter, aber ein so zerstreuter Mensch, daß er immer an sich und allen Andern irre ist, und man eigentlich keinen Umgang mit ihm haben kann. — Die Brun ist gewiß nichts weniger, als eine weiche und tiefe Natur, und ihre erschreckliche Taubheit macht, daß man beinahe gar nicht mit ihr umgehen kann. Aber ihre innige, wahre, unaussprechliche Gutmüthigkeit macht sie mir doch lieb. Sie wäre schon fort ohne ihre Tochter, ein liebliches Kind von eilf Jahren, das die Masern bekommen hat.

Hansten, dessen du dich wohl erinnerst, ist gestorben und die Frau mit vier Kindern untröstlich.

Rom, den 17. September 1803.

Meine liebe Lollo, gute theure Li. Wenn ich nicht eher schrieb, müßt ihr es mir verzeihen, aber so lange Theodors Leben noch in Gefahr schwebte, war ich nicht vermögend, euch ein Wort zu sagen. Mein Herz und meine Gedanken haben sich zu Niemand inniger gewendet als zu euch, aber eben darum konnte ich euch nichts sagen; das Bild eurer Kinder schwebte mir immer und immer vor den Augen, und der mögliche Gedanke, daß euch auch einmal betreffen könnte, was mich betroffen hat. Ach ich bin auf das ganze Leben hinaus sehr unglücklich geworden, ich kann den Schmerz tragen, aber er geht wachsend mit mir in die dunkle Zukunft, und ich blicke in den Abgrund meines eignen Herzens, wie in den der Zeit, die dunkel vor mir ausgebreitet liegt. Weh! möget ihr nie erfahren, was das ist, wenn das Geliebteste starr und kalt vor einem liegt; wenn das, was euch das Nächste war, euch fremd erscheint.

So lag Wilhelm schon nach wenigen Stunden, und furchtbar drückte sich selbst in dem Bilde der blühendsten Jugend die Gewalt der fremden Macht aus, der er nun angehörte. Ach jetzt

ist er noch ganz in unsrer Erinnerung; seine himmlische Gestalt wandelt noch unter uns; seine milde Stimme tönt noch in unsern Ohren; ach! und auch das vergeht; die Zeit rückt das Bild fern und ferner, und nur die Sehnsucht bleibt, die glühende, verzehrende, der nichts mehr begegnet.

Wie Wilhelms Augen im Tode brachen, seine Augen, deren reiner Glanz nur mit dem letzten Odemzug verlöschte, und er sein letztes Leben auf meinen Lippen aushauchte, mußte ich mich fragen: wohin führt dieser Weg? und wohin ist der Funke des Lebens, der noch so eben diese liebliche Gestalt bewegte? Ach Alles ist tiefes Geheimniß; Entstehung und Tod deckt eine furchtbare Nacht, und das Furchtbarste und Widersprechendste in der weiten Natur ist der Tod eines blühenden Kindes, in dem alle Kräfte sich regen. Ihr lebendiges Spiel auf einmal gehemmt, die Schönheit der Verwesung Preis gegeben, das Vollkommene in einem Augenblicke zertrümmert. Ach die Starrheit, mit der dieser Anblick meine Seele ergriffen hat, die verwischt mir das Leben nicht mehr. Ich trage sein Schicksal und das meine wie ein schweres Räthsel mit mir herum, das mein eigener Tod mir erst lösen wird. Ich kann mir die Freude nicht versagen, euch alle Umstände seines Todes zu erzählen, denn mir wiederhole ich sie ewig, und wie es denn in meiner Natur ist, mir einmal nichts zu verhehlen, so kann ich mir die Bitterkeit all der kleinen Nebenumstände nicht verbergen, die durch eine wundervolle, geheimnißvolle Verkettung zu seinem Tode mit eingewirkt haben.

Wir waren den 11. Julius auf's Land nach Lariccia gezogen, einem Oertchen, das dicht hinter Albano auf der Heerstraße nach Neapel liegt, und bewohnten ein Gartenhaus, das wenige Schritte vor dem Thore des Städtchens, in einer himmlischen Gegend liegt. Reinhardt hatte uns diesen Sommeraufenthalt aussuchen helfen. Er selbst bewohnt Lariccia seit Jahren im Sommer, und in der ganzen Gegend ist Lariccia für einen der gesundesten Orte um Rom bekannt. Bis zum 5. August lebten

wir dort leidlich ruhig. An diesem Tage fuhr ich mit Humboldt nach der Stadt, weil endlich unsre Bücher und unsre Wäsche von Deutschland angekommen waren, und wir nahmen Wilhelm und die kleine Adelheid mit uns, weil beide einen geringen Fieberanfall mit Halsweh einige Tage vorher gehabt hatten und wir sie nicht der Aufsicht des jungen Menschen überlassen wollten, der an Riemers Stelle zu uns gekommen war. Beide Kinder befanden sich hier in Rom so wohl, daß kein Arzt ihrentwegen consultiert wurde. Den 7. August kam der Prinz von Mecklenburg, der Bruder der Königin von Preußen, der seit einem Jahre in Italien ist, von Albano, wo er den Sommer über gewohnt hatte, nach Rom, um bei uns zu essen, und brachte uns Carolinen und Theodor mit, weil er uns damit einen Gefallen erzeigen wollte, indem sich folgende unangenehme Geschichte bei uns in Lariccia zugetragen hatte. Den 5. nach unsrer Abfahrt von da hatte ein junger deutscher Bediente, den wir aus Berlin mitgebracht hatten, ein Mensch von zwanzig Jahren, einen Spazierritt nach einem benachbarten Orte gemacht, war in der ärgsten Mittagshitze mit heftigem Kopfweh und einer kleinen Fieberbewegung nach Hause gekommen und hatte sich in's Bette gelegt. Den 6. Abends hatte sich das Fieber wieder gemeldet, und er war auf den Einfall gekommen, einen Theelöffel Opium zu nehmen, das er sich in einem Flacon noch aus Deutschland mitgebracht hatte. Wahrscheinlich hatte dieser Theelöffel voll Opium seine Besinnung sogleich verwirrt, denn aus keiner seiner geführten Reden erhellt der Vorsatz, sich um's Leben zu bringen, sondern allein der Wunsch, das unerträgliche Kopfweh, an dem er litt, zu unterdrücken und sich Schlaf zu verschaffen. Doch vermuthen wir, daß dieser erste Löffel Opium ihn verwirrt haben muß, denn unerklärbar wäre es sonst, wie er den zweiten und den dritten genommen haben kann. Beim dritten Löffel fragt ihn ein italienisches Mädchen, die ich als Wärterin bei der Gabriele habe, was das für Medicin sei? Nachdem er auch noch diesen geschluckt, antwortete er ihr: Opium, welches

ihn von dem entsetzlichen Kopfweh befreien solle, und dieß sei der dritte Theelöffel. Das Mädchen läuft erschrocken aus seinem Zimmer, sagt dem Hofmeister was vorgefallen sei; dieser läßt den Arzt aus dem Orte holen; allein ehe er kommen kann, treten die Krämpfe ein, die ihm den Mund schließen, und der unglückliche junge Mensch stirbt nach einigen Stunden der fürchterlichsten Krämpfe noch in derselben Nacht.

Der Prinz von Mecklenburg brachte mir meine Kinder mit in die Stadt, weil er sich gedacht hatte, daß es uns unangenehm sein würde, in einem sehr kleinen Gartenhause die Kinder während der gewaltigen Hitze, die eben herrschte, in der Nähe eines Leichnams zu denken. Nachdem wir erfahren hatten, was vorgefallen war, ließen wir auch noch selbigen Abend die kleine Gabriele mit ihrer Wärterin kommen. Nun waren wir mit fünf Kindern hier, hatten nur zwei Leute zu unser Aller Bedienung — den Hofmeister, Emilie und unser vollständiges Hauswesen in Lariccia. Die Unannehmlichkeit der Situation, die dadurch für uns entstand, wuchs noch dadurch, daß Humboldt denselben Tag krank und an einem sehr heftigen Halsübel bettlägerig wurde. Ich selbst war leidend und außerordentlich durch die Hitze gedrückt. Ich trug daher darauf an, die Knaben den zehnten Abends wieder nach Lariccia zu schicken, und um so mehr, da ein Bekannter unsres Hauses, ein deutscher Künstler, Namens Keller,[1] selbst Familienvater und uns und unsern Kindern sehr attachiert, mir angeboten hatte, sie zu begleiten, und sie nicht aus den Augen zu lassen. Den achten Abends war der deutsche Bediente beerdigt worden; den zehnten gingen die Knaben mit Keller und Gabriele mit ihrer Wärterin wieder hinaus, und ich gedachte drei oder vier Tage darauf, sobald nur Humboldt wieder aus dem Bette sein würde, mit Carolinen und Adelheid nachzukommen. Den elften und zwölften vernahmen wir nichts, allein den dreizehnten empfing ich einen Brief von Keller, und Humboldt einen von dem Hofmeister, in dem sie uns schrieben:

[1] Heinrich Keller, Bildhauer aus Zürich.

sie seien mit den Kindern den elften Abends am See von Nemi zu Esel gewesen; die Knaben seien heiter und gesund gewesen, allein den zwölften Morgens sei Wilhelm mit Fieber erwacht und habe über Kopfweh geklagt. Sie schrieben ferner, daß sie den Arzt aus Albano hatten holen lassen, der das Fieber für eines der ganz gewöhnlichsten erklärt habe, die man hier zu Lande so häufig im Sommer bekommt, und daß er Wilhelm sogleich China gegeben habe. Die Briefe schloßen mit den wiederholtesten Versicherungen des geringen Belangs der Krankheit und der Bitte uns nicht zu beunruhigen. Es war Mittag, als die Briefe bei uns ankamen, die durch eine Gelegenheit abgegeben worden waren. Wir beschlossen sogleich den Wilhelm wieder in die Stadt zu nehmen, aber eben weil es schon Mittag war, und wir ihn nicht vor Abend spät hätten heimbringen können, und die Abendluft dem Fieber unzuträglich ist, entschloß ich mich erst, folgenden Tages nach Lariccia zu fahren.

Mein Mann hatte sich während seines Uebelbefindens eines jungen deutschen Arztes[1] bedient, der seit einigen Wochen sich hier aufhielt, und den wir als einen geschickten Arzt und liebenswürdigen theilnehmenden Menschen hatten kennen lernen. Er trat in's Zimmer, wie wir noch die Briefe lasen, und ich schlug ihm vor, mich folgenden Tages nach Lariccia zu begleiten und mir Abends zu helfen, um den Knaben nach Rom zurückzubringen. Er versprach es mir, und folgenden Tages, den 14. August, war ich mit ihm früh um 7 Uhr in Lariccia. Als wir zu Wilhelm in's Zimmer traten, fanden wir ihn in einer außerordentlichen Agitation, die durch die Freude, mich so unvermuthet zu sehen, noch vermehrt wurde. Er delirierte, doch erkannte er mich und auch Kohlrausch, den er doch nur ein- oder zweimal flüchtig gesehen hatte. Theodor lag seit der letzten Nacht in einem andern Zimmer, in einem todtenähnlichen Schlummer mit einem heftigen

[1] Kohlrausch aus Hannover. H. hatte ihn also nicht mitgebracht, wie Schlesier, Erinnerungen II. S. 63, meint.

Fieber. Nach Verlauf einer Stunde, in der Kohlrausch die Knaben sehr aufmerksam beobachtet hatte, sagte er mir, Alles müsse ihn trügen, wenn Theodor nicht den Anfang zu einem schweren Nervenfieber habe, und Wilhelms Fieber sei kein Fieber, das man mit China kuriere. Er sei sehr krank. Wilhelm fing an aus der Nase zu bluten; er hatte das schon Tages vorher gethan, und der Arzt aus Albano hatte es für ein vortreffliches Zeichen erklärt, durch das die Krankheit sich heben würde. Jetzt stillte sich das Blut nach kurzer Zeit, allein eine Stunde darauf fing es wieder an, und kein Mittel, es zu stillen, wollte anschlagen. Er blutete auf eine ängstliche Weise, er brach die Medicin, die der Albaner Arzt ihm gegeben hatte, aus, mit lauter Blut; sowie es durch den Schlund in den Magen kam, warf dieser es zurück. Endlich, nachdem er ein Bad bekommen hatte, stillte sich das Nasenbluten und Brechen, seine brennenden Hände wurden kühler; er phantasierte mit etwas weniger Heftigkeit, doch schlug sein Herz so, daß sich die Decke seines Bettes immerfort davon hob. Dieser ruhigere Zustand dauerte einige Stunden, und Reinhart, der bei mir im Zimmer war, bat mich um die Erlaubniß, in meinem leeren Wagen nach Rom zurückzufahren. Ich schrieb durch ihn an Humboldt, und auch der Arzt, und wir baten ihn beide, den andern Morgen nach Lariccia zu kommen, so leidend er auch selbst noch sei, weil Wilhelm unaufhörlich nach ihm verlangte und von ihm sprach. Kohlrausch verhehlte Humboldt nicht, daß Wilhelm gefährlich sei, allein er war noch voller Hoffnung, besonders weil das Bluten gänzlich aufgehört hatte. Wie Reinhart aus meinem Zimmer ging, drückte ich ihm die Hand und sagte ihm: „Sagen sie Humboldt Alles was nöthig ist.“ Ich hoffte, er sollte ihn bewegen, noch in der Nacht zu kommen, denn mir ging die trübste Ahnung durch die Seele. Ach er verstand mich nicht, und als er nach Rom kam, beruhigte er Humboldt über Wilhelms Zustand. Eine Stunde, nachdem Reinhart fortgefahren war, verlangte Wilhelm auf einmal aufzustehen, um ein gewisses Bedürfniß zu

befriedigen. Ich setzte ihn im Bette auf das Geschirr und unterstützte ihn mit meinen Armen; seine Ausleerung war nichts, nichts als geronnenes Blut. Er lehnt seinen Kopf an meine Wange, und ich fühle ihn auf einmal, in einer Secunde, erstarren. Todesschweiß bedeckt sein Gesicht, seine Glieder umfängt die Starrheit des Todes. Gott! er stirbt! war Alles, was ich sagen konnte; ich sah ihn nicht, denn der Abend war schon sehr dämmernd, aber ich fühlte den Tod. Kohlrausch springt zu, sieht ihn, bestreicht und wäscht ihn mit den belebenden Mitteln. Ich trage ihn in's Nebenzimmer auf ein frisches Bett, er kommt zu sich, er öffnet wieder die Augen, er kennt uns, spricht mit uns, phantasiert leicht und fröhlich, sein Puls, obgleich matt, bekommt wieder einen gleichen Schlag, eine gleiche Wärme breitet sich über seinen Körper aus, von Kopf bis zu Fuß; sein Auge glänzte mit dem reinsten Feuer, alle seine Züge waren ruhig und schön; seine Schönheit war mehr wie irdisch, und obgleich blaß auf den Wangen, glühten seine Lippen wie Purpur. Kohlrausch wiederholte mir, wenn er fünf Uhr Morgens erlebe, garantiere er beinahe sein Leben. Wir hatten nach Humboldt einen reitenden Boten geschickt und saßen so an seinem Bett in der tiefen Nacht, Kohlrausch und ich, die Minuten zählend. Im Nebenzimmer lag Theodor einem Todten gleich. Alle zwanzig Minuten wurde Wilhelm mit den spirituösesten Sachen gewaschen, die Füße wurden gebürstet, und es wurden ihm belebende Tropfen und Malaga eingeflößt. Er lag leidlich ruhig, nur von Zeit zu Zeit ergriffen ihn Nervenzuckungen in Arm und Füßen, oder er faßte seine Decke mit den Zähnen; manchmal schlummerte er einige Momente. Auf einmal richtete er sich auf, und sagte mit sehr starker Stimme: „Teodoro, Teodoro venite con me alla Piramide.“ Er sprach beinahe kein andres Wort als Italienisch während seines ganzen Deliriums. Du magst denken, wie mir wurde. Die Pyramide ist die des Cajus Cestius, der Begräbnißort der Protestanten, und war einer seiner liebsten Spaziergänge. Nachdem Wilhelm das gesagt hatte, legte

er seinen Kopf wieder auf's Kissen, sein Puls wurde schwächer und blieb aus. Die Füße erkalteten trotz aller Sorgfalt; er schlummerte noch einige Minuten, richtete sich wieder auf, sah mich mit unbeschreiblicher Lieblichkeit an, „Mutter, Mutter," sagte er, „Papa, Papa;" es folgten einige undeutliche Worte, die ich nicht verstehen konnte; sein Kopf sank tiefer an meine Brust; er röchelte einige Secunden lang und hauchte seinen letzten Odemzug auf meinen Lippen aus. Es war Dreiviertel auf zwei Uhr Nachts; wie Humboldt ankam, war er schon kalt und starr.

Ach Lollo, lieber Schiller, du meine liebe Li., ihr begreift es, wie die Zeit nie die Erinnerung dieses schrecklichen Tages in uns verwischen kann. Humboldt kam an; wenn meine Liebe und Achtung für den Guten einen Zuwachs erhalten könnte, so wäre es durch die Art, wie er seinen Schmerz äußerte, und wie er ihn seit dem trägt. Aber sagt mir, ihr Lieben, nächst dem tödtlichen Schmerz des Verlustes, kommt es euch selbst nicht wie eine Ungerechtigkeit, recht eigentlich wie eine Kränkung des Schicksals vor? Wilhelm war Humboldts geliebtestes Kind, und er hat es nicht einmal mehr am Leben finden können; wir verlieren ihn, er wird uns zu einer Zeit krank, wo wir durch kleine, aber zusammenwirkende Umstände gezwungen sind, uns einige Tage von einigen unsern Kindern zu entfernen. — Liegt nicht in dem Allen eine tiefe Tücke des Schicksals? Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben ist der Glanz, der es schmückte, der schöne Glanz eines heiligen Glücks, eines unberührten Schicksals, hinweggenommen, und ich habe keine Sicherheit mehr über das Theuerste.

Noch an Wilhelms Todestage wurde Theodor in Betten eingepackt, in einem zugemachten Wagen nach Rom gebracht. Seine Krankheit deklarierte sich als ein vollkommenes, hitziges Nervenfieber; doch da keine ungewöhnliche Zufälle erschienen, war der Arzt voller Hoffnung. So hielt sie sich zwölf Tage, am dreizehnten schlug sie um. Die gefährlichsten Symptome erschienen; vier Tage und vier Nächte blieb auch gar keine Hoffnung zum Leben. Der

Wille seines Arztes hat ihn erhalten. Ihn zu retten, ihn durchzubringen hoffte er nicht mehr, nur noch für die nächsten Minuten wollte er ihn dem Tode streitig machen. So lag Theodor im Bette mit dem zerstörendsten Fieber, mit allen Zügen, ja sogar mit dem völligen Todtengeruch, und von Minute zu Minute erwarteten wir die letzten Convulsionen, die das geringe Leben ganz zerstören würden. Die Behandlung des Arztes ist ein Meisterstück; was er an uns als Mensch gethan hat, darüber kann ich kein Wort sagen, nur mit der innigsten Rührung des Herzens ewig daran denken. Theodor lag sechs Wochen, ohne sich zu rühren, im Bette; wie die allerdringendste Gefahr vorbei war, gesellte sich ein Husten zu seinem Uebel, der hektisch zu werden drohte, und außerdem hatte er zwei Rückfälle. Diesem ganzen complicierten Uebel hat Kohlrausch mit einer Sorgfalt, einer Bedachtsamkeit, einer Consequenz begegnet, die beispiellos ist.

Aber um euch ein vollständiges Bild meiner Lage zu geben, muß ich noch das hinzu fügen. In Theodors kränkesten Tagen legte sich Caroline mit einem Fieber, aus dem nachher ein viertägiges wurde, und Adelheid wurde so heftig krank, daß Kohlrausch selber ein Nervenfieber befürchtete. Mit meiner kleinen Gabriele auf dem Arm mußte ich von Bette zu Bette wandern, oder sie fremden Händen anvertrauen, denn meine beiden Dienstmädchen lagen vierzehn Tage in einer andern Etage des Hauses steif und fest im Bette. Die kleine, schwächliche Gabriele war mein gesundestes Kind. Wie treu stand mir Humboldt bei! Einige Stunden des Tages besorgte er seine nothwendigen Geschäfte; des Nachts hat kein Anderer bei Theodor gewacht, als er, ich, Kohlrausch oder Schick, ein gar guter inniger Künstler aus Stuttgart, den Caroline persönlich kennt, Tiecks Freund. Ach, ihr Lieben, welch eine Zeit!

Theodor geht nun wieder umher; seine geistigen Kräfte haben durch diese fürchterliche Krankheit nicht gelitten, aber seine körperlichen wollen noch immer genau bewacht werden.

Wilhelm liegt unweit der Pyramide, an einem einsamen Ort unter Bäumen, gewiß besitzt Goethe die Abbildung dieses ernsten Monuments. Da denkt euch den blühenden Knaben, und uns — o Gott, noch inniger an ein Land gefesselt, das uns das Theuerste genommen und in seinem Schooße verbirgt. Einen schöneren Knaben erinnere ich mich nie gesehen zu haben. Frage die Fürstin, wenn du sie siehst. In diesem Jahre, unter diesem Himmel, war er so außerordentlich gewachsen, daß er nicht viel kleiner als ich war. Er war so stark nach Verhältniß dieser Größe und sah so blühend aus, daß uns dieser außerordentliche Wachsthum gar keine Sorgen einflößte, und doch ist vielleicht eine Muskelschwäche daraus entstanden, die seinem Körper die Kraft geraubt hat, dem ersten Anfall einer heftigen Krankheit zu widerstehen.

Empfiehl uns Goethe, frage ihn gelegentlich einmal, ob er einen Brief von mir bekommen hat. Mich freut es, daß Riemer zu ihm gekommen ist. Der Arme bedurfte sehr gehoben zu werden, und das thut vielleicht die Achtung, die Goethe ihm beweist, wenn er mit ihm zufrieden ist. Er hatte große Gaben mit Kindern umzugehen. Wenn du ihn siehst, so grüße ihn freundlich von mir, auch Tieck.

Adieu, geliebte Lollo, meine Li. lebe wohl! Ein gütiges Schicksal erhalte euch die geliebten Kinder! — Ihr müßt den Brief schon so zusammen nehmen. — Lebt tausendmal wohl und laßt mich bald von euch hören.

Humboldt schreibt Schiller nächsten Posttag. Grüße auch die chère mère. — Der Fürstin habe ich vor acht Tagen geschrieben. Ach, sie bedauert uns gewiß!

Rom, den 8. Julius 1805.

Ich habe es bis jetzt nicht gewagt dir zu schreiben, theure Liebe! Mein Herz, du weißt es, hat die tiefsten Schmerzen des Lebens erfahren, und weil es weiß, daß sie keinen Ausdruck haben, verstummte ich gegen dich. Ich scheute mich, dich zu berühren;

ach, auch wieder heute thue ich es mit einer Art Angst, und doch kommt die Veranlassung durch dich. Die Briefe, die ihr Lieben den Herrn von Herdas mitgegeben habt, sind erst jetzt in unsre Hände gekommen, weil sie durch einen Zufall länger von Rom abgehalten worden sind, als es ihr Plan war. Ach wie soll ich euch sagen, welch einen Eindruck diese Briefe auf uns gemacht haben! Wir haben sie mit vielen Thränen gelesen und benetzt, und so sehr ich anfangs fürchtete, ein Wort von dir zu vernehmen, so sehr wünsche ich es jetzt und bitte dich inständig darum. — Theure, Liebe, schreibe mir von deinen Kindern, von dem geliebten Entschlafenen, dessen Andenken ja einzig mit der Sorge und Pflege deiner Kinder dein Leben ausfüllen kann. Sage mir auch ein Wort über deine Gesundheit, an die ich immer mit Angst denke, denn wie widersteht man solchen Schmerzen! Ach möge, meine gute sanfte Lollo, möge doch an dir auch wahr werden, was ich so tief empfand, und was allein mich rettete: ein Gefühl höherer Kraft in diesen unaussprechlichen Leiden.

Wir sprechen immer von euch, ihr Lieben, und wünschen euch zu uns in dieß himmlische Land. Ach du trauest es Humboldt zu, wie er von Schiller denkt; Niemand hat ihn inniger gewürdigt; sein spät empfangener Brief bleibt uns ein theures, ewig heiliges Andenken. Außer unserem Kreise ist noch Reinhart, mit dem es mir immer wohl wird, Schillers Namen zu nennen, denn er hängt an ihm wie an einem Bruder. Er war abwesend in Neapel, als die Nachricht seines Todes zu uns kam; aber wie er zurückkam und ich ihm den Brief gab, den Schiller in den unsrigen eingeschlossen hatte, wie hat der starke Mann, dem wohl selten Thränen in die Augen kamen, geweint. Er hat mir Schillers Brief zu lesen gegeben, und wie in einer Art Ahnung des letzten Zeichen des Lebens steht darinnen. „Wenn der Himmel uns kein frohes Wiedersehen mehr schenken sollte, um was ich ihn oft bitte, so sende ich euch in acht Jahren meinen ältesten Sohn, damit ihr mir einen tüchtigen Maler aus ihm zieht.“ Reinhart, glaube

ich, schriebe dir selbst gern, allein er scheut sich dir weh und weher zu thun; aber er diente dir und deinen Kindern gern mit seinem Blut.

Schreibe mir, Geliebte, von den Planen deines Lebens, in sofern du welche zu machen im Stande bist. Ich habe gewagt, Carolinen einen Vorschlag zu einer Reise in meinem vorigen Briefe zu machen, weil ich glaube, daß es euch beinahe unumgänglich nothwendig ist, einen Winter in einem südlichen Klima zuzubringen.

Deinen und Schillers Brief an Graß habe ich ihm in Neapel zukommen lassen, wo er nun aus Sicilien zurück sein wird. Er war sehr lange da und soll sehr viel besser haben zeichnen und malen lernen. Mit Schick leben wir auch viel. Er wünscht dir empfohlen zu sein, wie man in solchen Augenblicken ein Verlangen hat, es zu sein. Er ist brav als Mensch und als Künstler. Jetzt eben hat er ein vortreffliches Bild vollendet, und die Individualität des Künstlers spricht sich immer in seinen Werken aus. Der Bildhauer Tieck ist noch nicht angekommen, aber die Schwester[1] ist allerdings seit beinahe drei Monaten hier mit einem Herrn von Knorring.[2] Sie hat einen großen Krieg mit ihrem Mann, von dem sie gern geschieden sein will; er ist auch, mein' ich, einstimmend; aber der Krieg ist um die Kinder, die ein Paar niedliche Knaben sind. Er hat um so mehr das Recht für sich, da er Vermögen hat und sie ohne alle Mittel ist, sonst, glaube ich freilich, werden die armen Kleinen wohl noch schlechter bei ihm als bei ihr erzogen werden. Ich fürchte, es wird noch viel Unruhe mit dieser deutschen Colonie hier geben, und vielleicht Unannehmlichkeiten für meinen Mann daraus entstehen. Madame Bernhardi kommt zuweilen zu mir, doch ist sie darinnen discret, weil sie auch nicht besonders dazu aufgefordert wird.

Ich schließe hier, liebe Seele, und drücke dich und deine Kinder an mein Herz. Ich bitte dich, gib bald ein Lebenszeichen.

[1] Verehelichte Bernhardi.

[2] Den sie später heirathete.

Meine Kinder sind alle jetzt recht wohl. Theodor hat seit unsrer Zurückkunft nur zweimal kleine Fieberanfälle gehabt, die gleich vor den Mitteln gewichen sind. Wenn nun nur noch der künftige Monat vorüber ist. Im Anfang des Septembers kommt Sikler.[1] Ich muß sehr ernstlich seine Ankunft wünschen; einmal, weil der Mangel an gehöriger Beschäftigung und Unterricht eine ernstliche Sache bei einem achtjährigen Knaben wird, dann aber auch, weil die alleinige Aufsicht, die mir obliegt, mir oft sehr sauer wird. Meine Gesundheit ist indeß gut, und ich darf nicht klagen.

Humboldt und Alexander[2] grüßen dich herzlich. Ach schreibe bald, liebe duldende Seele! Beruhige mich über deinen Zustand.

Ewig deine

Caroline H.

Kohlrausch bittet mich ihn dir angelegentlichst zu empfehlen.

Rom, den 26. November 1806.

Ich vermag dir nicht auszudrücken, mit welcher Angst ich hier lebe, mit welcher Sorge ich an alle meine Lieben in Deutschland denke. Vielleicht ist dieß nicht weniger trauervoll, als selbst dort die Gegenwart gewesen ist. Von mir und meiner häuslichen Lage kann ich dir nur Gutes sagen. Wir sind alle wohl; wir haben den schönsten Herbst mit Reinhart auf dem Lande in der herrlichsten Gegend und den reizendsten Umgebungen zugebracht und oft, sehr oft deiner, Carolinens und des theuren und unvergeßlichen Schiller gedacht. Wir sind seit Anfang November wieder in der Stadt und blicken mit bangen Sorgen nach unserem lieben Vaterland. Ach, liebe Gute, sage mir wenigstens, daß du, daß die Deinen, daß Caroline und ihr Adolph und W. wohl sind, sage mir auch ein Wort von Goethe; ich kann dir nicht sagen, mit welcher Ungeduld ich dieß erwarte.

[1] Gestorben 1836 als Gymnasialdirektor in Hildburghausen, bekannt als Archäolog.

[2] Der im Frühling angekommen war.

Rom, den 28. Februar 1808.

Ich habe mir oft vorgeworfen dir nicht geschrieben zu haben, meine theure, liebe Lotte, und dann auch wieder nicht. Daß es nicht aus Gleichgültigkeit geschehen, ach, das weißt du! Ich habe wirklich gefürchtet, meinen Freunden nahe zu treten und meinen brennenden Schmerz in ihre Seele zu gießen, und bei dir mehr noch, als beinahe sonst irgend Jemand. Ach, auch du hast das Geliebteste verloren, ach Lotte, und doch — dieser wüthende Schmerz, mit dem die Mutter ihre Kinder[1] hinsterben sieht, das Blut ihres Blutes erstarren — ein mildes Geschick wolle dich davor bewahren — mir war es nicht mild, das Aergste hat es mir gethan, und acht Tage mußte ich mein starkes, gesundes, herrliches Kind mit dem Tode ringen sehen. O Gott, gibt es einen Zustand der Seelenangst, der über den geht, wenn man aus der innersten Tiefe des Busens fleht, daß es endigen möge? das alles habe ich ertragen, aber vergessen kann ich's nie, vergessen nie mein unerhörtes Schicksal, das mich trifft und wieder trifft, und noch einmal.

Niemand hat mir beigestanden; ich gehe einen dunkeln Weg allein; ach, so steht es eben um die menschliche Natur, daß man allein ist in Freud' und Schmerz, und alles, was man von Mittheilen und Aussprechen des Gefühls sagt, sind nur eben Worte und weiter nichts. Kein Mensch hilft einem andern; wenn man nicht aus der eigenen Brust die Kraft des Lebens nimmt, so gibt wahrlich nichts sie einem von außen.

Den 23. März.

So lange ist das Blatt liegen geblieben, meine gute Lotte! Ich habe nicht den Muth, meinen Freunden zu sagen, ich lebe; denn ich muß ihnen ja zugleich sagen, daß ich unaussprechlich leide. Die vorrückende Zeit hat etwas Trostloses dadurch, daß sie einem auch noch etwas, und endlich viel, und zuletzt beinahe ganz die Lebendigkeit der Erinnerung der geliebten Gestalten nimmt. Ich

[1] Das jüngste Kind Gustav, geb. 1804, war 1807 gestorben.

sehe so recht mit innerem Schauder die Tage vorüber gehen; aus den Tagen werden Jahre — und wo lösen sich zuletzt diese bittern Qualen des geängstigten Mutterherzens? O es bleibt mir noch viel, ich weiß es, aber was mir bleibt, erregt mir gerade die allertiefste Sehnsucht nach denen, die dahingegangen sind. Wenn du so recht verloren im Anblick deiner Kinder bist, stellt sich da nicht das Bild ihres Vaters so lebendig und so schmerzlich vor dich, sein Bild, seine Erinnerung, seine Stimme, seine Geberden?

Den 25.

Ich bin unfähig zu schreiben; ich fühl' es, daß ich dir sehr weh gethan habe. Aber ich kann mir nicht helfen. Mein Leben ist, seitdem ich Gustav verloren habe, nur ein banges und beinahe ein fruchtloses Ringen. Er war das Leben meiner tiefen Brust, und sein begeisterter Blick hatte mir Hoffnungen erregt, auf die ich jetzt nur mit Schauder sehe. Das Schicksal hat mir unrecht gethan; es hatte mich ja schon tief genug getroffen, und wie ich diesen Knaben gebar, empfing ich ihn mit einer wahren Andacht, wie ein Pfand der Versöhnung und des Glücks. Nun, ich wünsche in der bangen Angst, die mich oft Tage und Wochen lang ohne irgend eine Möglichkeit mich zu beschäftigen, herum treibt, mir oft ein anderes Kind, und dann schaudert mir wieder vor dem Gedanken. Ach, was wird aus mir werden! Humboldt ist so gut, und Caroline und Theodor sind mir Engel gewesen; aber es kann kein Mensch dem andern in dieser tiefen Noth beistehen.

Schreibe mir, liebe Lotte, schreibe mir von deinen holden Kindern. Der schönste Gedanke ist der der Zukunft über dem Grabe; aber wer gibt einem die herrliche Gewißheit?

Verzeih, daß ich abbreche, aber mein Kopf ist schwach, und ich möchte auch Carolinen noch einige Zeilen schreiben.

Ewig deine

Caroline.

Rom, den 2. December 1809.

Ich habe immer wie du die Meinung gehabt, daß W. nur durch die Combination von Umständen, die damals waltete, Carolinen bekommen hat, und daß C. zum Glück ihres Lebens eine andere Wahl hätte treffen müssen. Aber es hat auch wieder das bestimmt Unangenehme, das mit dieser Verbindung verknüpft war, weniger drückend auf C. gelegen, als unter ähnlichen Umständen auf dir oder mir, weil C. ein seltenes Vermögen hat, das mit ihr geboren ist, denn man gibt es sich nicht, einen Rosenschleier über vieles Grelle zu ziehen. — Jetzt ist mir ihre Stimmung und ihr ganzes Benehmen unendlich ehrwürdig. Und auch W. muß besser, einfacher, liebenswürdiger geworden sein in seinen letzten Lebensjahren. — H.[1] schrieb mir vorigen Winter mehrere male, ich könne mir nicht vorstellen, wie sehr er sich zu seinem Vortheile verändert habe. Ach so bereitete sich wohl sein Wesen schon lange her zu diesem großen Leiden! Möge ich bald seine Auflösung erfahren!

Im Frühjahr verlasse ich Rom, ach, ich läugne es nicht, mit vielen, vielen Schmerzen. Himmel und Erde, die süßesten und traurigsten Erinnerungen meines Lebens halten mich mit gleichen Banden, aber es muß sein.

Grüße Goethe, frage ihn, ob ich ihm hier noch etwas bestellen, besorgen, mitbringen soll.

Wenn Schicks Zeichnung dir so sehr gefallen hat, wie würde dich erst das Bild der Kleinen,[2] das er diesen Sommer gemacht hat, und Carolinens[3] Bild freuen. Er ist ohne alle Ausnahme der erste Maler hier.

Graß ist auch noch hier; ich sehe ihn aber wenig. Er ist bald Dichter, bald Maler. Er hat Talent und viel Gutes, aber keine Haltung im Leben.

[1] Der im Oktober 1808 nach Preußen zurückgekehrt war.

[2] Adelheid und Gabriele.

[3] Lebensgroß mit einer Guitarre.

Wilhelm v. H. Berlin, den 4. August 1810.

Es thut mir unendlich leid, liebste Freundin, auf Ihren langen freundschaftlichen Brief, der mir eine so herzliche Freude gemacht hat, nur mit wenigen Zeilen flüchtig antworten zu können. Allein ich bin in dem Moment der Abreise und des Einpackens begriffen, und da ich glauben muß, Berlin auf viele Jahre zu verlassen, so können Sie leicht selbst denken, wie viel ich neben meinen andern Geschäften zu thun habe. Ich muß Sie also recht herzlich um gütige Nachsicht bitten. Es schmerzt mich, daß ich Verzicht darauf thun muß, unsere gute Caroline jetzt zu sehen. Ich konnte es mir aber im Voraus wohl denken. Doch ist die Reiselust eine treffliche Eigenschaft. Sie führt eben so oft zusammen, als sie trennt, und ich kann mir immer mit der Hoffnung schmeicheln, daß auch Wien einmal und vielleicht bald an die Reihe kommen wird. Ich gehe in acht Tagen etwa von hier ab, und bleibe einige Wochen in Burggörner, Auleben und Thal-Ebra, wo ich Geschäfte habe. Von da gehe ich nach Rudolstadt und komme, wenn ich irgend Zeit habe, über Weimar. Nur fürchte ich den Aufenthalt beim Hofe. Ich rechne gegen Ende August in Rudolstadt zu sein.

Die Li., die nun meine Bestimmung weiß, und geradezu nach Wien kommt, wird vielleicht einen oder einige Briefe an Sie, liebe Freundin, für mich adressieren.

Was Sie mir vom Plan über Schiller schreiben, ist mir un-unendlich erfreulich gewesen. Letzten Winter verzweifelte Goethe fast etwas der Art machen zu können. Ich will gern beitragen, was ich vermag. Leider haben die Franzosen bei der Plünderung meines kleinen Gutes hier bei Berlin meine ganze frühere Correspondenz zerstreut, und man hat nur Fragmente davon wieder aufgesammelt. Glücklicher Weise aber habe ich doch noch eine ziemliche Anzahl von Briefen Schillers gefunden, die ich mit nach Wien eingepackt habe. Auch ich denke dort unendlich mehr Muße als in jeder andern Geschäftslage zu haben. Wenn Sie auch nach

Wien kämen, wäre es sehr schön. Es würde uns ein wahres Fest sein, Sie dort zu empfangen und zu besitzen.

Leben Sie innigst wohl und grüßen Sie die chère mère, die ich gewiß in Rudolstadt sehe.

Von ganzem Herzen

Ihr

H.

Wien,[1] den 3. December 1811.

Meine traute, liebe Lollo! Dein lieber Brief vom 6. Oktober machte mir die innigste Freude. Ich empfing ihn nur so spät, weil die Herren, die ihn brachten, erst nach Ungarn gingen, und ich den Grafen v. Edling erst zwei Tage vor seiner Abreise bei mir sah, und er mir die Briefe selbst einhändigen wollte.

Deine Freude und Zufriedenheit an den Kindern macht mir die allerinnigste Freude und Theilnahme. Ach, das ist die einzig wahre, Alles überlebende Freude im Leben. Gott erhalte sie dir, du treue liebe Mutter, Gott segne sie dir mit Gesundheit und allen Gaben eines liebenden und tiefen und ernsten Gemüths. Auch mir hat Gott viel Freude gegeben, aber auch viele Sorgen.

Ich lebe glücklich im Kreise der Meinen, sehe die Welt so viel ich muß, aber nicht mehr. W. hat eigentlich nichts tief Anziehendes für mich, und ich werde es ohne Regret verlassen. Die Menschen sind gut, aber flach, ich meine die höheren Stände; besser, tüchtiger, ernster, deutscher sind die niederen. Was wird aus diesem Zustande der Welt werden? Wenn es neue Unruhe gibt, wie sehr zu fürchten steht, was für ein Loos bereitet man da dreißig Millionen Menschen, die eine Sprache, die schönste und kräftigste von allen, reden, und die unter einem Fürsten vereint sein sollten, der dann mit ihnen Ordnung und Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle andern Nationen lehren sollte. O wie

[1] Wo H. seit dem Juni 1810 Gesandter war. Frau v. H. hatte Rom im Herbst verlassen.

tief blutet einem das Herz, wenn man den Spott, der in der Gegenwart getrieben wird, recht betrachtet. Wie glücklich preise ich den Theuren, der Deutschlands Fall nicht gesehen hat! Körners Aufsatz über ihn hat mir nicht genügt; er war so lebendig, so ganz Geist und Gemüth im höchsten Verein, und außer den Stellen seiner Briefe war der Aufsatz doch trocken! Körners Sohn ist seit mehreren Monaten hier und ist ein lieber, hübscher, junger Mensch mit viel poetischen Anlagen.

Von Alexander[1] hab' ich dir nichts gesagt; der war unendlich lieb und gut. Stiller, eitelkeitsfreier, liebender als je. Viel Schönes der Stein und meine innigsten Grüße an Goethe, der mich ganz vergessen hat.

Berlin, den 23. Januar 1815.

Meine theure Lollo! Wie innig hat mich dein Andenken vom letzten Tag dieses Jahres erfreut und gerührt. Gottes Segen sei mit dir und den Deinen jetzt und immerdar. Unser letztes Wiedersehen lebt in mir mit allem Zauber holder Erinnerung, und vor meiner Reise nach Paris hoffe ich noch immer dich wieder zu sehen.

Ob H. so glücklich gewesen ist, etwas Festes für dich abzumachen, mein Engel, weiß ich in der That nicht, allein sein Wille und seine Aufmerksamkeit auf das, was dich angeht, kann gewiß durch nichts gestört werden, davon sei überzeugt.

Die endlichen Entscheidungen des Wiener Congresses dauern ungemein lange; noch weiß man gar nichts über Abschluß und Ende; allein die Gerüchte lauten friedlicher, als zu Anfang dieses Monats.

Mein Aufenthalt hier fährt fort mir ungemein angenehm zu sein. Die Menschen, mit denen ich vorzugsweise lebe, und die alle sehr thätig, jeder auf seine Art, zum Kriege und zur Zerbrechung des Jochs beigetragen haben, weit entfernt sich des Gefühls und des Gelingens zu überheben, sind echt demüthig und gerade in der

[1] Der im November nach Wien gekommen und von da nach Paris gereist war.

rechten Stimmung. Sie haben das Bewußtsein dessen, was geschehen, was auch sie gethan, des göttlichen Beistandes und dessen, was vor ihnen ausgebreitet liegt zum lebendigen Wirken und zur That.

Habt ihr in Weimar Niebuhrs Schrift: „Preußens Recht an den Sächsischen Hof“ gelesen? Ich bitte dich, laß dir es geben. Die Gesinnung darin ist merkwürdig; ich meine nicht eben die Gesinnung für diesen einen Fall, aber im Ganzen, im Großen; die einzelnen leuchtenden Blicke in die Zukunft. Viele fühlen so. Wir werden diese Zeiten nicht sehen, aber unsere Kinder werden dazu wirken, daß Deutschland sei das erste Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an gesetzmäßiger Ordnung und echter Religion.

Süß, unaussprechlich süß und erhebend muß es dir sein, meine Theure, lebendig fühlen zu dürfen, welch einen Samen zum Erblühen aller Tugenden und des heiligsten Gefühls im Menschen Schiller sterbend hinterlassen hat. Er hat Millionen begeistert und wird sie begeistern. Das und die heilige Hoffnung, das Nahverwandte wieder zu finden, unter welcher Gestalt es sei, muß dir des Lebens Pfad bis zum Ziele mit milder Freude erhellen.

Den 30. April 1815.

Körners habe ich so oft gesehen, als es sich irgend hat thun lassen. Er hat eine mehr wie menschliche Fassung in seinem Schmerz. Man fühlt, er hat ihn überwunden und das Ewige erfaßt. Die Mutter und Dorchen, ach! die sind furchtbar zerstört, um zwanzig Jahre gealtert. Der Tod wäre ihnen Wohlthat.

Den 15. Juni 1815.

Graß starb an seinem Fieber und wurde nicht ermordet. Allein in der Phantasie des Fiebers stand er auf und stürzte eine Treppe hinunter. Er soll sich sehr beschädigt und dieß Veranlassung zu Gerüchten eines gewaltsamen Todes gegeben haben.

Den 23. Juli 1816.

Der Tod von Goethens Frau, das endliche Aufhören ihrer Leiden hat mich beruhigt nach dem, was du mir in deinem Briefe sagst. Die Schopenhauer schreibt in die Welt allerlei Details herum, die es besser wäre, mit Stillschweigen zu übergehen, sie mögen nun wahr sein oder nicht. Niemand sei bei ihr gewesen, Mann und Sohn hätten den Anblick ihrer epileptischen Zustände nicht ertragen können, und die Wartfrauen hätten sie ohne Beistand liegen lassen.

Frankfurt,[1] den 8. Oktober 1816.

Ich schreibe dir heute durch den jungen Herrn Willmer, der ein Sohn des Willmer ist, mit dem Goethe in früherer Zeit sehr bekannt war.

Wir stehen immer fort hier auf dem Sprunge. Bald heißt es so, bald wieder so. Doch mit Gewißheit versichert und schreibt man uns von Berlin, daß der Minister v. Goltz[2] in diesen Tagen von dort abgehen werde, um hierher zu kommen, daß wir hoffen dürfen, daß unser ungewisser Zustand sich bald aufklären wird. Ich sehne mich, wie du denken kannst, nicht nach Paris, doch ist die Stelle hier so gestellt, nach dem Vorangegangenen, nach den dummen Streichen und der absurden Aufführung, die der zuerst ernannte Gesandte am Bundestage hier gehabt hat, daß Humboldt nicht eben sehr lüstern sein kann, sein Nachfolger zu sein.

Lacco auf der Insel Ischia, den 4. August 1817.

An dem Schicksale deiner Kinder, der Anstellung Karls im Württembergischen, dem Doktorwerden des Ernst, an Allem nehme ich, liebste Lollo, den treuesten Antheil und hoffe, dich und die Deinen im Jahre 1818 gewiß wieder zu sehen.

Unsere Reise war ohne alle widrigen Unfälle, und nur durch

[1] Wo H. Mitglied der Territorialcommission war.

[2] Als Bundestagsgesandter.

Carolinens Leiden gestört. Den 31. Mai kamen wir beim herrlichsten Wetter in Rom an und konnten in demselben Hause absteigen, in dem wir acht Jahre gewohnt hatten. Meine Kinder wohnten sogar in denselben Zimmern, in denen Wilhelm und Theodor früher mit Riemer gewohnt, wo ach! noch so viele Erinnerungen an den früh dahingegangenen Wilhelm sind. Die Familie, in der Adelheid und Gabriel so ächt sich veritalianisiert haben, wohnt noch da und besorgte nun meine Wirthschaft. Sehr brave rechtliche Leute. Wie bekannt und rührend war mir Alles. Wir lachten und weinten in einem Augenblick und konnten uns kaum finden, nicht in einem wachen Traum befangen zu sein.

Am Abend desselben Tages sah ich noch die Pyramide und besuchte die Gräber meiner Kinder. Ach, dir brauch' ich es nicht zu sagen, wie einen der Boden fesselt, in dem die sterbliche Hülle geliebter Wesen liegt. Wenn du diesen Begräbnißort kenntest, so würdest du eingestehen, daß es keinen schöneren, keinen tief ergreifenderen gibt. Was mußte mir nicht die Höhe der Bäume sagen, die wir hatten pflanzen lassen. Sie rücken mir so vor die Augen die Länge der Zeit, die ich entfernt gewesen, die größere noch, wo die holden Knaben tief in dieser heiligen Erde ruhen. Und was begab sich indeß nicht alles! Und Wilhelm hätte seinem Alter und der Gesinnung nach, die er früh zeigte, an Allem Antheil genommen. Rom ist durch die theuren Kinder, die ich dort lassen mußte, durch alles Erlebte in diesen acht Jahren an Freud' und Schmerz die Heimath meiner Seele geworden. Unter den Künstlern fand ich die älteren wie Gmelin, Reinhart und Thorwaldsen und andere, unverrückt da, Thorwaldsen wirklich auf einen Grad der Kunst gestiegen, der Alles übertrifft; unter den neueren fand ich große Talente auf eine seltene Art entwickelt. Ich nenne vorzüglich unter diesen Cornelius, Overbeck und beide Gebrüder Schadow (einer ist Bildhauer); auch Veit hat Riesenschritte gemacht, seitdem er in Rom ist. Rauch sehe ich leider nicht. Ein Mißverständniß, das mit ihm vorfiel, denn er hatte in Florenz zu uns

stoßen wollen, war der einzige Contre-temps, den ich auf der Reise hatte. Auf der ganzen Reise sah ich die aus Paris wieder eingewanderten Kunstschätze, in Rom prangen sie unter der Fülle von Schätzen. Das Museum ist ordentlich jetzt eine kolossale Sammlung und Alles im herrlichsten ruhigsten Lokale aufgestellt. O daß du es mit deinen Kindern einmal sehen könntest!

Wilhelm v. H. Frankfurt, den 2. Juni 1819.

Ich eile, Ihnen, theure Freundin, für Ihren gütigen Brief vom 28. v. M. und den überschickten Taufschein zu danken. Es freut mich unendlich, aus Ihrem lieben Brief nun recht ausführlich zu sehen, wie glücklich sich Ernst's Hoffnungen für seine Anstellung bei uns gestalten. Außer den Vortheilen, die es ihm selbst bringen kann, ist es auch mir lieb, daß Schillers Sohn gerade in unserem Dienst ist und wahrscheinlich eine bedeutende und ehrenvolle Laufbahn darin macht. Mir, liebste Lollo, sind Sie aber wirklich keinen Dank dafür schuldig. Ich hatte kaum einige Worte dazu zu sagen nöthig.

Burgörner, den 20. Juli 1822.

Ernst ließ mir einen sehr freundlichen Eindruck zurück, und seine Aehnlichkeit mit seinem unvergeßlichen Vater ergriff mich sehr tief.

Humboldts Abhandlung ist wohl sehr schön. Sie ist recht ein Spiegel seiner Seele; so ruhig und so klar alle seine Ansichten und so erhaben. Er ist fortwährend viel mit dem Indischen beschäftigt.

Berlin, den 8. Januar 1824.

Dein lieber Brief vom 30. November wäre schon früher von mir beantwortet worden, theure Freundin, allein die Nachricht des Verlustes, der dich betroffen, hat mich einige Tage länger zögern machen. Weiß ich doch, daß das Hinscheiden geliebter Personen eine Stimmung in einem hervorbringt, die man nur allein mit

sich abmachen kann, einen Schmerz, der so heilig ist, daß man selbst mit den Nächsten und Liebsten nicht gern darüber spricht. Später wird das Sprechen und die süße Erinnerung ein Trost.

Ach und doch hat der Tod einer vielgeliebten Mutter, wie zerreißend er ist, wenn er in späten Lebensjahren erfolgt, wie der der deinigen, theure Lotte, nichts gleichsam gewaltsames, unnatürliches. Härter noch, Geliebte, hat dich schon die Vorsehung geprüft, und doch ist sie allwaltende, ewig unerschöpfliche Liebe. Sie wende jeden ferneren Verlust von dir und der guten Frau, sie lasse euch nie an dem Sterbebett eines Kindes stehen! Amen.

Der Tod der guten liebenswerthen chère mère hat auch mich mit tiefer Wehmuth erfüllt. Es war die erste Nachricht, die ich meinem Mann mittheilen mußte, der gerade in den Tagen zurück von Burgörner kam, und der es gar nicht glauben wollte, so lebensfrisch, so theilnehmend an den Leiden und Freuden Andrer war sie ihm vorgekommen. Ein kindlich reines, schönes Gemüth ist mit ihr gestorben. Humboldt hat viel Freude gehabt, euch alle wieder zu sehen, und deine Emilie hat ihm gar sehr gefallen. Er findet, daß sie Schiller ähnlich sieht.

Die Frau von Goethe habe ich gestern kennen lernen. Man sagt uns hier, Goethe sei ganz hergestellt. Gott gebe es.

III.

Frau von Kalb,

geboren den 25. Juli 1761, gestorben den 12. Mai 1843.

Kalbsrieth, den 20. Mai [1] (1788).

Es wäre unverzeihlich, Ihnen auf Ihren lieben Brief vom vorigen Monat so spät zu antworten, wenn ich nicht so gültige Gründe zu meiner Entschuldigung anzuführen hätte. In den Tagen einer sehr ermattenden Unpäßlichkeit erhielt ich Ihren Brief; bald darauf fuhren wir, mein Mann und ich, nach Kalbsrieth. Die letzten Tage seines Aufenthaltes habe ich ihm gerne gewidmet; auch finde ich hier selten, besonders während der Feiertage Gelegenheit einen Brief nach Weimar zu bestellen.

Sehr angenehm ist es mir, liebes Lottchen, daß Sie doch einigermaßen meine Abwesenheit in den letzten Wochen Ihres Aufenthalts in Weimar bemerkten; denn nur das Bewußtsein, daß eine Person zu Ihrem Umgang Ihnen fehlte, die Sie achtet und liebt, [2] konnte diese Sehnsucht in Ihnen erwecken; nicht das Bedürfniß der Zerstreuung und Unterhaltung. Viele beklagen sehr Ihre Entfernung und wünschen Sie wieder zu sehen. Wenn die Ausführung meiner Wünsche in meiner Macht immer stünde, so

[1] Schiller und Lotte Nr. 10. Schiller schreibt am 2. Mai: „Frau v. Kalb geht kommenden Mittwoch mit seiner Frau nach Kalbsrieth."

[2] Dieser Ausdruck und die Spuren der Empfindlichkeit lassen vermuthen, daß der anonyme Brief, Bd. I. S. 203, von Frau v. Kalb herrührt.

würde ich Ihnen auch das Versprechen geben können, diesen Sommer nach Kochberg und Rudolstadt zu kommen; da ich aber nichts sicheres davon sagen kann, will ich lieber nichts wünschen — nein, meinen Wünschen kann ich nicht gebieten — aber nichts versprechen.

Ich habe nun einige Wochen auf dem schönen Landgut meines Schwiegervaters angenehm hingebracht und werde noch einige Zeit bleiben. Nach meiner Neigung möchte ich den ganzen Sommer hier zubringen. Die Gegend hat vorzüglichen Reiz; die Witterung ist schön; wo dieß sich findet, hat das Dasein eine schöne Folie, auf welcher es sich immer besser ausnimmt. Auch habe ich von Büffon und Voltaire einige Bände mit herausgenommen, es fehlt mir also nicht an guter Unterhaltung, die ich alle gern entbehrte, wenn ich das Vergnügen hätte, in dem Cirkel Ihrer Familie diese Zeit zuzubringen, die Entfaltung, die Mittheilung Ihres angenehmen Geistes zu genießen und Ihre liebenswürdige Schwester und Frau Mutter mehr kennen zu lernen.[1] Empfehlen Sie mich beiden ehrerbietigst und gehorsamst.

Sagen Sie Schiller, der wohl jetzt in Ihrer Gegend ist,[2] daß ich wohl neugierig bin, die Fortsetzung seines Geistersehers zu lesen, von welcher man mir gesagt, daß sie an Reichthum von Situationen und begeisterndem Ton der ersten Abtheilung nichts nachgiebt.

Wie sind Sie mit den neuen Anpflanzungen in Ihrem Gärtchen zufrieden? Hat der blüthenreiche Mai schon seinen Segen über sie ergossen? Es gedeihe Alles, was Sie hoffen und pflanzen!

Ihre Freundin

Lotte Kalb.

[1] Frau v. Kalb war im Jahr 1787 kurze Zeit in Rudolstadt gewesen, um Frl. v. Oertel, die bei Frl. v. Lengefeld zu Besuch war, abzuholen und freute sich über Lottchens holden Anblick. S. Charlotte. 1851 S. 139 (ihre eigenen Memoiren).

[2] In Volkstädt.

(Weimar, Mitte Juni 1788).

Ich will diesen großen Brief, den ich heute für S. erhielt,[1] nicht abgehen lassen, ohne auch meinem lieben Lottchen einige Zeilen zu schreiben. Er wird ihn den Abend beim Spaziergang aus ihren Händen erhalten, und desto lieber und willkommener wird er ihm sein.

Ich hatte Sie die vorige Woche hier gewünscht. Es war der Domherr von Dalberg hier, welcher ein vortrefflicher Virtuos und Componist auf dem Klavier ist. Hier wurde das Gedicht von Herder nach seiner Composition aufgeführt: „Was singt in euch ihr Saiten?" Die Wirkung war allgemein, und ich kann mich nicht erinnern, daß mich leicht etwas mehr hingerissen hätte, als der Chor.

Jetzt ist die Frau von Dieden hier, die auch Virtuos ist.

Vielleicht sehe ich Sie diesen Sommer. Ich werde kommen, wenn die Frau von Stein in Kochberg ist.

Goethe wird erwartet und Knebel ist hin; wo, weiß ich nicht, um ihn früher zu sehen![2]

Weimar, den 21.[3] Juni (1788).

Liebes Lottchen!

Ich eile Ihnen für Ihren lieben Brief aufs zärtlichste zu danken; aber auch nur dieß kann ich, denn von meinem Leben und Dasein kann ich Ihnen nichts Merkwürdiges und Interessantes melden, weil mir nichts so vorkommt. Ich genieße von der Welt, oder vielmehr vom Hof, nur so viel die Höflichkeit heischt; gehe selten spazieren und bin wenig im Tiefurt[4] gewesen, denn ich pflege mein, und die Ruhe bekommt mir sehr wohl. Auch wird meine Gesundheit von Tag zu Tag besser.

[1] Schiller und Lotte Nr. 19. Es war wohl ihr eigener großer Brief „ein kleines Heft," denn ihres „Lebens Loose waren darin enthalten." Charlotte S. 148.

[2] Er verfehlte ihn. Stein lit. Nachlaß II. S. 242. Frau v. Imhof schreibt am 18. Juni: „diese Nacht ist Goethe angekommen, ich habe ihn noch nicht gesehen, es ist mir aber wohl, daß ich weiß, daß er wieder in Weimar ist."

[3] Die Zahl ist nicht deutlich.

[4] Bei der Herzogin Mutter.

Am Donnerstag gehe ich von hier weg nach Meiningen und Völkershausen, wo meine Cousine Waldner ist, die ich in sechs Jahren nicht sah und vielleicht nie wieder sehen werde, und die ich sehr liebe. Ich weiß nicht, wie lange ich bleiben werde, wohl vier Wochen.

Sagen Sie Schiller, daß er, wenn er mir etwas zu schreiben hätte, die Briefe nach Meiningen adressiere.

Die Miß Gore's [1] sind angekommen. Goethe [2] habe ich kaum gesehen. Ich werde abgerufen, und Sie müssen für diesmal die Leere und Kürze meines Briefs verzeihen.

Leben Sie wohl!

Lotte.

Weimar, den 19. September (1788).

Ja, meine Liebe, ich war lange ohne ein Wörtchen Ihrer Erinnerung zu erhalten; gedacht habe ich Ihrer oft, aber ich war eben auch in einem etwas zerstreuten geselligen Leben, wo mir das Schreiben lästig gemacht wurde. Ich bin gar gerne in meiner Häuslichkeit, und die muß sehr ungestört sein, wenn es mir wohl werden soll!

Frau von Wolzogen starb eines sanften Todes; [3] sie wäre eine vorzügliche Frau gewesen, wenn ihr Kopf so gut gewesen wäre, als ihr Herz.

Dem Wolzogen wünsche ich alles ersinnliche Glück; ich habe ihn nachdenkender gefunden; er hat viel Muth!

Möchten Sie doch immer alle Freuden des geselligen freundschaftlichen Lebens genießen, zu denen Ihr Herz so sehr gestimmt ist.

Schiller schreibt mir, [4] daß er angenehme, heitere Tage mit Ihnen verlebt hätte.

[1] S. den Brief des Herzogs an Knebel, Nachlaß I. S. 107.

[2] Der am 18. aus Italien zurückgekehrt war und am 19. und 20. bei Hof speiste.

[3] Am 5. August.

[4] Vermuthlich in dem Schreiben, worin er Frau v. Kalb aufforderte, nach Rudolstadt zu kommen. Charlotte S. 147.

Die Herren von Riebecker sind wieder hier und Knebel in Jena, der das Glück hatte, sie[1] zu sehen; er wird künftig in meinem Quartier wohnen.

Leben Sie wohl!

Lotte Kalb.

Weimar, den 24. Jenner (1789[2]).

Was werden Sie von meinem langen Stillschweigen denken, liebes Lottchen! O sicher erscheine ich in einem recht sträflichen Licht vor Ihnen, und Sie werden mir nicht mehr zutrauen, daß ich Ihnen je gut war. Und sicher nicht, daß mir ihr Bild und die Erinnerung an Sie eine recht süße Erinnerung ist. Ja, gewiß meine Beste! meine Zuneigung für Sie ist wahr und beständig. Nur Sie dürfen sie nie nach der Zahl, und selbst ob ich schreibe, nach diesen sie nie beurtheilen. Briefe sind oft eine so geringe und meist zwecklose Schadloshaltung gegen die Freuden des Umgangs. Wir können nur halb oft sagen, was wir denken, werden nur halb verstanden; unsre Laune ist oft nicht die, in welcher wir vor dem Freund erscheinen möchten, und das ärgert uns noch gar wieder, was wir geschrieben haben. Ach Gott! so hat der Briefwechsel manches Leiden. Und wirklich, ich habe manche von diesen erfahren;[3] wundern Sie sich also nicht, daß ich auch einmal dagegen deklamiere.

Wie geht es Ihnen, mein theures Lottchen? War Ihnen die strenge Kälte auch so unbehaglich wie mir? Was lesen Sie? Erzählen Sie mir auch von Ihrer Schwester der Beulwitzen, Ihren andern Freunden, Ihrer Correspondenz. Haben Sie nichts wieder von Heron gehört? Was macht Wolzogen in Paris?

[1] Woh! „Sie.“

[2] Auf den Brief, welchen Schiller im November nach Weimar mitnahm, hatte Frau v. Kalb nicht geantwortet. Sie konnte sich lange nicht entschließen, die Freundschaft zu gewähren, um welche L. bat. (Charlotte S. 148.) Desto mehr freute Letztere sich über diese Antwort. Schiller und Lotte S. 228.

[3] Durch Schiller.

Daß Schiller Professor in Jena wird, werden Sie wohl schon wissen. Möchte es eine neue Epoche der Zufriedenheit für ihn werden! Er ist sehr fleißig; ich sehe ihn kaum alle acht Tage. Bald erscheinen einige Bände seiner Thalia wieder, und ich bin auf deren Inhalt sehr neugierig!

Ich bin diesen Winter viel gesunder und heiterer, wie den vorigen. Alles, finde ich überhaupt, ist hier lebhafter und ungezwungener; ich kann aber die Ursache nicht finden. Auf Einige mag zwar das englische Blut [1] Einfluß haben. Mit Redoutenkleidungen beschäftigt man sich auch sehr, und Alles wird hier recht frivol.

Knebel ist bald hier, bald in Jena; er hat viele Freundinnen; er ist auch mit wahrer Aufrichtigkeit ihr zärtlicher Verehrer. Wir sind Alle hier von seinem Betragen zufrieden, und ihm wird jetzt am öftesten eine Lobrede gehalten.

Goethe kenne ich für den gesellschaftlichen Umgang noch gar wenig; es kommt vielleicht von meiner eigenen Nachlässigkeit her. Wenn ich ruhig und zufrieden bin, so kann ich an mir in der Einsamkeit genug haben.

Die F. Herzogin [2] lebt in Ehre und Gnade-Bezeugungen in Rom. Von der Zeit ihrer Zurückkunft kann man noch wenig Sicheres hoffen.

Herder kommt im künftigen Sommer wieder zurück.

Die Imhoff kann dem Schicksale danken, das es endlich noch so gut mit ihr meinte. Ich sehe einer heitern Zukunft für sie entgegen. [3]

Ich freue mich auf's Frühjahr. Adieu, liebes Lottchen! Glauben Sie immer, daß ich Sie liebe, wenn ich auch gleich wenig schreibe.

Die durch Lottens Verlobung und Heirath entstandene Lücke in der Correspondenz dauerte bis zum 27. April 1793, als Charlotte sich an Schiller wandte, um sich einen Hofmeister für ihren Sohn empfehlen zu lassen und um die Erlaubniß bat, an ihn deßhalb zu schreiben. Ihre Briefe an Schiller seit der Zeit sind erhalten, auch einzelne, aber unbedeutende, aus früherer Zeit.

[1] Gore's.

[2] Mutter.

[3] Nach dem Tode ihres Mannes.

(Ende Mai 1794).[1]

Wie war Ihre Reise, wie Ihr Befinden und Behagen in Jena? Für das Letzte wird Ihnen die Anwesenheit der Frau von Humboldt ein großer Gewinn sein. Empfehlen Sie mich dieser lieben Frau. Ihre nähere Ansicht, ich kann leider nicht sagen Bekanntschaft, ist mir eine angenehme Erinnerung. Sie, liebes Lottchen, scheinen mir nicht ganz wohl, als ich Sie in M. sah. Geht's jetzt besser?

Wie geht's dem Schiller? Ich glaube, die Reise hat ihm wohl gethan; denn der Genuß der reinen Luft und Bewegung ist doch sicher die stärkendste und erhaltendste Lebensweise für unsere Gattung. Ich freute mich sehr ihn so zu sehn, denn ich hatte mir ihn viel kränkelnder gedacht. Ich habe jetzt sehr viel Hoffnung!! Sagen Sie mir etwas von dem, wie Ihnen Jena nach so langer Entfernung vorkommt? ob Fichte jetzt dort ist,[2] und wie sein Wesen auf Sie wirkt? Ich möchte noch Mancherlei fragen, aber ich will lieber aufhören; es nimmt sich so armselig aus das Fragen in Briefen; überhaupt wenn man nur ein bischen klüger wird, so wird man endlich dem Briefschreiben von Herzen gram; und wo man mit ganzer Seele sein möchte, da haßt man diese Schattenzeichen am meisten.

Die böse Schreibsucht hatte doch wirklich ihr Wesen am meisten, wie man auch die Silhouetten-Liebhaberei trieb.

Ich küsse den kleinen Engel Karl. Er ist doch recht wohl?

(Waltershausen, Sommer 1794).

Ich freue mich diese Abendstunde mich mit dem Andenken an Sie zu beschäftigen, und wünsche sehr, daß Sie mit freundschaftlicher Güte gegen mich diese Zeilen aufnehmen.

Wie befindet sich Schiller, was macht Ihr Sohn? Alle Tage wünschte ich mir neue Nachricht von diesen Beiden zu haben. Ist etwas Neues aus Schillers Feder erschienen?

[1] Nach Schillers Rückkehr aus Schwaben am 15.
[2] Seit dem 18.

Das Schreiben ist mir lästig, weil ich so viel zu fragen hätte. Unbescheiden wäre beides, die Fragen und die Erwartung der Antwort auf alle. — Sie leben glücklich in innigem vertrauten Umgang mit Ihren Freundinnen; ich möchte sie näher kennen, sowohl die Humboldt als Ihre Schwester. Durch diese würden gewiß die angenehmen Vorstellungen eines Gemüths vermehrt werden. Wären Sie, und die Sie lieben, gesund, so fehlte nichts Ihrer Zufriedenheit.

Jetzt bin ich wieder an die Einsamkeit gewöhnt, und in dieser wird mir oft eine angenehme Stunde. — Ich fürchte Alles was mich aus dieser innern Betrachtung zerstreuen kann, und könnte lieber in dieser Stille, als unter dem lauten, harmonielosen Geräusch der Societät meine Tage verleben wollen.

Ich kann Schillern nicht genug für die Empfehlung [1] des guten Hölderlin danken. Wenn je Fritz ein hoffnungsvoller Knabe wird, so ist er es einzig durch ihn! Er ist einsichtsvoll und unablässig thätig in seinem Beruf. Ersuchen Sie Schiller, daß er diesem jungen Mann bald auf seinen Brief antworte und mit einiger Vorliebe das Bruchstück in die Hand nehme, welches er ihm zusendet. Sein Urtheil über diesen Versuch seines bildenden Geistes sei gerecht aber auch gütig; er zürne nicht, nicht Zweifel, sondern Antheil an H., Besorgnisse verleiteten mich zu dieser Aeußerung.

Daß Fichte oft im Szs.[2] Hause, ist mir von Mehreren geschrieben worden. Es wundert sich Jeder männiglich gar hoch, daß auch die Philosophie das Amt eines Cicisbeo anzunehmen scheint.

Fragen Sie Schiller, ob die neueste Schrift von Fichte [3] für mich verständlich sein kann? Dann lass' ich mir sie kommen.

Sie wissen wohl schon, daß Herr von Beulwitz mit Frl. von Bibra versprochen ist. Sie war mir unter den jungen Damen in Meiningen immer die angenehmste. Sie hat viel Bildung, sowohl

[1] Vom 1. Oktober 1793 bei Köpke, Charlotte v. Kalb S. 129.

[2] Schützischen. Fichte's Leben I. S. 209.

[3] Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre.

durch Lektüre als durch die Mühe in der Gesellschaft bedeutend zu sein; im guten Sinn, auch Klugheit und Weltsitte, einen Hang, auf Viele zu wirken.

Bleiben Sie mir gut; sorgen Sie für Ihre Heiterkeit und küssen Ihren kleinen Liebling in meinem Namen!

Charlotte.

Weimar, den 16. September (1794).

Hier ein Schlitten, Zuckerplätzchen für den lieben Karl. Gott erhalte ihn! Ich gedenke seiner oft und der lieben Dreieinigkeit meiner Freunde! Gott erhalte Sie und lasse es Ihnen immer besser werden! Ich sehne mich nach Ihnen; ich möchte Sie wohl wieder sehen!

Hier ist ein Band, beinahe so wie das war, welches ich trug, als ich in Jena war. Ist's Ihnen recht, so schmücken Sie sich damit.

C. Kalb.

Am Donnerstag. (Anfang 1796).

Mit dieser Schwangerschaft und andern Leiden des Körpers und den Sorgen, womit ich so zu sagen mein und meiner Angehörigen Schicksal fortwälzen muß, habe ich lange Zeit keine Stunde gefunden, in der ich mich der Ruhe mit gesunder Stimmung hätte überlassen dürfen!

Ich erwarte jetzt mit Anfang der künftigen Woche meinen Mann und meinen kleinen August; übrigens bin ich für mancherlei Dinge in großer Thätigkeit! Auch hat Manches schon eine andere Gestalt gewonnen.

Geben Sie an Hölderlin[1] diesen Brief; ist er nicht mehr in Jena, so schicken Sie mir ihn wieder.

Leben Sie wohl, Beste! Ich werde oft an Sie denken, wenn ich gleich lange nicht schreiben sollte.

Charlotte Kalb.

[1] Der die Familie verlassen hatte und in Jena studierte.

Weimar, den 8. September (1795).

Mein kurzer Aufenthalt bei Ihnen war mir sehr wohlthätig. Ich fühle zwar meine innere Organisation, mein Nervensystem noch immer nicht in Ordnung, ungleich, nicht anhaltend energisch, aber ich weiß doch nun, was die Fortdauer einer andern Lebensart für mich sein könnte. — Freie Luft, Bewegung, ein ganz unbefangener Umgang mit Ihnen, meine Theuerste, und dann, wenn Schiller ganz wohl wäre, und wir seines Daseins, seines Umgangs uns recht herzlich erfreuen könnten und nicht mehr getrennt lebten, an einem Ort; denn Jena ist doch weit, und ich komme nicht leicht in die natürliche Stimmung, die unter uns sein würde, wenn wir länger beisammen wären; und bliebe ich auch vier Wochen, ich trennte mich doch zu früh. Mir ist dann die Welt öde, und wenn ich auch hier Freunde hätte, Sie fehlen mir doch.

Herders Gemüthe hat sehr durch die Revolution gelitten; Sie können über die Sache nicht urtheilen, weil Sie noch, ich möchte sagen, mit Begierde und Affekt zu einer Partie gehören. Dinge schätzen, auf die wir in einem besseren Dasein alle resignieren müssen.

Mit Schiller kann man über Alles sprechen und von einem geläuterten Geist Urtheil und Meinung hören.

Herder gefällt der Aufsatz von Jacobi [1] gar nicht, und Knebel war wirklich sehr ergötzend mit seiner satirischen Laune über diese Abhandlung. Das Wesentliche in dem Werke hat mir gefallen, und das werden mir individuelle Schwachheiten des Verfassers, die auch in diesem Aufsatz stark durchblicken, nicht verderben.

Sie werden wohl wissen, daß Meyer bald nach Italien reist, um über Kunst zu denken, zu zeichnen u. dgl.

Goethe sah ich noch nicht; er ist aber wieder hier. [2] Meyer sagte mir, er habe schon längst mich besuchen, mich zu sich einladen

[1] In den Horen, auch Goethen erschien er wunderlich. (An Schiller Nr. 99.)
[2] Von Karlsbad.

wollen; aber sein Mißstand mit der ganzen Societät hier macht, daß er auch für mich verloren ist. Das könnte, das sollte anders sein.

Heute ist meines Fritzens Geburtstag. Ich gehe mit meinen Kindern nach Bellevue.

Kalbsrieth, den 9. Mai (1797).

Liebe, gütige Freundin!

Sie werden wahrscheinlich nunmehr auch Ihr schönes Gartenhaus [1] bewohnen, in welchem ich Sie diesen Sommer noch besuchen muß, um Ihre Heimath zu kennen, die immer, mehr oder minder, den Menschen verändert. Kenne ich einmal das Lokal einer Gegend, so weiß ich fast immer voraus, wie es mir endlich darin zu Muthe werden muß. Das städtische Leben ist aber schwer gut und glücklich zu bilden. Jede ruhige, glückliche Stimmung kann nur auf dem Lande genossen werden. Die freie Sicherheit des Gemüths raubt die Mannigfaltigkeit der Personen.

Ich höre wenig, thue nichts, und kann nicht lesen, und dennoch ist es mir lange nicht so wohl gewesen!

Wahrscheinlich komme ich Anfangs Juni nach Jena, um Sie noch zu sprechen, und vielleicht den jungen Mann kennen zu lernen, den Schiller zum Hofmeister meiner Kinder erwählen möchte. Auch habe ich noch eine Empfehlung von Böttiger, der auch in Jena ist; es scheint mir aber nicht, als wenn er die Eigenschaften vereinigte, die ich für den Lehrer meiner Kinder wünsche. Edda verdient eine ernstliche, sorgfältige Entwicklung ihrer sehr guten Anlagen. August ist ein munteres, fähiges Kind. Aber diese Kinder dürfen des Tags nicht über drei oder vier Stunden haben, und ich wünschte sehr, daß der künftige Lehrer meiner Kinder auch so gefällig wäre, mir zu Zeiten vorzulesen. Ein ernster, nachdenkender Sinn wäre mir lieber als Lebhaftigkeit, und die Lust am Studieren muß ihm die Einsamkeit des ländlichen Lebens erfüllen.

[1] Das neuangekaufte, das Schiller am 2. Mai bezogen hatte.

Ich empfehle ganz diese Sorge meinem Freunde Schiller, der gewiß das möglichst Beste wählen wird.

Der jetzige Hofmeister geht mit Fritz nach Uffenau. Die Bedingungen sind gut. Gedenken Sie mein!

Ihre Freundin

Charlotte Kalb.

Meiningen, den 12. März (1800).

Ja wohl werden Sie gelitten haben, liebe Freundin, und Ruhe und Erholung bedürfen. Ich wußte nur Schillers Krankheit nach seiner Wiedergenesung.[1] Gott verhüte ferner so schmerzliche Tage. Die Freuden der Genesung sind groß, aber so ein ängstliches Zagen überwindet schwer die menschliche Natur.

Ich reise nicht nach Wien. Es waren Einige dafür, Einige dagegen; nun habe ich den Willen nicht mehr; und Lust und Neigung hatte ich nie dazu. Es war Ungeduld: ich wollte den langen Kampf eines vergeblichen Streits nicht länger. In der Politik kann sich Manches zu unserm Vortheil ändern, oder der gräuliche Krieg unsere und vieler andern Menschen Hoffnung und Vermögen verschlingen.

Sie haben doch Niemand, auch nicht der Oberstallmeisterin von Stein, ein Wort über mein Vorhaben gesagt? denn ich fürchte jedes Sagen und Meinen.

Seckendorf ist im Reichshofrath und hat besonders gegen uns gehandelt; freilich von Mächtigen aufgefordert.

Die Reinwald ist hier sehr artig. Er ist nur schwerer zu tragen. Seine Dienstverhältnisse plagen ihn.

Der Feldzug ist wieder eröffnet; am Rhein ist man in großem Allarm.

Ich habe die scandalose Schrift vom Arzt Gruner über Fichte. Wenn es nur das letzte Wort ist. Taubeneinfalt und Schlangen=

[1] Christophine an L. Beziehungen Nr. 28.

klugheit ist wenigstens bei diesen Herrn sammt und sonders nicht zu finden.

Wo leben Beide? Wo wird sich Fichte etablieren?

Freundschaft, Andenken und Freude an Ihrem Wohlergehen von Ihrer

Charlotte.

Erlangen, den 8. December (1801).

Am 12. November gab ich einen Brief an Schiller auf die hiesige Post. Ich ließ mir einen Schein darüber geben, weil an dem richtigen Empfang dieses Briefes mir viel gelegen war. Ich muß Sie bitten, theure Freundin, mir nur mit wenigen Worten zu sagen, ob Sie ihn erhalten haben, oder nicht; ich bitte sehr darum!

Auch dies Billet sein Sie so gütig an Legationsrath Bertuch zu schicken und ihm sagen zu lassen, Sie wollten seine Antwort in Ihrem Brief an mich mit beischließen.

Nun Andenken und Gruß von

Charlotte.

Das Mädchen von Orleans. Ich möchte eine Wallfahrt antreten, um es, wo es gut gegeben wird, einigemal aufführen zu sehen, damit ich ganz den Genuß, den tiefen klaren Eindruck dieser geist- und kraftvollen Idee in Wort und Bildung erfassen möchte. Denn wie ein mächtiger Planet wird die Wirkung dieser Kraft immer neu erweckend und erleuchtend sein.

Die Maria Stuart habe ich verstanden. Wer hat noch die isolierte Seele gezeichnet, für die kein Band, kein Verständniß, wo gleichsam Empfindung und Elemente, der entfernteste Zufall ihre Ablösung von dieser Welt der Erscheinungen bewirken muß.

Ob vielleicht der Legationsrath Bertuch mir nicht antworten will? Es wäre so, wie ich es schon oft erfahren habe. Es betrifft den Verkauf von Rheinwein, den ich gern an Loder verkaufen

möchte. Er hat auch schon von dieser Sorte Vieles verkauft, [1] und jetzt liegen noch zwei Eimer in Kalbsrieth, die ich nicht gerne möchte sequestrieren? (unleserlich) lassen.

Homburg an der Höhe, den 28. September 1802. [2]

In Friede und Freundlichkeit! Das erste bin ich mit Jedermann; beides aber mit Kalb und meinen Kindern. Und was ich wünsche und geschehen soll, ist ja nur um das Wohlsein Aller zu befördern!

In Völkershausen sah ich auch den Rath von Müller aus Weimar. Er hatte Auftrag vom Herzog von Weimar, mit mir über Vermögensangelegenheiten zu sprechen. Ja gewiß! sondergleichen war die Verwirrung; aber wahrscheinlich ändert es sich zum Besten! —

Kalb wünscht auch für mich und Edda einen Aufenthalt an irgend einem angenehmen Hof. Nach der Anfrage hatte ich Gelegenheit, an den Herzog zu schreiben; ich sagte ihm meinen Plan und Wunsch und bat ihn, mich in dieser Rücksicht der Prinzeß von Thurn und Taxis zu empfehlen. Nun erwarte ich Antwort von Serenissimus. Hätte er Ihnen davon gesprochen, es wäre mir lieb! Haben Sie Briefe vom Kurfürsten aus Aschaffenburg erhalten? Ich ging nicht zu ihm, weil ich nun wieder einen neuen Faden angelegt, und die Gerüchte über seine Launen und Verhältnisse sehr verschieden lauten. Gewiß ist er zufriedener wie seine Beurtheiler! Seit Kurzem macht ihn aber das Gerücht zu einem mächtigen Herrn und theilt ihm Würzburg und auch Frankfurt mit, und Bayern erhielt Nürnberg. Eine Reise durch die sonst geistlichen Lande zu unternehmen ist jetzt interessant. Die Lebensgeister sind mehr erregt; jede Rolle spielt sich mit mehr Lebhaftigkeit und Eifer! Und die letzten Dinge sind in dem Verlöschen am flackerndsten.

[1] Nachdem sich Goethe vergebens damit geplagt hatte (Köpke S. 145).

[2] Von diesem Jahr an verändert sich die Handschrift; die Briefe werden unleserlich. Das Augenleiden muß Fortschritte gemacht haben.

Ich ging über Diedendorf. Da habe ich an Ihre liebe Frau gedacht. Wir sprachen einigemal von den Herrnhutern. Sonderbar kam mir das Wesen vor und so unchristlich wie möglich! Dies Gespannte, Bestrickte, diese Stockung des Geistes und Willens! So war der Herr nicht! Das seltene Höchste wird immer mißbraucht. Ich dachte nachdem an Wielands Aristipp, wie es da dem Plato gehet. Aber es gelang ihm nicht, doch allein Plato blieb hoch, und das Andere ist durch Wielands feinen Schalkssinn (zwar ohne Befehl) eine leichte Ironie geworden! —

In Offenbach besuchte ich die alte Mutter Laroche. Sie ist gekleidet in den Nachtnebel des achtzehnten Jahrhunderts; und Bettina Brentano, die Erstgeburt des neunzehnten, stand und lag neben ihr in der gröbsten Naivität des neunzehnten. Sie könnte eben so anmuthig mit ihrem schönen Kopf sein, als sie meist unerträglich ist! Man muß sie sehen, nicht Sie (Ihnen wäre es wohl etwas fatal), Goethe, dem sie sagen läßt, sie wäre in ihn entbrannt wie Mignon. Bruder Clemens, der ihr Held ist, läßt jetzt Mährchen von ihr drucken.

Meine Edda, welch ein Contrast! Sie hat besonders Talent zur Musik! Fritz, der zuweilen für seine Kameraden Pferde zureitet, ist mit einem alten Gaul gestürzt, hat das Bein gequetscht und den Knorren gesprengt, trägt aber das Leiden mit Gleichmuth und schreibt heitere Briefe, damit ich nicht besorgt werde!

Das Gedicht Cassandra hat mir sehr gefallen. (Den 2. Oktober.) „Noch immer hab' ich vom Herzog von Weimar keine Antwort erhalten." Der Winter sei Ihnen leicht!

Charlotte.

(Homburg, Winter 1802).

Für alle Jahre Glück und Heil! Auch für uns scheint sich der Horizont aufzuheitern. Wie es aber eigentlich wird, weiß ich noch nicht. In Häuslichkeit möchte ich mit meinen Kindern leben; sonst aber ja mit Niemand. Ich möchte nicht, daß Fritz lange

beim P. Dienst wäre. Hier ist es wie in einem Dorf. Da ich zwei Equipagen habe, mache ich selbst zwei Visiten, bei der P. von Anhalt und Witgenstein. Alle drei Wochen gehe ich an Hof; einmal ins Concert, ein andermal an Tafel. Der L. Gf. ist ein Mann, mit dem wohl jeder Gutdenkende gerne ist. — Ich habe gar keine Neigung zum Reden; zur natürlichen, lautern Mittheilung gehört lange Zeit und sonderbares Glück der Harmonie! Andres Wirken ist wirklich etwas Nerven- und Lebenzerrüttendes.

Die Prinzessin Auguste [1] ist bedeutend, aber meine Indolenz, vielleicht auch kränkliche Stimmung hindert mich sie mehr aufzusuchen. — Es wundert mich, daß der L. Gf. nicht suchte etwas besser sein Haus durch Wesen zu ornieren. Ich finde keine Worte pour ces gens de la cour.

Berlin, den 29. November (1804).

Liebe Freundin!

Die junge neue Welt, die jetzt in Weimar lebt und die Zeit bewegt, wird auch Ihr Gemüth beschäftigen. Bei einigen Festen hätte ich gerne mein Ohr und Herz gegeben, und durch solchen Genuß mein Dasein (welches individuell in allem, was *in meiner Macht ist*, glücklich ist), noch durch ruhigen innigen Genuß erhöht.

Für die elegante Welt ist dieser Brautzug Glanz und Fülle! Die G. Fürstin denke ich mir, sie ist mir bedeutend. Ich glaube, sie besitzt Realität des Charakters, der oft so vielen Hoheiten und Menschlichkeiten fehlt.

Ich bin hier ganz isoliert und bin fast eigensinnig die Mittheilung zu vermeiden, ob es zwar auch für mich schwerer sein würde!

Fichte's Geist und seelenvolle Gutmüthigkeit ist eben so *selten*, als *sie selten* ist; und man sucht die Quelle zu wenig, vielleicht die selten fließt, aus Furcht vergeblich verlangt zu haben. Im Allgemeinen bin ich wohl gut bei Herrn Fichte angezeigt, auch bei Hufelands, die es gerne haben, wenn ich komme.

[1] Spätere Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

Glücklich bin ich hier nur allein in meinem Zimmer, und glücklich bleibe ich, wenn Sie mich auch einmal daselbst besuchen. Ich habe eigentlich nur Gutes hier erfahren; aber mit dem Alter vermehrt sich die Scheu für zwecklose und leere Geselligkeit. Ich finde aber wenig eigentliche Bildung und Gehalt unter den hiesigen Frauen, die ich kenne.

Berlin, den 28. Juni (1805).

Obwohl meine Seele nur mit einem Andenken sich beschäftigt, kann ich doch nicht davon schreiben. An Frau von Wolzogen hatte ich Briefe liegen, ich konnte sie aber nicht abschicken. Sie, liebe Theure, sind mir immer im Herzen!

Sein Genius ist der Welt eine hohe, einzige Gunst, unvergänglich! Unendlich ist der Gedanke an ihn in den Herzen seiner Freunde. Der Wechsel der Empfindung, selbst die Sehnsucht vermindert sich in dem Gemüth dessen, der die Ewigkeit denkt und mit der Gewalt der Liebe zu seligen hohen Ahnungen und Erkenntnissen geleitet wird. Wie kurz ist für Jeden die Zeit, das Loos der Erscheinung in dieser Welt! Durch den Schmerz werden wir noch reicher in der Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens! Denn nur die hohe, göttliche Liebenswürdigkeit und Vollkommenheit hat allein diesen Glauben begründet und die Sehnsucht der Jünger.

Liebe, liebe Schiller! Schreiben Sie mir bald, mit Wehmuth, aber mit dem Frieden der Liebe, der Sie ewig beglücken wird.

Den Kindern tausend Grüße. Ich gedenke an Sie fast immer, und meine Freundschaft, meine innige Achtung für Sie sind mir die liebsten Gesinnungen meines Herzens!

Ch. v. Kalb.

Die späteren Briefe der vielgeprüften Frau sind traurigen Inhalts. Sie lebt von einem kleinen Handel und macht Spekulationen in Spitzen, russischem Thee u. dergl., wozu Frau von Schiller hülfreiche Hand bietet, und bewahrt dabei eine heitere Haltung und einen Muth, den man stoisch nennen würde, wenn er nicht christlich wäre.

Den 16. August.

Mein Sohn August war bei dem Herrn Geheimenrath Voigt, welcher ihm Manches sagte, was mir eine bessere Ansicht gewährt.

Ich habe mich niemals um die Familienangelegenheit bekümmert und that wohl daran, denn ändern hätte ich nichts können; aber jetzo wünsche ich, daß endlich die widrigen Geschäfte aufhören, und mit Tüchtigkeit und Umsicht zu untersuchen, wie und was vielleicht zu retten ist, übrigens aber mich mit endloser Geschäftstreiberei ohne Erfolg nicht länger plagen — und meine Ansicht, wie allein diese Angelegenheit eine gute Wendung nehmen kann, ist nicht die der Geschäftsleute noch der jungen Anfänger, weil diese sich selbst an die Wichtigkeit der Akten halten. Aber ich bin überzeugt, daß Kalbsrieth ganz für die K. verloren ist, wenn nicht der Wille und die Gnade des Herzogs es ihnen erhält und gestattet, daß man eine vortheilhaftere Einrichtung des Guts vornehme.

Den 17. August.

Ich lebe jetzt mehr wie je in der Gegenwart. Das thut das Alter; auch gefällt sie mir. Meine Augen erblinden; lesen kann ich wenig mehr. Ich bin sehr heiter, aber muß viel Ruhe haben, um behaglich zu sein.

Mein äußeres Leben hängt blos von meinem kleinen Handel, und nicht der Meinigen, sondern so mancher Andern — gut ist es, daß es jetzt so gut geht, und Viele, ich möchte sagen mit Neigung, von mir kaufen.

Berlin, den 30. August.

Von meinem äußeren Befinden kann sie Ihnen auch nur Gutes sagen. Wenn mir der Himmel bis ins Alter oder zum Ende so eine Gesundheit gewährt, so war es eine Gunst der Natur, die Wenigen zu Theil geworden ist. Da ich so ganz isoliert lebe, so habe ich auch durch Andere nicht, was mich reizte oder beunruhigen könnte. —

Mein jüngster Sohn August kommt auf die hiesige Universität. Er ist für mich eine neue Bekanntschaft, denn in zwölf Jahren sah ich ihn nicht. Man läßt mich von ihm viel Gutes hoffen, und seine Briefe lassen es mich auch erwarten. Seine Gegenwart wird wohl meine Lebensweise vielleicht mit mehreren Genüssen bereichern. Es ist mir aber eine eigene Aufgabe, wie ich für die Existenz dieses Jünglings sorgen soll, denn ich bin noch immer ganz ohne Einnahme, als nur durch meinen kleinen Handel.[1]

[1] Ein Brief schließt mit den Worten: Lächeln Sie nicht über meine Handelsmanie! Hier muß ich auch sagen wie jener König: hony soit qui mal y pense!

IV.

J. W. von Goethe.

(Eigenhändig.) (25. Juli 1795.)

An Frau Hofräthin Schiller nach Jena.

Ihr Brief meine Liebe, traf mich zur guten sonnigen Stunde, deren wir uns nicht oft zu rühmen haben und machte mir sie noch erfreulicher, hätte nur nicht zugleich die Nachricht von Schillers Uebel wieder eine Wolke davor gezogen. Da wir geistiger Weise so froh zusammen vorschreiten, warum können wir es nicht auch dem Körper nach? Selbst diesmal, wenn wir zusammen hier gewesen wären, hätte es uns gewiß doppelte Zufriedenheit gegeben. Es sind manche gute und liebenswürdige Menschen hier, und da ich doch gewöhnlich sehr einsam lebe, so thut es wohl auch einmal in eine größere, besonders so sehr zusammengesetzte Masse zu schauen. Von allen Gegenden Deutschlands sind Menschen da, die in ihrer Denkart sehr kontrastiren. Anfangs habe ich viel Bekanntschaft gemacht, zu Ende wird man lässiger. Gearbeitet hab ich dagegen nichts, die Zerstreuung hat ihre völligen Rechte behauptet. Heute über acht Tage bin ich wahrscheinlich schon auf dem Wege, und Ihnen um so viel näher. Möchte ich Sie doch Beyde recht wohl und munter finden!

Carlsbad den 25. Juli 1795

Goethe.

(Eigenhändig.) (Mai oder Juni 1797.)

Frau Hofrath Schiller. [1]

Nach Ein Uhr komme ich wenn es Ihnen recht ist, mit Ihnen zu essen und dann zurück zu gehen. G.

(Eigenhändig.) (Mai oder Juni 1797.)

Frau Hofr. Schiller!

Ich schicke die Schlüssel, [2] daß der Tischer nicht aufgehalten werde. Melde mich auf den Mittag an und bitte um die Glastäfelchen, durch deren Zusammendrücken man die schönen Farben hervorbringt. [3]

Wünsche wohl geschlafen zu haben.

G.

Große Hand (Seydel). Unterschrift, wie auf allen Briefen, eigenhändig. (Mai oder Juni 1797.)

Bey dem schönen Wetter wäre es wohlgethan, wenn man sich heute früh in den Garten verfügte, ich dächte Sie schickten mir die Schlüssel, damit ich einstweilen davon Besitz nehmen und das Ganze beschauen und betrachten könnte und Sie kämen alsdann zu welcher Stunde es Ihnen beliebte. Ich hoffe Schiller wird von der Parthie seyn. G.

(Eigenhändig.) 29. December 1797. [4]

Frau Hofrath Schiller.

Wie sehr wünscht ich daß Sie in bessern Tagen zu uns gekommen wären, und auch länger blieben, daß Sie mich mit den Ihrigen in meinem Kloster besuchen könnten.

[1] Im Mai oder Juni 1797, als Sch. seinen Garten bezogen hatte und G. im Schlosse zu Jena wohnte.

[2] Des Gartens.

[3] Dieses Phänomen erwähnt Goethe an Schiller Nr. 411 (13. Januar 1798), „das Sie selbst so sehr interessiert hat.“ Da Goethe im Jahr 1798 nicht mehr in Jena war, am 29. Januar 1797 darauf anspielte (Nr. 272), ist das Datum wohl unzweifelhaft.

[4] Goethe an Schiller 403.

Von Schiller hatte ich heute einen Brief, ich habe auch geantwortet — grüßen Sie ihn schönstens!

G.

(Eigenhändig.) (6. März 1798.)[1]

Frau Hofrath Schiller.

Wo Sie auch dieses Blat antrift, soll es Ihnen sagen: daß man sehr wünscht Sie diesen Abend in Malepartus zu sehen. Ein frugales Mahl ist bereitet und Sie sind zu jeder Stunde willkommen, wenn gleich der Wirth noch einige Wege zu machen hat.

G.

Größere Hand (Seydel). Unterschrift eigenhändig (wie durchweg bei allen Briefen). (1798.)

Vielmals Dank sey Ihnen gesagt daß Sie mich zum Schluß der Woche nicht einer Nachricht haben wollen mangeln lassen, ob ich gleich wünschte von Schillers Gesundheit das bessere zu hören.[2]

Vor die schöne Homerische Welt ist gleichfalls ein Vorhang gezogen und die nordischen Gestalten, Faust und Compagnie, haben sich eingeschlichen. Das wenige was ich an dieser Arbeit gegenwärtig thun kann fördert immer mehr als man denkt, indem der kleinste Theil, der zur Masse hinzugefügt wird, die Stimmung zum folgenden sehr bedeutend vermehrt.

Ich hoffe mich an Ifflands Erscheinung für die Zeit die ich ihr aufopfern muß, reichlich zu entschädigen. Thourets Gegenwart kostet mich allenfalls vierzehn Tage; auf alle Fälle hoffe ich im halben Mai wieder bey Ihnen zu seyn und dann eine längere Zeit in ihrer Nähe zu genießen. Ist es möglich so versäumen Sie mit Schillern Ifflands Spiel nicht, es macht in unserm engen Verhältniß immer wieder Epoche.

Hiebey folgt ein Briefchen von August an Karl und ein Brunnen. Man muß das Gefäß ganz voll Wasser schütten, und

[1] Goethe an Schiller 444.
[2] Schiller an Goethe 457.

alsdann zu plumpen anfangen, wodurch alsdann eine inverse Danaidenarbeit entsteht, auch hat er noch ein Püppchen beygelegt.

Leben Sie recht wohl und grüßen Schillern aufs beste.

Weimar am 14. April 1798.

G.

(Große Hand.) (1798.)

Ihre liebe Hand war mir heute auf dem Couvert nicht erfreulich zu sehen, noch weniger der Inhalt Ihres Briefs.

Fast sollte ich glauben, daß der hohe Barometerstand Schillern eben so sehr zuwider sey als ihm der niedere günstig ist, wie ich bemerken konnte da ich in Jena war. Möchte er doch bald wieder hergestellt seyn.

Zur Unterhaltung schicke ich einen Brief von Humboldt, der recht viel Interessantes enthält. Schade daß ich gerade eine bedeutende Stelle nicht lesen konnte! Ich habe sie roth vorgestrichen, vielleicht haben Sie die Güte sie sich von Schillern in einer leidlichen Stunde dictiren zu lassen, da er mit der Hand besser als ich bekannt ist.

Faust rückt alle Tage wenigstens um ein Duzend Verse.

Gestern habe ich meine Camera obscura wieder zurechte gestellt und bey Betrachtung des Apparats meinen Gang in diesem Theile der physikalischen Wissenschaft bezeichnet. Man sieht recht die Umwege die man gemacht hat, wenn man die Mittel und Werkzeuge deren man sich zu seinem Zweck bediente, noch alle vor sich sieht.

Ich richte mich ein bey Ifflands Hierseyn zahlreiche Gesellschaft zum Frühstück zu sehen, wozu Sie auch schönstens eingeladen sind, die Jahrszeit ist günstig, da er fünf Wochen später kommt als das vorige Mal, und mein Haus ist groß genug, da ich alle Zimmer und den Garten brauchen kann; ich werde dagegen die Abendessen aufgeben.

Dann habe ich noch meinen Pachter in das Roßlaer Gut und Professor Thouret in die hiesige Schloßdecoration einzuführen,

ist das geschehen, so werde ich nach dem Beyspiel des Kaiser Asverus sagen:

Beschlossen hab ich es, nun gehts mich nichts mehr an!

und zu ihnen hinüber eilen. Möchte ich Sie doch Beyde recht wohl mit den Kindern im Garten finden.

August grüßt Karln auf das Schönste.

Man sagt Richter werde auch zu gleicher Zeit mit Iffland eintreffen, nicht weniger bedrohen manche fürstl. Personen unsern Theatralischen Jahrmarkt mit ihrer Gegenwart.

Leben Sie recht wohl und versäumen unsere geistreichen Frühstücke nicht.

Weimar am 18. April 1798.

G.

(Große Hand.) (1798.)

Haben Sie Dank daß Sie mir nochmals an Schillers Statt ein Briefchen senden wollen, möge es doch bald wieder recht gut gehen. Ungern entsage ich der Hoffnung Sie beyde die nächste Woche zu sehen, denn Iffland spielt wirklich Dienstag zum erstenmal.

Daß sich die vielen Irrsterne diesmals im zehenten Hause[1] versammeln ist freylich eine bedeutende Constellation, wir wollen sehen was für Witterung daraus entsteht.

Faust hat diese Tage immer zugenommen; so wenig es ist, bleibt es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Was mich so lange Jahre abgehalten hat wieder daran zu gehen war die Schwierigkeit den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen. Ich habe nun auf Cellinische Weise ein Schock zinnerne Teller und eine Portion hartes trocknes Holz dran gewendet und hoffe nun das Werk gehörig im Fluß zu erhalten.

[1] Der Venus (?). Schon am 9. December 1797 hatte Goethe die seltsamen Kometen an dem Himmel Amors und Hymens erwähnt (Schiller 392); jetzt spielt er auf die im März von Schiller vorgelesenen ersten Akte von Wallensteins Tod (erste Scene) an. Brinkmann u. A. war im März abgereist.

Leben Sie recht wohl grüßen Sie Schillern schönstens und überstehen Sie geduldig das rauhe Wetter in Hoffnung eines Blüthenreichen Frühlings.

Mittwoch etwas weniges von der ersten Vorstellung.

Weimar am 21. April 1798.

G.

(Eigenhändig.) (1802.)

Frau Hofrath Schiller.

Darf ich mir auf Morgen Abend von der Mama von Lengefeld und den beyden Töchtern die Ehre zum Thee ausbitten?

G.

(Eigenhändig.) (Winter 1803.)

Hier, wertheste Freundinn, die Recension von Hackerts Bildern. Bey näherer Ueberlegung finde ich daß man besser thut sich nicht mit der Commission zu befassen, wenigstens sich nicht anzubieten. Indessen will ich ihm schreiben, wenn er von dorther[1] Aufträge erhält sich gewissenhaft an's Werk zu machen.

Wohlbefinden u. Freude.

G.

(Eigenhändig.) 1803.

Frau Hofrath v. Schiller.

Je seltner dem Dichter, in unsrer Zeit, auf seine Mittheilungen, eine erwünschte, theilnehmende Stimme entgegen kommt, um so erfreulicher war mir Ihr Blat, das mir einen schönen Lohn, für meine stillen treuen Arbeiten[2] darbietet. Nehmen Sie dafür meinen herzlichen Dank und verzeihen, wenn ich mit einer Vorlesung zögere. Durch die anhaltende Arbeit, so wie durch die vielen Proben, ist mir eine Art Ueberdruß entstanden, der sich,

[1] In Petersburg hatte man sich bei Wolzogen erkundigt, ob man bei Hackert noch Bilder bestellen solle.

[2] Die natürliche Tochter.

hoffe ich bald verlieren wird, um mir, in Ihrer und der Ihrigen Gegenwart einen neuen Genuß zu erlauben. Leben Sie recht wohl.

Weimar den 5. April 1803.

Goethe.

(Große Hand.)

Da Frau von Stael erst auf den Sonnabend zu kommen gedachte, so kann ich ihr den unangenehmen Weg recht gut ersparen und was mir obliegt, diese Woche hier vollenden.

Ich schreibe ihr das in beyliegendem Briefe und lade sie auf Sonnabend Mittag zu mir ins weimarische Haus. Da werden denn auch Sie liebe Frau und Schiller mich mit Ihrer Gegenwart erfreuen. Am liebsten wäre mirs wir hielten uns in so kleiner Gesellschaft; haben Sie aber sonst noch irgend einen Gedanken, wen ich einladen könnte; so theilen Sie mir ihn inzwischen mit. Wir können uns Glück wünschen, daß diese winternächtliche Kranken- und Todtenbilder durch eine so geistreiche Natur einigermasen verscheucht und der Glaube ans Leben wieder gestärkt wird.

Dank und Gruß.

Jena, den 19. December 1803.

Goethe.

(Große Hand.) (1803.)

Sie sind so freundlich und gut, daß ich ein Paar Worte an Sie zu dictiren wage, ob ich gleich vom bösesten Humor bin. Dafür bitte ich Sie mir morgen mit dem Boten etwas zu sagen, wie es in Weimar aussieht.

Mit unserer Hauptunternehmung geht es gut, schön und vortrefflich! hätte ich bis Neujahr hier bleiben können, so wäre alles was mir obliegt mit einem gewissen behaglichen Geschick zu lösen gewesen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar soll und will, macht mir eine unaussprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und schleppen muß und wofür mir kein Mensch nichts in die Rechnung schreibt. Das ist das Verwünschte in diesen irdischen Dingen, daß unsere Freundin, der zu Liebe ich zu gelegner

Zeit dreißig Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebsten was ich auf der Welt habe, meine Aufmerksamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahre ist; wo ich recht gut begreife wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre daß er begraben wird.

Demohngeachtet sollen Sie mich Sonnabends nicht unfreundlich finden und es ist schon etwas besser, da ich mir die Erlaubniß genommen habe meinen Unwillen in einigen Worten und Redensarten herauszulassen.

Wenn Sie recht freundlich sind, so schreiben Sie mir noch einmal vor Sonnabend und schicken mir auch ein Blättchen von Schiller und von Frau von Stael. Ich habe nöthiger als jemals mich durch Freundschaft und guten Willen zu stützen und zu steifen. Schöben sich die Umstände nicht so wunderlich über einander, so hättet ihr mich so bald nicht wieder gesehen. Und so ein Lebewohl ohne Bitte um Verzeihung wegen meiner Unarten. Es ist heute der zwanzigste! Nach dem Neuenjahre wird es, will's Gott, besser werden.

December 1803. G.

(Große Hand.)

An Frau Hofrath von Schiller,

Hochwohlgeboren,

p. e. Weimar.

Es bleibt also dabey verehrte Freundin, daß Sie morgen Sonnabends um 1 Uhr sich mit Schillern in meinem Hause einfinden und Frau von Stael nochmals einladen ein Gleiches zu thun.

Sie wird mir verzeihen, wenn ich ihr nicht vorher der Form gemäß aufwarte. Ich komme dazu hier nicht früh genug weg.

Leben Sie recht wohl ich freue mich Sie allerseits zu sehen.

Jena am 23. December 1803. G.

(Eigenhändig.) (1805.)

Frau Hofrath von Schiller,
Gnaden.

Verzeihen Sie, l. Freundinn wenn ich Ihren Wunsch einen Winkelm. zu besitzen nicht gleich erfülle. Bey mir ist nur noch Ein Exemplar und das nicht gebunden.

Bedienen Sie Sich einstweilen dessen was der Herzogl. Bibliothek gehört, ein anderes soll bald für Sie herbeygeschafft werden.

Ich freue mich auf den Mittwoch.

Montags. G.

Kleine (Riemers) Hand. (1806.)

Ihr Brief, meine liebe verehrte Freundin, hat mich in meiner Jenaischen Einsamkeit sehr angenehm überrascht. Ich habe freilich keine so schönen Berge und Wälder zunächst um mich, wie die ihrigen sind; doch wissen Sie wohl, wenn man einige hundert Schritte geht, so ist man in ganz anmuthigen Gegenden. In Carlsbad ist es mir und meiner Gesellschaft ganz gut gegangen und ich finde mich auch gegenwärtig sehr viel besser als vor der Cur. Wir wollen dieses gute Herbstwetter noch zu genießen suchen, um mit desto mehr Sicherheit dem Winter entgegen zu gehen. Da ich mich deshalb so viel als möglich in der freien Luft aufzuhalten gedenke, so wird, wenn das Glück gut ist, Mittwoch den 1sten October unsre erste Zusammenkunft seyn. Bis dahin sind Sie ja wohl wieder in Weimar. Ich wünsche uns allen gute Gesundheit, damit wir ununterbrochen unsre Reise fortsetzen können, die ich dießmal mit Ihnen über Berg und Thal, Erd und Meer zu machen gedenke. Da wir uns so lange in dem Beweglichen aufgehalten haben, so ist es wohl billig, daß wir auch einmal uns zum Stehenden und Festen wenden. Die Gegenstände sind interessant genug und es läßt sich manches erfreuliche und unterrichtende anknüpfen.

Ich lebe also, wie ich jetzt erst merke, zwischen zwey Vogelschießen in der Mitte dem Weimarischen und dem Rudolstädtischen.

Ich könnte aber auch nicht sagen, daß ich besonders tentirt wäre, mich in diesen Schwarm zu mischen.

D. Meyern[1] hat es sehr leid gethan Sie nicht zu treffen. Er hat sich sehr ausgebildet und brachte sein junges, hübsches, wunderliches Weibchen mit, von dem ich allerley zu erzählen habe.

Von Ihrem Herrn Schwager habe ich lange nichts gehört; doch hoffe ich, daß er in der Besserung immer fortschreitet. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kleinen vielmals und lassen Sie uns gesund und froh wieder zusammen kommen.

Jena den 29. August 1806.

Goethe.

(Kleine Hand.) (28. August 1807.)

Wenn ich Ihnen, meine wertheste Freundinn, für Ihren frühern lieben Brief noch nicht gedankt, so habe ich ihn desto öfter wieder gelesen: denn in fremden Gegenden sind Briefe der schönste Theil einer Reisebibliothek. Ehe ich von hier weggehe gedenke ich meine Versäumniß gut zu machen dadurch, daß ich nicht allein etwas von mir hören lasse, sondern auch etwas sende. Herr Reinhard, den Sie in Weimar leider versäumten[2] hat sich sehr für meine Farbenlehre interessirt und einen Brief an Herrn Villers geschrieben um ihn zur Uebersetzung aufzufordern. Dieser Brief liegt bey und zugleich der Versuch einer Uebersetzung verschiedener Stellen, den H. Reinhard selbst gemacht. In dieser sind die unübersetzlichen Paragraphen, von denen im Brief die Rede ist, mit einem # bezeichnet. Da ich Ihnen das Original aus der Hand nahm, um es diesem braven Manne mitzutheilen, so ist es billig, daß Sie auch zuerst von seinen Bemühungen etwas erfahren. Mögen Sie Jemanden durch Vorlesung mittheilen, so soll es mir angenehm seyn. Nur geben Sie es nicht aus Händen.

[1] Aus Bremen, an den später Goethens Frau die bekannten Briefe gerichtet hat.

[2] Reinhard an Goethe, 9. August S. 5, „Frau v. Schiller ist leider abwesend."

Ich vermuthe Sie noch in Rudolstadt, deswegen lege ich auch ein paar Bogen bey, die ich über das Carlsbader Gestein schrieb und gleich drucken ließ.[1] Vielleicht finden Sie in Ihrer Nähe Jemand, den dieser einigermaßen räsonnirende Catalog unterhalten und vergnügen kann. In wenig Tagen gehe ich hier ab, und hoffe Sie bald in Weimar wieder zu sehen. Ich habe mich dieses Vierteljahr in der Nähe der warmen Quellen zwar nicht ohne Unbequemlichkeit, doch ohne Noth und Schmerzen befunden; womit ich schon zufrieden bin.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie die lieben Ihrigen und gedenken mein. Am 28. August, als an meinem Geburtstage, den ich im Andenken an meine abwesenden Freunde am besten zu feyern glaube 1807.

Goethe.

(Eigenhändig.)

Hier liebe Freundinn, der Reinhardtische Brief, den Sie Sich abschreiben wollten. Ich danke auch für diese Theilnahme. Der Prolog[2] soll auch bald aufwarten. Möchten Sie mir doch das französische Journal mittheilen von dem Sie mir schrieben daß es Nachricht von einer Familie enthalte, welche die Farben à la Gildemeister sahen. Verzeihung!

Den 9. October 1807.

G.

(Eigenhändig.)

Beyliegende Briefe Augusts,[3] die ich im engeren Vertrauen mittheile, da er ein wenig frey über seine Landsleute urtheilt, werden Ihnen verehrte Freundinn, eine augenblickliche Unterhaltung

[1] Werke 40, 129.

[2] Zur Eröffnung des Theaters in Halle.

[3] Es könnte der in den Briefen an Frau v. Stein III. S. 406 abgedruckte Brief sein, worin über die Frankfurter und über eine Aufführung des Tell geurtheilt wird. Da aber das vom 2. April datierte Billet die Aufforderung enthält, das Blatt Frau v. Schiller mitzutheilen, muß ein früherer Brief gemeint sein.

seyn; freylich mag draußen manches anders klingen als er es hier zu vernehmen gewohnt war.

Das Beste wünschend.

Den 15. April 1808.

G.

Kleine (Riemers) Hand. (Mitte August 1808.)

An Frau Hofräthin von Schiller,
geb. von Lengefeld,
fr. Gränze nach Weimar.

Vor meiner Abreise von Carlsbad muß ich Ihnen theuerste Freundinn, noch meinen lebhaften Dank sagen, für den freundlichen Brief, den ich kurz nach meiner Ankunft erhielt, und der mich seit der Zeit in einsamen Stunden, manchmal gar heiter angeblickt hat. Wie schätzenswerth ist es nicht zu erfahren, daß die wenigen Resultate unsres Lebens, die auf dem Papier mit gedruckten Lettern stehn bleiben, unsern Freunden wirklich etwas sind, unser Andenken erneuern und an die Stelle der Gegenwart treten. Haben Sie recht vielen Dank daß Sie Ihre Empfindungen und Gesinnungen so treu und kräftig aussprechen mögen. Nicht jedermann vermags und unter den vermögenden sind nicht alle so wohlthätig.

Ich bin nun in der vierzehnten Woche hier. Ich wollte der Sommer ging von neuem an und ich wollte so fort mein Leben und Wesen hinführen. Das klingt nicht sehr höflich für die abwesenden Freunde! und doch habe ich vielleicht in diesen Wochen auch für Sie mehr gethan als sonst in Jahren. Freyheit bey geistigen Bedürfnissen, Mäßigung bey körperlichen gibt ein Gleichgewicht, das man vielleicht nur in einem Verhältniß wie das hiesige, erhalten kann. Ich habe mich sehr wohl befunden und bringe davon einige Zeugnisse mit.

Wahrscheinlich gehe ich Mondtag den 22. hier weg, und bleibe noch vierzehn Tage in Franzenbrunn, wo ich schon etwa zwölf

Tage versucht habe zu trinken und zu baden, wobey ich mich vortrefflich befand. Hier habe ich viele alte Bekannte wieder gesehen; Niemand aber, so viel ich weiß, der Sie besonders interessirte. Auch dießmal bin ich nicht weit vom Ort gekommen, weder nach Prag noch Töpliz; die Zeit geht aber ohnehin sehr geschwind herum wenn man eine Cur brauchen, sich der Gesellschaft nicht ganz entziehen und noch etwas arbeiten will. Ich weiß wirklich nicht, wo die drey Monate hin sind. Nun steht meine Hoffnung zunächst, meine lieben weimarischen Freundinnen versammelt wieder zu finden, und die Dienstage die Mittwoche und was sonst noch festliches vorkommen mag, wieder mit zu feyern. Empfehlen Sie mich Herrn und Frau von Wollzogen zum allerschönsten, so wie auch Frau von Stein. Grüßen Sie mir auch die lieben Ihrigen.

Goethe.

(Eigenhändig.)

Möchten Sie uns wohl theure Freundin, heute zu Mittag Ihre lieben Söhne und den Hofmeister[1] als Gäste zusenden? Einen wunderbaren Brief Werners theil ich mit.

Den 18. December 1808. G.

(Kleine Hand.)

An Frau Hofräthin von Schiller.

Morgen zu Mittag werden Herr und Frau von Reck[2] bey uns ein freundschaftliches Mahl einnehmen. Es wäre sehr schön theure Freundinn, wenn Sie auch von der Gesellschaft seyn wollten. Ich bitte um ein Wort Antwort.

Mondtag den 3. April 1809. G.

(Kleine Hand.)

Sie sind überzeugt, verehrte Freundinn, daß ich mich in Gedanken oft bey Ihnen aufhalte, und Sie nehmen es gut auf, wenn

[1] Abeken.

[2] Die auch am 17. November 1808 in Weimar waren, lit. Nachlaß I. S. 432.

ich mich mit Ihnen nach dem Evangelium, als einer treuen Nachbarin, über einen festergriffenen Vorsatz, welcher doch noch etwas mehr ist als ein gefundener Groschen, gutmüthig erfreue.

Aus beyliegendem Blättchen[1] sehen Sie, daß der Roman anfängt gedruckt zu werden. Lassen Sie Ihre guten Wünsche bey uns seyn, damit wir ihn bald nach Michael gebunden sehen. Es ist eine große Reise die mir bevorsteht und die sich leider nicht mit Extrapost machen läßt. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein und grüßen alles Liebe.

Jena den 1. August 1809.

Goethe.

(Eigenhändig.) Anfang August 1809.

Dank, liebe Freundin, für die Mittheilung![2] Es ist zwar ein sehr trauriger Anblick. Der Himmel geb uns frohere und sollten wir sie in der Athmosphäre des Königes[3] suchen.

G.

(Eigenhändig.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Tausend Dank für die guten Worte von Sich und der lieben Schwester, sie waren mir sehr erquicklich zu einer Zeit, wo doch manches Alberne über meine Arbeit[4] zu mir in die Klause dringt.

Möge die theure Entfernte doch ja den guten Vorsatz ausführen mir zu schreiben, damit auch durch Sie mein Muth belebt werde zu Ostern den ersten Theil der Wanderjahre herauszugeben.

Die besten Wünsche!

Den 24. November 1809.

G.

[1] Erstes Kapitel. „Eduard — so nennen wir“ bis „unter ihr mit Vergnügen.“

[2] Ueber Wolzogens Abreise?

[3] Von Sachsen, der am 8. in Weimar war?

[4] Die Wahlverwandtschaften. Goethe war namentlich über Knebels Bedenken ärgerlich. An Knebel 322.

(Eigenhändig.) (1809 oder 1810.)

Zum Abschied, den ich hätte selbst bringen sollen, nur ein Paar Worte.

Möge es Ihnen und den lieben Ihrigen recht wohl gehen. Beyliegendes Ihrem guten Hausgenossen.[1] Ich spreche ihn darüber. Auch Ancillon folgt.

Wünsche gute Unterhaltung.

Frau v. Stein viel Empfehl. G.

(Kleine Hand.)

Es gehört eine Ueberwindung dazu, liebe theilnehmende Freundin, wenn man nach langem Schweigen wieder einmal sich äußern soll. Ihre guten Worte fordern mich indessen auf und ich kann nicht ganz stumm bleiben.

Wir haben diese Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das was gethan seyn mußte und weiter keine Freude daran gehabt als daß es gethan war. So gingen die schönen und mitunter sehr schönen Tage hin, ohne innre Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern.

Dabey zeigte sich noch etwas sehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, blos durch eine einsame kritliche Hypochondrie erzeugt wird. Mir erschienen nämlich nicht allein das Publicum, sondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, selbst die nächsten, immer unter jener Gestalt des Tyrannen, der den Becher so lang in den Strudel wirft bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt.

Da ich mir ein so kühnes Gleichniß erlaubt habe, so verzeihen Sie mir gewiß wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächst hier zu thun ist, beschäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichst eilen, nach Carlsbad zu kommen, weil mein jetziger leidlich behaglicher Zustand doch nur ein Scheinwesen ist, das ehe man

[1] Abeken, der im Frühling 1810 nach Rudolstadt abging.

sich's versieht, in eine sehr unerfreuliche Wirklichkeit umschlagen kann.

Indessen muß ich nothwendig noch einmal meine Weimarischen Lieben besuchen und sehen: denn ich finde höchst nöthig mich von gewissen hypochondrischen Einflüssen zu befreien. Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn man's genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreien muß.

Leben Sie recht wohl, gedenken und verzeihen Sie

Jena den 27. April 1810. G.

(Kleine [R.] Hand.) (1810.)

Ihr letzter freundlicher Brief theuerste Freundin, ist zur guten Morgenstunde angekommen und mir sehr erquicklich gewesen. Man sollte wirklich nicht alles mit sich selbst verarbeiten, sondern manchmal eine kleine Beschwerde führen, damit man so freundlich zurecht gewiesen und über sich selbst aufgeklärt würde. Kaum darf ich hoffen, Sie wieder zu sehen. Denn ob ich mich gleich ganz leidlich befinde, so darf ich mir nicht viel zumuthen, und für kurze Zeit in Weimar wieder anknüpfen, um sich sogleich wieder loszureißen, wäre etwas, das mich mehr agitirte als vieles andre. Nehmen Sie deswegen vorläufig ein herzliches Lebewohl. Mögen Sie mich in meiner Abwesenheit erfreuen, so erzeigen Sie den Meinigen etwas Gefälliges, die ich wieder, wahrscheinlich länger als billig ist allein lasse. Verschaffen Sie meiner Frau das Glück, Frau von Humboldt kennen zu lernen und empfehlen mich dieser lieben Freundin aufs allerbeste, die ich leider bey ihrer Durchreise nicht begrüßen kann. Tausend Gutes und Liebes an Frau von Wolzogen! Wie ich im Wagen sitze, um von hier abzufahren, so wird schon wieder für die Freundinnen gearbeitet, und zu Michael werden sie genöthigt seyn, mit dem alten Wilhelm die Wanderschaft anzutreten, wo sie mancherley irdische und himmlische Heilige begegnen

sollen. Glücklicher weise habe ich wieder[1] eine von der ersten Sorte adoptiert und ich hoffe sie nicht übel auszustatten.

Leben Sie recht wohl empfehlen mich an guten Orten und Enden. Da ich nicht weiß, ob ich Herrn Cotta hier sehe, so lege ich ein Brieschen für ihn bey. Grüßen Sie ihn zum Schönsten und überreden ihn, daß er den Umweg nicht scheue.

Jena den 5. May 1810.

G.

(Eigenhändig.) (Ohne Datum.)

Frau Hofrath v. Schiller.

Da es heute ein so schöner Tag ist komme ich nach 10 Uhr Sie in die Ausstellung abzuhohlen. Gores werden auch hinkommen. Bitte um ein Wort ob Sie nicht verhindert sind?

Goethe.

(Eigenhändig.) (1810.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Leider kann ich Ihren Wunsch, verehrte Freundinn nicht erfüllen. Da das Wesen erst Ostern erscheinen soll habe ich auch kein Exemplar zu mir genommen. Die Aushänge Bogen in zwey Heften ist das einzige was ich besitze. Hätte ich sie zu Hause wollt ich wohl sehr gern diese senden. Durch so gute Gelegenheit sende ich der Fürstin ein Exemplar der n. Ausg. von Hermann u. Dorothea. Ich hoffe auf Frühlingsanfang. Aeußere und innere Leiden vermischen sich so daß man kaum weis woran man ist.

Der Ihrige.

G.

(Eigenhändig.) (1810?)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Befindet sich, liebe Freundinn, in dem Ancillonischen Bande den Sie von mir haben, der Aufsatz sur les grands caractères

[1] Wie früher „die heilige Ottilie."

so erbitte ich mir ihn auf kurze Zeit. Ich sehe Sie doch bald wieder in meiner Einsiedeley?

G.

(Eigenhändig.)

Hierbey ein Curiosum die sonderbarste Recension des sonderbarsten Werkes. Bald mündlich über diese u. andre Seltenheiten.

G.

(Große Handschrift. Unterschrift eigenhändig.)

Das einzige Exemplar der Gedichte zum Festzug [1] ist schon seit zwei Tagen in den Händen J. K. H. des Großherzogs, weswegen ich es bis jetzt noch nicht übersenden konnte. Sobald ich es wieder erhalte empfehl ich es einer freundlichen Aufnahme.

Mit den besten Wünschen

Weimar den 22. December 1818.

G.

(Kleine Hand.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Erlauben Sie es, verehrte Freundin, so kommt mein Wagen morgen Sonntag früh um 11 Uhr, Sie abzuholen, da Sie denn eine kleine freundliche Gesellschaft bey uns antreffen werden.

treulichst

Weimar den 13. November 1819.

J. W. v. Goethe.

[1] Bei Anwesenheit des Kaisers von Rußland.

V.

Frau von Stein,

geborne von Schardt.

Kochberg, den 5. Oktober 1782.

Ich danke Ihnen, liebe beste gute Frau von Lengefeld, daß Sie mir noch Ihren Segen nach Weimar [1] mitgeben, wohin der Weg wegen des übeln Wetters nicht sehr angenehm sein wird. Es scheint wirklich, der Himmel habe uns die einigen Tage leidlichen Sonnenschein zu unserer Zusammenkunft aufgespart gehabt. Jetzt sehe ich Ihre lieben Berge in schwarzgraue Wolken gehüllt, und die schöne blaue Ferne erscheint mir nicht mehr, wenn ich aus meinem Fenster hinübersehe.

Das Augenwasser, davor ich tausendmal danke, will ich meinem Manne zustellen. Der Geheimerath von Goethe ist den anderen Tag unseres Rendezvous in Oberhaßel [2] nach Weimar zurück, ich werde ihm etwas aus Ihrem Brief vorlesen, um ihm wohlzuthun. Wenn Sie auf Ihrer Reise [3] lieben Leuten begegnen, so gedenken Sie doch an mich zurück, die eben von Ihnen Getrennte, da mir Ihre Bekanntschaft theuer wurde.

[1] Sie kam am 7. zurück. Goethe an Frau v. Stein II. S. 253.

[2] Goethe schreibt am 2., eben zurückgekehrt. Das Rendezvous sollte schon am 22. September stattfinden, ebend. S. 250.

[3] Nach der Schweiz, die am Osterdienstag, den 22. April 1783, angetreten wurde. Während des Winters lebte Frau v. Stein in Weimar.

Ihren Fräulein Töchtern, die ich sehr lieb habe, sagen Sie recht freundliche Grüße von mir. Leben Sie wohl und bleiben gut Ihrer mit innigster Hochachtung und Freundschaft

gehorsamen Dienerin

von Stein, geb. von Schardt.

4. März 1785.

Vor erst danke ich meinem lieben Lottchen für Ihren Brief und für das herzliche Andenken, das Sie mir schenken, und versichere Sie, daß wir Alle mit Vergnügen an Sie denken.[1] Mein Mann ist gestern früh nach Gotha zum Deputationstag,[2] Frau von Reck[3] geht morgen wieder von hier weg. Sigmund Seckendorf ist preußischer Kammerherr uud Gesandter an den sächsischen Höfen[4] ernannt; weil Sie eine Zeit lang mit uns gelebt, so interessieren Sie vielleicht unsre Neuigkeiten. Unsre gute Herzogin hat sehr gesunde Wochen, ungeachtet des Verlustes.[5] Uebrigens haben sich Liebende getrennt und Liebende wieder vereinigt, unter Letztere gehört Fritze V.[6]

Dem Herrn Schwager schicke ich mit vielen schönen Grüßen den Timoleon[7] und empfehle ihm die Mémoires de Mr. Scott[8]

[1] L. war mit ihrer Mutter und Schwester im Juni 1784 aus der Schweiz, wo sie sich im Französischen ausgebildet hatte, zurückgekehrt und im December, um Frau v. Reck zu sehen, nach Weimar gekommen, wo sie bei Steins wohnte. Am 27. December fuhr sie Goethe im Schlitten (III. S. 127), am 6. Januar 1785 gedenkt Goethe ihrer, an Knebel Nr. 54, als anwesend; in der Mitte Februars kehrte sie nach R. zurück (I. S. 412).

[2] Wahrscheinlich in Angelegenheiten des Fürstenbundes.

[3] „Diese sonderbare Frau ist auch wieder weg," schreibt Goethe schon am 6. Januar an Knebel.

[4] Geb. 1744. Er war früher in dem engsten Kreise des Herzogs und glücklicher Componist und Dichter. Seit dem Winter in preußischen Diensten, war er vom 23. Februar bis 18. März des Fürstenbundes wegen in W. Er starb schon am 26. April in Ansbach. Henriette an Knebel Nr. 31.

[5] Ihres neugebornen Kindes.

[6] v. Voß, die Briefe III. S. 320 erwähnt wird.

[7] Von Fr. Stolberg, den Goethe am 11. Januar an Frau v. Stein schickte.

[8] Henriette an Knebel Nr. 56. Die interessanteren Bücher gingen aus der herzoglichen Bibliothek von Hand zu Hand.

zu lesen, es ist ein außerordentlich interessantes Buch und kann Ihnen mit einander manchen angenehmen Abend machen.

Die Geschichte mit der eingeschlossenen L. ist mir bekannt, und zu weitläufig sie jetzt zu erklären, aber Frau von L.,[1] was ihr auch für Tugenden mangeln können, mangelt nicht die Barmherzigkeit, und ihr Mann mag auch noch so wunderlich sein, so hängt doch von ihr ab, sich eines Elenden anzunehmen; wenn dieser, eingeschlossen von seinem Wirth, Hülfe annehmen will, wird sie ihm gewiß gereicht. Ich will Ihnen die Geschichte einmal ausführlich, so viel ich nämlich davon weiß, schreiben. Leben Sie wohl, liebes Lottchen, und behalten mich recht lieb.

von Stein.

Weimar, den 25. April (1785).

Auf die Ankunft unsrer künftigen jungen Frau freue ich mich von Herzen, besonders weil es Ihre Freundin[2] ist. Mandelsloh ist gewiß ein guter und verständiger Mensch, und wird seine Frau glücklich machen. Es thut mir sehr leid, daß ich dem Herrn Schwager nicht mit dem Scott aufwarten kann; das Exemplar, was ich gelesen, war der Herzogin Mutter, wenn ich es wo anders ausmachen kann, so schicke ich es noch. Den de Luc habe ich schon längst lesen wollen; nun Sie ihn empfehlen, will ich nicht mehr säumen.

Unser auserlesen Lied „wie sie so sanft ruhen," ist der seligen Mlle. Schneider in Gotha,[3] bei ihrer Beerdigung, gesungen worden; ihr Leichenconduкt in der Nacht, längs der Allee auf dem tiefen Schnee, womit Erde und Himmel bedeckt waren, und der schöne Gesang soll einen feierlich traurigen Eindruck gemacht haben;

[1] Losberg.

[2] Sophie v. Gleichen, die am 1. Mai Hrn. v. Mandelsloh heirathete. I. S. 413.

[3] Der Freundin des Herzogs Ernst II. von Gotha. Knebels Nachlaß II. S. 239. Goethe — Stein III. 43.

es hat's uns eine Freundin von ihr erzählt,[1] die zugegen war; der einsam Zurückgebliebene hat dem Zug aus seinem Schloß mit vielen Thränen nachgesehen.

Der Papa Stein und das Brüderchen küssen Ihnen die Hände, auch einen freundlichen Gruß schließ ich bei von dem Geheimerath Goethe. Leben Sie recht wohl.

Ihre treue

von Stein.

(Kochberg, den 7. Oktober 1785.)

Ich danke Ihnen, liebes Lottchen, für Ihr gutes Zettelchen,[2] und schicke hier einen Brief von Fritz an Sie, und einen Gruß vom Geheimerath Goethe,[3] von dem ich heute einen Brief erhalten habe. Mittwoch[4] früh um neun Uhr gehe ich von hier weg, da denken Sie an mich. Mit dem Kleinen[5] hoffe ich Sie den Winter in Weimar zu sehen, und da kehren Sie bei mir ein.

Weimar, den 30. Januar 1786.

Gestern, liebes Lottchen, erhielt ich Ihren Brief vom 22. und schämte mich sehr auf Ihr Andenken zu meinem Geburtstag[6] nicht eine Sylbe geantwortet zu haben. Ich muß Ihnen ganz (einen Ausdruck der possierlichen Göchhausen zu gebrauchen) wie eine Nebenfreundin vorkommen. Aber Sie handeln recht, wie es einem in den allerliebsten Mährchen du palais de la vérité von der Madame Genlis gelehrt wird: „que la confiance aveugle et l'aimable indulgence forment les liens les plus doux qui puissent unir les coeurs.“ Wenn Sie das Mährchen noch nicht kennen, so empfehle ich es Ihnen.

[1] Amalie Seidler.
[2] Nach der Rückkehr von einem Besuch in K. Bd. I. S. 415.
[3] Goethe III. S. 193.
[4] Sie ging schon am 8. zurück, ebend. S. 194.
[5] Friederike v. Helleben, nachherige v. Gleichen.
[6] 25. December 1742.

Ihre Zeichnung ist allerliebst, wenn ich meinem Lottchen nicht alles Gute gönnte, so könnte ich eifersüchtig darauf sein.

Ich möchte Sie gern mit dem, was Goethe über Lavater's Magnetisieren [1] denkt, befriedigen, aber er ist der immer Schweigende; so viel sagte er mir, daß ihm der Zustand von Lavater's Frau nicht so wunderbar vorkäme als es schien, indem sie nur Dinge erkennt, wozu sie einen Theil ihrer Sinne nicht gebrauchte, die aber doch in den Kreis ihrer Ideen gehörten, und wäre nun ein Beweis, daß der Mensch zu den allerfeinsten Aperceptionen kann gestimmt werden, welches lang bekannt ist. Ich will doch sehen, ob ich das, was Weikert [2] darüber geschrieben, hier bekommen kann.

Ich habe manches Project gemacht, wie Sie durch eine Gelegenheit über Kochberg uns hier besuchen könnten, aber leider kommen nur immer Holzfuhren und keine anständige Equipage für mein Lottchen daher.

Nun etwas Wirthschaftliches. Vergessen Sie nicht, mir das Kalb von der Kuh, die so viel Milch gibt, zu verschaffen, wenn es ein Kuhkalb ist; hat es schon das Tageslicht erblickt, so lassen Sie es nur dem Engelschall sagen, daß er das Abholen besorgt, und wenn Sie noch mehrere solcher berühmten Kühe wissen, so handeln Sie mir ja alle Kälber davon ein. Sie sollen Ihre Freude daran haben, wie schön ich sie will erziehen lassen, und was für guten Rahm Sie bekommen sollen, wenn Sie mich in Kochberg besuchen werden.

Nach Carlsbad gehe ich gewiß.

Leben Sie recht wohl!

Ihre treue

von Stein.

Den 13. Mai 86.

Ihr Briefchen hat mich sehr gefreut, wenn gleich mein Herz seither der Freude entwöhnt ist. Mein Sohn, der Jagdpage, [3] ist

[1] Düntzer, Freundesbilder S. 103.

[2] Weikert in Meiningen.

[3] Ernst, ihr drittes Kind, geb. 29. September 1767.

seit Weihnachten krank, und ist auch wenig Hoffnung zur Besserung übrig;[1] der Tod wäre mir das Erträglichste für ihn, aber ich fürchte, er wird noch lange mit Schmerzen zu kämpfen haben; und Krankheit und Mangel sind die zwei wirklichen Uebel, die meinem Herzen einschneiden, wo ich sie sehe; denn die übrigen Leiden hängen mehr oder weniger von unserer Vorstellungsart ab, gegen jene aber gibt's keine Waffen.

Ich muß Ihnen noch für die Adresse der schönen Kühe danken; schon jetzt milket eine zehn Maas des Tags, und ich kriege vortreffliche Butter. Die Kühe sind für 25 Thlr. eine bezahlt worden.

Weimar, den 20. August (1786).

Ich muß mich doch erkundigen, was mein Lottchen, die liebe Beulwitz und die liebe Mutter[2] machen, ob der Sprudel wohl bekommen ist, und ob die Nachhausereise glücklich war?

Lavater[3] wollte zu Ihnen nach Rudolstadt reisen, und mein Mann unterwies ihn, wie er reisen sollte, als zum Glück meinem Mann noch einfiel, daß Sie abwesend wären. Wie bedaure ich Sie, daß Ihnen die Freude entgangen ist. Ich bin wegen der Ankunft unseres Herzogs[4] noch acht Tage länger in Carlsbad geblieben,[5] aber ich habe Sie mit einander sehr vermißt.

Ich bin über Schneeberg zurückgereist, bis wohin mich Goethe begleitet hat.[6] Nun freue ich mich auf Kochberg, und da werde ich auch bald bei Ihnen in Rudolstadt sein. Leben Sie indessen wohl und empfehlen mich dem ganzen Hause.

Den 22. Sehen Sie nun liebes Lottchen, da habe ich schändlich meinen Brief liegen lassen, nun komme ich wohl eher als mein Brief; den 31. bin ich in Kochberg.

[1] Am 21. Mai schrieb Goethe, er habe Starkens Meinung mitgebracht.
[2] Die in Carlsbad gewesen waren.
[3] Der vom 18—20. Juli in W. gewesen war.
[4] In Carlsbad, wohin er am 1. reiste.
[5] Bis zum 14.
[6] Briefe III. S. 282.

(Kochberg; September 1786.)

Mein gutes liebes Lottchen! Hier etwas über unsre Lustreise nach Jena. Mittwoch Abend gegen sieben Uhr komme ich, und wenn es Ihnen recht ist, fahren wir alsdann Donnerstag früh nach Jena. Durch diesen Boten schicken Sie mir gleich Antwort, auf daß ich Knebeln kann Nachricht davon geben. Ich eile mit unsrer Reise, um das gute Wetter mitzunehmen. Mein Mann reist Mittwoch früh von hier ab. Adieu Liebes, fare well, God bless you!

Den 8. September. Heute früh sind alle meine Weimar'schen Freunde fort, lassen Sie in ihrem Hause noch tausendmal grüßen und haben mir's gedankt, daß ich Sie in ihr liebes Haus geführt habe.[1] Sie bahnen uns nun den Weg zu Knebeln.

25. December 1786.

Hundert tausend Dank, liebes Lottchen, für's Briefchen und für die Hoffnung, so Sie mir machen, Sie bald zu sehen. Ich hoffte, es sollte noch dieses Jahr geschehen, um am letzten Tag mit uns in's Neujahrslied einzustimmen; ich habe mir eine große Punschgesellschaft dazu gebeten.

Aus Rom habe ich viele hübsche Briefe vom Goethe, die ich Ihnen, wenn Sie zu uns kommen, will zu lesen geben. Daß er wieder zu uns zurück will, ist gewiß sein Vorsatz, aber der Himmel beschließt manchmal anders, als wir gebundene Sterbliche wollen. Ein bischen unartig hat er seine Freunde verlassen.[2]

Sehr leid thut mir's, daß ich Sie nicht bei mir logieren kann, aber mein kranker Sohn und Fritz, den ich wieder bei mir habe,[3] nehmen mir allen meinen Platz. Wenn es nur schicklich wäre, ich glaube gewiß, Sie und Fritz würden sich in einer Stube

[1] Wahrscheinlich die Engländer, unter ihnen Heron. Briefe III. S. 258.

[2] Es scheint also doch, daß Frau v. Stein von dem Reiseplan vorher nichts wußte.

[3] Nachdem er G's. Haus verlassen hatte.

gut vertragen. Aber mein liebes Lottchen muß außerdem fleißig bei mir sein, denn ich habe nun einmal das erste Recht auf sie. Der Papa grüßt Sie recht schön und bewundert die schöne Weste.

1. Juni (1787).

Den 11. Juni gehe ich von hier ab; meine Gedanken sind beinahe mehr mit der Rückreise als Hinreise beschäftigt, wo ich hernach den Kochberger Weg nach Rudolstadt recht fleißig bereisen will.

Wollen Sie wegen meines Sohns [1] durch die Beulwitz oder Ihre Frau Mutter der Erbprinzessin ein paar Worte sagen, so ist mir's lieb; nämlich eine Bitte, ihm bald eine Besoldung zu geben, weil mein Mann nicht vermögend genug ist, seinem Sohn einen starken Zuschuß zu geben, besonders, da noch zwei Söhne so gut wie unversorgt zu Haus sind, wenn den einen der Tod nicht versorgt, welches denn eben keine erwünschte Versorgung wäre. Ich muß Ihnen doch sagen, daß es jetzt mit dem Kranken recht leidlich geht, und daß ich doch wieder anfange zu hoffen. [2]

Stellen Sie sich vor, daß ich durch Goethe vom Graf Statella [3] ein Compliment bekommen habe; er hat ihn bei dem Gouverneur von Sicilien gesehen. Goethe hat des Cagliostro Mutter und Schwester kennen lernen, eine ehrbare arme Familie. Sagen Sie doch dem Beulwitz, daß er eine gewisse Schrift zu bekommen suche, welche ein sicilianischer Rechtsgelehrter geschrieben hat, und die zum Titel den Stammbaum des Josephs Balsamo hat. Goethe hat mir's empfohlen, und es hat vermuthlich Beziehung auf Cagliostro und soll interessant sein. In Paris ist's gedruckt worden.

Ich schmiere und schreibe durcheinander, daß es keinen Sinn hat, aber daß ich Sie liebe, den Ihrigen von Herzen ergeben bin, werden Sie fühlen und verstehen.

Adieu Allerbestes.

[1] Wohl des ältesten, Karl.

[2] Er starb auf der Reise nach Carlsbad. Knebel an Herder Nr. 50.

[3] Dem Malteser, Goethe Werke XXIII. S. 299. Die Nachricht über Cagliostro ebend. S. 314.

Kochberg, den 4. November 1787.

Haben Sie tausend Dank, liebes Lottchen, für Ihre Liebe und Treue, die Sie mir mit Ihrer Gegenwart in Kochberg bewiesen haben. Es ist besser wir gehen ohne Abschied von einander, in der Hoffnung, uns bald wieder zu sehen. Ich mußte heute einmal hier in die Kirche gehen, um kein Aergerniß zu geben, sonst wäre ich doch noch gekommen. Man erzählte mir heute, es sei eine ansteckende Krankheit in Rudolstadt, die tödtlich sei. Ich bin recht besorgt um ihr Haus, schreiben Sie mir ja bald, daß sie Alle wohl sind. Mittwoch früh acht Uhr gehe ich von hier ab. Ich bitte um den Egmont [1] zurück.

Ihre treue Freundin

von Stein.

(Weimar), den 28. December 1787.

Daß der [2] Vetter nicht zu mir gekommen ist, hat mich recht gekränkt, ich interessiere mich für Alles, was Sie angeht. Schiller habe ich nur einmal gesehen. [3] Ich glaube, er sieht nicht gar viel wirkliche Menschen, um mit seinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohler thun.

Goethe schreibt mir alle Sonntage und ist glücklich, fröhlich und ganz selig. Im letzten Brief [4] schickte er mir aus seiner umgeschmolzenen Claudine einen Vers; hier ist er:

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein;
Liebe kommt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue sein.

[1] Den Goethe am 1. September abgeschickt hatte. Werke XXIV. S. 96. Daß er bei Frau v. Stein angekommen, weiß Goethe am 27. Oktober, ebend. S. 131. Auf ihr Urtheil bezieht er sich am 3. November, ebend. S. 145—148. 162. 167. Sie war mit Klärchen nicht zufrieden.

[2] Wilhelm v. Wolzogen.

[3] Im August.

[4] Dieser Brief fehlt. Claudine wurde zu Anfang November angefangen und am 6. Februar 1788 fertig abgeschickt. Darüber, daß das Liedchen Frau v. Stein gefallen hatte, drückt er am 8. December seine Freude aus. Werke XXIV. S. 162.

Heute ist mein Mann wieder von Gotha zurück und hat mir viel schöne Sachen zum hl. Christ beschesrt, und ist so artig gegen mich, daß ich allen guten Frauen ein gleiches Betragen von ihren Männern wünschte. Die arme Imhoff ist desto unglücklicher.[1] Mein Herz blutet oft ihretwegen, und meine arme Mutter schmerzt mich, eins von ihren liebsten Kindern so unglücklich zu sehen. Ach, wenn man immer wüßte, wie Alles endigt, wie würde man sich fürchten, anzufangen.

Knebel grüßt Sie sämmtlich recht herzlich, und Sie sollen ihn ein wenig im Andenken behalten.

Sie wünschen einige Wochen hier zuzubringen, liebes Lottchen, und ich hatte Ihnen schon ein Quartier in Goethe's Haus ausgemacht, aber da logiert jetzt ein Italiener, und es möchte nun nicht schicklich sein. Bei mir selbst hat es auch allerhand Schwierigkeiten, und da ich die Ordnung liebe, möchte ich's doch auch meinem Gast nicht fehlen lassen.

(Weimar), den 12. Januar 1788.

Könnte nur der Bote, der mir Ihren Brief vom 4. Januar brachte, warten; ich wollte meinem lieben Lottchen recht viel schreiben. Verjagen Sie ja die trüben Wolken aus Ihrer Seele;[2] über alle Uebel kann man Herr werden, außer nur nicht über Mangel und Krankheit; an beiden leiden Sie nicht, und eine liebe Schwester haben Sie auch um sich; ermuntern Sie auch Ihre Frau Mutter. Wenn ich nur immer mit Ihnen sein könnte! Grüßen Sie sie tausendmal, so auch meine gute Beulwitz. Das Project, bei Voßens zu logieren, habe ich gehofft, sollte gehen, doch sehe ich aus Ihrem Brief, daß Sie noch keine Antwort darüber haben.[3]

Der Italiener, auf welchen Sie neugierig sind, ist der Sohn

[1] Mit ihrem Manne, der im August 1788 in München starb.

[2] vergl. Bd. I. S. 50. Herons Abreise mochte wohl an dieser Verstimmung ihren Theil haben.

[3] L. logierte im Februar bei Frau v. Imhof und erneuerte Schillers Bekanntschaft.

von Goethe's Hauswirth, ein Zuckerbäcker in Rom, und soll die Herzogin Mutter auf ihrer Reise nach Italien begleiten. Goethe hat ihn ihr geschickt, weil sie Niemand um sich hat, der die Sprache versteht. Alles will nach Italien bei uns; ich sage Alles, und es ist doch nicht so ganz wahr; ich selbst lobe mir mein Zuhaus, und wem zuhaus nicht wohl ist, dem ist nirgend wohl, und ist nur eine solche Reise eine Palliativcur.[1] Ein andres ist's in der Jugend, welche glaubt, es sei noch außen herum etwas zu finden. Meine arme Schwester ist wie ein Schatten aus dem Grabe, ihr Blühen und ihre Munterkeit ist alles dahin; noch ist's nicht decidiert, ob die Trennung vor sich geht. Wollte Gott, es geschehe!

Ich danke Ihnen für's Liedchen. Hier ist wieder ein Liedchen aus einem von Goethe's Stücken.[2] Geben Sie es nur nicht weiter. Ich male an meiner letzten Landschaft; sobald sie fertig, komme ich nach Kochberg und klebe sie auf.

(Weimar), den 18. November 1788.

Es hat mir sehr leid gethan, daß Sie nicht, liebes Lollochen, bei Ihrem ersten Vorsatz den Freitag in Erfurt zu bleiben, beharrt haben. Die Pferde waren schon bestellt, und ich wäre mit der Imhoff gekommen, Sie ein paar Stunden zu sehen.[3] Mein Bruder wird Ihnen gesagt haben, daß vom Imhoff'schen Vermögen doch noch so viel übrig ist, daß seine Frau und Kinder zu leben haben. Sie nehmen ja an der Imhoff Schicksal Theil.

Die Visite vom Onkel ist also doch erträglich abgelaufen. Man bildet sich oft ein, unsere Moralität hinge mehr von uns ab, als es wahr ist. Ach! die Thorheiten überfallen manchmal den Menschen eben so wie die Krankheiten.[4]

Ich danke Ihnen für Ihre Ossian'sche Uebersetzung.[5] Die

[1] Goethe.
[2] Wohl aus Erwin und Elmire.
[3] Schiller und Lotte S. 110.
[4] Goethe hatte damals das Verhältniß mit seiner spätern Frau angeknüpft.
[5] Schiller und Lotte S. 205.

Stelle gefällt mir besonders wohl, wenn er von der Sonne sagt: „Daß du schläfst in deiner Wolken Gruft, hörest nimmer, wenn der Morgen ruft." Unsre Engländer können nicht begreifen, daß uns Ossian so leicht ist; ich begreife hingegen nicht, daß ihnen Klopstock so leicht ist.

Die Boten eilen, leben Sie wohl, der Schwester viele tausend Grüße!

Den 13. Januar 1789.

Mein allerliebstes Lollochen!

Sie verzeihen mir's doch ja, daß ich eine so saumselige Schreiberin bin,[1] doch geht gewiß kein Tag vorbei, wo ich nicht an Sie denke.

Meine Schwester hat endlich ihre beschwerliche Reise im offenen Schlitten[2] in dieser strengen Kälte zurückgelegt; vorigen Sonntag bin ich ihr bis Jena entgegen gereist, zu Mittag waren wir bei Knebeln, welchen wir mit herüber genommen.[3] Meiner Schwester Reise ist überhaupt sehr glücklich gewesen, alle die Verdrießlichkeiten mit ihrer Kinder Vormund sind geschlichtet, und er hat sich gegen sie sehr freundschaftlich betragen. Der kleine Ernst ist bei einem guten Erzieher in Bayreuth unter seinen Verwandten, und meiner Schwester Vermögensumstände immer besser, als man's erwarten konnte.

Es ist mir auch lieb, daß Schiller eine Bestimmung kriegt;[4] bloß in der Autorschaft zu leben, ist gewiß nicht gut. Daß Wiedeburg[5] todt, ist mir recht nahe gegangen; den Abend, ehe er starb,

[1] Schiller und Lotte S. 217 schreibt Lotte am 15. Januar: „Von der Stein hörte ich lange nichts."

[2] Ebend. S. 208.

[3] Düntzer, Freundesbilder S. 494.

[4] Worauf sich die Meinung gründet, Schiller habe die Professur Frau v. Stein zu danken (Briefe von Goethe an Friedrich v. Stein S. 7), ist mir unbekannt.

[5] Professor der Philosophie zu Jena, geb. 1733, war am 1. Januar gestorben.

hat er Knebeln noch einen recht launigen Brief geschrieben und ihm einen Kalender geschenkt, und nun sind seine armen Kinder ohne Brod. Die Griesbachen[1] handelt wie Mutter an ihnen. Wie wir in Jena waren, schickte uns der alte Büttner[2] sein Gesicht frisch in Gyps abgegossen, nämlich die Form, die war aber noch ganz weich. Wir ließen ihn bitten, uns lieber sein eigenes Gesicht zu präsentieren, aber es war leider zu spät, und wir fuhren fort, ehe er seine Toilette gemacht hatte; es hat mich der kindische Einfall recht gelächert. Wie weh wird mir's thun, wenn auch der gute Alte dahin muß, und — wo fliegt's hin?

Ich habe die Gräfin Bogda kennen lernen, die sich in Jena curieren läßt, es ist eine lustige Frau; sie liebt das Leben außerordentlich und sagte mir, das gewisse Plätzchen hier wäre ihr lieber, als das ungewisse, was da kommen sollte. Ich habe keine Anhänglichkeit daran und freue mich auf den Schlaf, denn ich bin müde.[3] Aus des Aeschylus und Sophokles Tragödien kann man sehen, daß die nämlichen Leiden damals in der Menschheit zu Hause waren, wie jetzt, man findet darin tiefe Gefühle davon. Eben kommt Knebel und grüßt Sie recht schön, er gibt sich viele Mühe, den Volney zu schaffen, hat ihn aber nicht bekommen können.[4]

(Weimar), den 28. Januar 1789.

Gewiß, mein liebes Lottchen, sind Sie meinem Herzen eingegraben, und wie auch mein Stillschweigen[5] sein könnte, so würde darin meine Correspondenz mit Ihnen nicht aufhören. Mich freut herzlich, daß endlich die guten Prinzenkinder sich in der Welt umsehen sollen, und davon auch etwas zu unserem Genuß zurückfällt.

[1] Seine Schwägerin.
[2] Der Bibliothekar.
[3] Goethe.
[4] Lotte an Knebel S. 34.
[5] Schiller und Lotte S. 226.

Auf künftigen Winter will ich Ihnen und den Ihrigen alles arrangieren; für 6 Gr. haben Sie Drei zu essen ohne Brod und Trank und bleibt noch etwas für den Abend übrig. So essen jetzt Lichtenbergs aus dem Gasthof, und sind zufrieden.

Wegen der Reise nach Lauchstädt[1] will ich mir noch eine Möglichkeit denken mit Ihnen zu gehen, wenn ich gleich einem großen Hinderniß entgegen sehe, nämlich dem, daß ich mich schon mit Egloffsteins engagiert habe nach Ems zu gehen, welches Bad mir der Medicus empfohlen. Weil ich aber schon im April diese Reise thue, und Sie vermuthlich die Ihrige später, so ginge ich auch noch mit Ihnen, wenn mein Geld bis dazu hinreicht. Daß ich diese Reise thue, weiß hier noch Niemand, ich sage Ihnen das nur unter uns.

Schiller bat ich letzt zu Tisch; Madame Reinhard von Gotha,[2] welche bei mir war, wollte ihn gern kennen lernen, aber ungeachtet ich ihm zweimal darum anlag, schlug er mir's doch ab, weil er zu viel zu thun habe.

Moritz[3] hat ihn einigemal besucht, aber er enthält sich aller Gesellschaft. Moritz werden wir nun bald verlieren, weil er im Februar mit dem Herzog nach Berlin geht. Wie viel er meinen Kopf schon aufgeklärt hat, kann ich Ihnen gar nicht sagen, er ist wie ein überirdisches Wesen, so rein, so gleichmüthig, und zu jedem Wesen läßt er sich herab und bleibt doch vornehm in sich. Wenn er den Sommer einmal wieder hierher kommen sollte, wird er mich in Kochberg besuchen, und dann bringe ich ihn Ihnen.

Schreiben Sie mir doch, wie viel Stuben Sie brauchen, denn

[1] Lotte am 26. „Es hält uns dann nichts in R. und wir machen allerlei Pläne, Jena wird nicht vergessen.“

[2] Die Seidler, pensionierte Pflegerin der im Jahr 1784 gestorbenen Prinzessin Luise, 1785 mit dem Oberbibliothekar Reinhard in Gotha verheirathet. Frau v. Stein hatte ihr durch Goethe 1785 eine Gratifikation ausgewirkt. G. Stein III. 159 und 160.

[3] Der die Monate December und Januar auf seiner Rückreise von Rom in W. zubrachte.

das Quartier wird das Schwerste zu finden und das Theuerste hier sein; Holz thun Sie am besten wagenweise auf dem Markt zu kaufen. Das wollen wir schon mündlich noch mit einander abreden. Ich freue mich herzlich über diese Hoffnung.

Der Brief im Februarheft des Merkurs von Neapel ist von Goethe, welchen er jetzt geschrieben zur Antwort eines Handbriefs von Knebel, welchen letzten er ihm aber übel genommen, aber es bleibt unter uns.[1]

Den 29. März (1789).

Ich war in der Meinung, mein bestes Lottchen, ich hätte Ihnen schon wegen der Veränderung Ihrer Frau Mutter[2] geschrieben. Mich freut es, daß sie sich an diesem Platz gefällt, und ich finde es in vielem Betracht gut, nur fürchte ich, ich werde Ihr Haus darüber nicht mehr so viel genießen können, ich müßte denn auch zur Theegesellschaft der Prinzessinnen aufgenommen werden; im Grund bin ich den Kindern gut.

Ich war den Winter immer nicht wohl, und da wird man geneigter zum Nachdenken, das einen im Leben nicht glücklicher macht; der andere mir mühsame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre lang gewesenen Freund[3] liegt mir auch manchesmal wie eine Krankheit auf, und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen; wenn ich Sie sehen werde, will ich Ihnen mancherlei darüber erzählen, das ich nicht schreiben mag.

Mein Fritz ist Hofjunker und Kammerassessor geworden,[4] doch geht er erst auf die Universität.

[1] S. Düntzer, Freundesbilder S. 494. Goethe an Knebel auch am 28. Januar Nr. 84.

[2] Die aufs Schloß zu den Prinzessinnen zog.

[3] Am 15. Februar hatte Goethe noch die erste Scene des Tasso bei Frau v. Stein vorgelesen (an Knebel Nr. 85. Knebel an Henriette Nr. 86); am 19. hatte sie nach der Vorstellung des „schwarzen Mannes" Goethe's Besuch abgelehnt (Briefe III. S. 325).

[4] Lottens Glückwunsch vom 6. April, Briefe von Goethe an Fritz v. Stein S. 126.

Es sind noch viele Avancements hier vorgegangen, die Sie im Weimar'schen Wochenblättchen lesen können. Vorgestern ist die älteste Fräulein Volkstädt gestorben. Das sind alle unsere Neuigkeiten.

Haben Sie im Cahier de lecture la folle en pélerinage gelesen? Es ist ungemein hübsch erzählt und die Romanze allerliebst.[1] Ich möchte nur wissen, von wem sie wäre.

Tausend Grüße an Ihr liebes Haus. Das Gedicht über die Kunst[2] hat mir ungemein gefallen, ich lese es immer wieder. Vom Schiller höre und sehe ich nichts. Er hat sich so zur Einsamkeit gewöhnt, daß er, glaube ich, gar keine Sprache mehr für die Menschen hat.

Wiesbaden, den 27. Mai 1789.

So bald werden wir uns noch nicht wiedersehen, doch bleibt mir's eine angenehme Hoffnung auf den Herbst, wo ich dann die Früchte Ihrer mir so theuren Freundschaft genießen werde. Ich gehe den 4. Juni nach Ems und bleibe daselbst noch vier Wochen.

Ich bin hier sehr einsam und habe bis jetzt keine Bekanntschaften gemacht, als nur mit der schönen Gegend. Im Herweg lernte ich aber doch Frau von Laroche kennen, und sie gefiel mir sehr wohl.[3] Ich kann nicht sagen, daß ich mich nach neuen Bekanntschaften sehne, ich will lieber meine alten Freunde im Herzen allein verwahren.

Daß Madame Osterwald weg ist, wird Ihnen Fritz geschrieben haben; lassen Sie die kleine Line sich in Ihrer Gesellschaft bilden; geben Sie ihr täglich etwas Französisches abzuschreiben aus einem guten Schriftsteller, das hilft mehr als man denkt; lassen Sie sie die deutsche Geschichte von Schmidt lesen, und die Geographie von Büsching, die Landkarte vor sich; wenn sie nur alle Tage vier

[1] Es ist bekanntlich der Stoff zu „der Müllerin Verrath."

[2] Schillers Künstler.

[3] Von Goethe's Mutter schweigt sie (Briefe III. S. 331).

Stunden dazu ein Jahr durch nimmt, kann sie schon das Nothwendigste für sich lernen, und dieses ist nichts Schweres. Ihrer Frau Mutter sage ich tausend Empfehlungen, und so auch der lieben Beulwitz. Ich wünsche, daß der Reisende[1] alle seine Humors in fremden Ländern lassen möge. Adieu, mein bestes Lottchen.

(28. oder 29. December 1789.)

Liebes Lottchen, ich muß mit Ihnen schmälen, daß Sie so lange weggeblieben; ich muß Sie aber heute noch sprechen wegen S. Ich habe mit dem Herzog gesprochen;[2] kommen Sie nur eine Viertelstunde zu mir um vier Uhr, da bin ich allein, ehe Sch(iller) geht.

(6. März 1790.)

Liebes Lollochen! Mit jedem Sonnenblick verbinde ich den Gedanken, daß er mich bald zu Ihnen führen soll. Ich danke Ihnen für Ihre lieben Zeilen von heute, die ich schon früh im Bette erhielt. Ich würde mich gut zu Ihrem einsamen Leben schicken, aber so bald darf ich meinen Mann noch nicht verlassen, der sich immer mit dem Gedanken quält, daß er den Verstand verliert; sonst käme ich schon jetzt und bliebe vierzehn Tage bei Ihnen.

Nun etwas von unsern Bekannten! Knebel ist ganz toll; wir haben uns über die Franzosen so entzweit, daß er in acht Tagen nicht wieder zu mir kommen will. Goethe reist der Herzogin Mutter nach Italien entgegen und zwar, wie ich gehört, in wenig Tagen. Lips hat die Herzogin gezeichnet, sehr ähnlich, aber in keinem angenehmen Blick. Herders sah ich schon lange nicht; das letztemal besuchte ich sie nur auf eine Stunde und traf Wieland und Knebel dort an. Sie stritten sich so heftig, als ich hineinkam, daß sie alle zugleich schrieen. Endlich kam die Rede auf Schiller, von dem Wieland sehr gut sprach und ihm ein schönes

[1] Hr. v. Beulwitz.

[2] Wegen der Pension von 200 Thlr. (Schiller an K. II. S. 158.) Diese hat Frau v. Stein Schiller verschafft, nicht die erste Anstellung in Jena.

Prognostikon auf sein künftiges Glück stellte. Ich fügte den Engelscharakter seiner Frau hinzu; darauf stieg Wieland auf und sagte, dafür müßte er mir die Hand küssen. Ich weiß nicht, warum ich da seine Dankbarkeit verdient, aber so viel weiß ich, daß er mir nun lieber ist, da ich ihn als Ihr beider Freund erkannt habe.

Ich habe orientalische Erzählungen, die Herder gehören, von Ihnen mitbringen sollen und sie vermuthlich liegen lassen; ich bitte also mit nächstem darum. Das Zeitungsblatt kann ich noch nicht schaffen.

Tausend Grüße an die liebe Caroline und unsern Schiller. Grüßen Sie auch die Griesbachs von mir. Adieu, Liebes, Bestes!

Ihre getreue

Stein.

17. (März 1790.)

Für's erste danke ich Ihnen, liebe Lollo, für Ihre horazische Ode. Der Caroline habe ich nicht geantwortet, weil ich glaubte, sie bald selbst zu sehen; nun gehe ich aber auf den Freitag nach Kochberg und komme erst vor Ostern zurück.

Ich hätte Ihnen eigentlich viel zu sagen, aber ich werde immer gestört und bin nicht allein.

Noch eine Anfrage muß ich herzusetzen. Könnte Schiller die hier beigeschlossene Uebersetzung einer englischen Komödie vielleicht an einen Buchhändler verhandeln für was ihm gut dünkt? Ich bin darum ersucht worden.

Ich werde in dem Brief so entsetzlich gestört, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich schreibe. Meine Gesundheit ist leidlich, ohne Zahnweh; möge mein gutes Lollochen mit Schiller und Caroline nur auch wohl sein!

Fritz wird's mit der Zeichnung besorgen.

von Stein.

Sobald wie möglich muß ich Sie miteinander sehen; Sie sind mir am Herzen wie meine Kinder.

Weimar, den 25. April 1790.[1]

An Ihrem Brief freut mich am meisten, daß Sie glücklich sind. Daß es die Mutter wegen ihrer Sorglichkeit nicht so ist, schreiben Sie dem schwerer nehmenden Alter zu; ich fühle an mir selbst, daß dieses eine Eigenschaft der sich häufenden Jahre wird, zu der uns die Erfahrung berechtigt, welche man aber wegwerfen muß, wenn es zu nichts dient, als unsere Vorstellung zu trüben; lassen Sie uns also in einer erhöhteren Aussicht in's Weite ahnen!

Knebel ist fort und hat Sie, vermuthe ich, in Rudolstadt besucht, wenigstens war es sein Vorsatz. Ich sehne mich recht, mit Ihnen in Jena zu sein, aber wo mit dem Stein hin? Seine Hypochondrie benimmt ihm alle Geisteskräfte, und ich darf ihn gar nicht verlassen; aber ich suche es doch möglich zu machen.

Frau von Berlepsch war einige Wochen hier. Es ist eine angenehme Frau; am liebsten spricht sie von Liebe, habe ich ihr abgemerkt. Sie wollte nach Jena, Hr. Schiller kennen zu lernen und bedauerte sehr, wie ich ihr sagte, daß er abwesend sei. Ich hätte sie dahin begleitet.

Der Herzog ist auf einige Tage hier. Krieg wird schwerlich, sondern nur eine bewaffnete Negotiation, wo von beiden Theilen gesagt wird: gib mir das — oder laß mir das — sonst schlag' ich zu.

Sonnabend, Ende April 1790.

Nur in Eil, liebe Beste, bitte ich um die Erlaubniß auf einige Tage bei Ihnen zu sein, und werde auf den Dienstag mich mit der Mandelsloh und meiner Schwester auf den schönen Weg machen. Heute ist mein Kopf schwer und meine Hand zitternd; bei Ihnen soll Alles wieder gut werden.

Gestern Abend hat der Herzog Ihnen beiden viel Glück prophezeit.

[1] Nach Rudolstadt geschrieben, wo Schiller die Ferien zubrachte.

1. Mai 1790.

Für die guten Tage, die ich bei Ihnen genossen habe, sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ihr guter Geist hat mich begleitet, und ich hoffe auch ferner auf ihn. Hier bin ich vorerst von traurigen und lächerlichen Scenen der Wassersnoth unterhalten worden; gestern ging ich selbst, einige eingestürzte Häuser zu sehen. Ein Taglöhnersmädchen erzählte mir, wie ein alter kranker Mann von ihrer Familie, den sie nicht wegbringen konnten, sie gehen hieß und sich gelassen dem Wasser ergab, sie aber dennoch blieben, eine Bleiche nach der andern einstürzen hörten, der Wind ihnen zuletzt das Licht auslöschte und sie so in der Erwartung ihres Endes doch den Morgen wiedersahen. Meiner kleinen Schwägerin gibt man Schuld, sie habe gesagt: ach! wer wird mich retten! &c. &c.

Der Caroline habe ich gestern durch einen Kochberger Boten geschrieben und ihr erzählt, wie glücklich ich bei Ihnen war. In Kochberg hat uns das Wetter wenig geschadet. Hier hat es auch dem Egloffstein für 600 Thlr. Baumaterialien weggeführt, sein Waschhaus eingerissen und den Waschkessel in die weite Welt geschwemmt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Weimar alle Unglücke immer im Mai beträfen. Unterdessen sind die Leute doch im Vauxhall wieder lustig gewesen; ich traf bei meiner Ankunft noch volle Gesellschaft und Musik drinnen an.

Herrn Schiller sagen Sie tausend schöne Grüße von mir; er soll ja fleißig spazieren gehen, dieses gehört noch zu seiner übrigen Mäßigkeit, sonst möchte er auch noch einmal sagen: „dann über Büchern und Papier, trübsel'ger Freund, erschienst du mir!"

Die Imhoff grüßt Sie recht freundlich. Wegen Graf Dürkheim habe ich meine Mutter gefragt; sie glaubt, es habe ihm Jemand in Jena etwas gegen Schillers Vorlesung gesagt,[1] wenigstens habe sie es aus einer Antwort, welche Herr von Türk, auch ein Meininger Student, ihr darüber gab, schließen können. Das Wahre und Gute muß doch endlich siegen, und so wird Schiller überwinden.

[1] Offenbar eine politische Denunciation.

Weimar, den 5. Mai 1790.

Die kleine Abhandlung von Kant hat mir viel Vergnügen gemacht. Es wird ein artiges Leben sein, wenn einmal die Welt zu einer solchen vollkommenen Staatsverfassung gestiegen ist. In diesen bürgerlich guten Staat gehört nun aber auch noch eine vollkommene Arznei-Wissenschaft und ebenso vollkommene Physikkenntniß; erstere um den verzehrenden Krankheiten zu steuern und letztere die zerstörenden Naturphänomene abzuweisen; und ich glaube auch dran, daß beide Uebel diese zwei so wichtigen Künste zu ihrer möglichsten Vollkommenheit herauspressen werden.

Ich schicke Ihnen die Blätter noch nicht, Fritz will es lesen. Die Thalia kommt auch noch nicht, ich hab's der Herzogin geben müssen. Die metaphysische Unterredung des Prinzen und des H. v. F.[1] ist sehr interessant; die hatte sie nicht gelesen, und ich den Anfang nicht. Schicken Sie mir doch das fünfte Heft; ich habe es allerwegens so rühmen hören; noch gestern sagte mir die Herzogin viel Schönes davon. Sie haben mir das heimliche Gericht[2] versprochen: ich fordere so Alles geradezu, liebe Lollo, weil ich wohl weiß, daß Sie mir es gern geben.

Die Schrift von Müller hat Herder auf's Land gelehnt, Sie werden sie aber bald bekommen.

Sonnabend, (Juni 1790).

Die ganze Nacht war ich im Traum bei Ihnen, nun sage ich Ihnen hier einen guten Morgen. Ihren lieben Brief vom Dienstag und die Musik habe ich erhalten und danke Ihnen recht sehr für alles Liebe und Gute, was Sie mir darin eingeschlossen.

Hier folgt Gustav zurück, es hat mir aber nicht recht gefallen, es war mir oft langweilig. Den dreißigjährigen Krieg von Schiller werde ich lieber lesen.

Ich werde gewiß, wenn es angeht, auf einige Tage wieder

[1] Im Geisterseher.
[2] Von Huber.

zu Ihnen, geliebte Freunde, kommen, und zwar mit der Imhof, und im Schloß logieren. Heute kommt die Herzogin von Curland und bleibt ein paar Tage. Bode ist verliebt in sie; sie hat ihn immer Väterchen geheißen. Die Herzogin bittet ihr alle schönen Geister bei Hofe, und dem Coadjutor hat sie einen Husaren geschickt, der muß ihr, weil es eine hübsche Frau ist, die Cour machen.

Adieu, liebe Beste! Zuvor noch etwas! Die Charlotte Kalb hat mir zum erstenmal von ihren griefs gegen Sie und Schiller gesprochen und meint, Sie beide hätten sie nicht des Vertrauens gewürdigt, das sie verdient hätte. Ich wußte gar nicht recht, was ich antworten sollte, wenn ich mir gleich Schillers und Ihr Betragen zurecht legen konnte. Mündlich ein Mehreres; ich glaube doch, sie ist noch Schillers Freundin.

Weimar, den 16. Juni 1790.

Ich schrieb Ihnen die vorige Woche nicht, weil ich Ihnen eine lange Abhandlung zugedacht hatte, wodurch ich Ihre Parteilichkeit für die Männer widerlegen wollte, und worüber ich die Stelle in einem von Ihren vorigen Briefen unberührt gelassen. Nun kommt gar meine kleine Schwägerin und versichert mir, sie möchte nicht einmal in den Himmel, wenn lauter Frauen drin wären; also will ich nur still schweigen, denn ich werde doch nicht die Rose zum Baum beweisen, die sich in seinem Schatten wohl befindet.

Kommen Sie ja und trinken Sonntag früh Kaffee bei mir; Sie können wohl auch den Mittag und den ganzen Tag bleiben. Karl ist fort [1] und hat Ihren Gruß nicht mehr bekommen, er hat das Bild, das ich für Sie gezeichnet habe, entführt; aber ich habe wieder eines angefangen, noch ähnlicher, und in wenig Tagen ist es fertig und wird mit vielem Vergnügen zu Ihnen reisen.

Den Geisterseher schicke ich bald zurück; indessen kommen hier verschiedene von Ihren Büchern, die lange bei mir gewohnt haben. Was haben Sie denn für eine possierliche Gewissenhaftigkeit, Ihres

[1] Nach Mecklenburg, wo er angestellt war.

Mannes Werke nicht zu verleihen? Es ist ja bekannt genug, daß sie sich selbst empfehlen.

Daß Sie nicht immer in unserer Nähe bleiben werden, ist wohl gewiß, und ich bin besonders übel daran, weil mir das Schreiben ein zu ärmlicher Genuß ist mit meinen Freunden zu theilen. Madame Geoffrin hat gesagt: jamais ce qu'on dit à son amie ne peut-il valoir ce qu'on sent à ses côtés.

Auf den Sonntag erwartet man die Herzogin-Mutter. Der Coadjutor war vorigen Sonntag hier, er war allerliebst, und ist mir's noch mehr, weil er Ihnen und den Ihrigen hold ist. Er hat mir ein allegorisches Gemälde versprochen, das ihm schon zum Voraus Spaß macht. Lassen Sie sich das heimliche Gericht von ihm zurückgeben; ich habe es ihm auf sein Verlangen geliehen. Dieses Drama hat mir sehr wohlgefallen; Sie hat nun Schiller schon mehr zur Kunstrichterin gebildet.

Ihre treue

Stein.

Weimar, den 28. August 1790.

Ich hoffte immer, Sie sollten bei dem schönen Mondschein unsern Vauxhall besuchen, aber nun hat ihn das gestrige Gewitter entführt; unser nächstes Wiedersehen wird wohl in Rudolstadt sein. Den 6. September gedenke ich nach Kochberg zu gehen. Ich schicke Ihnen indeß mein Bildchen zum Andenken.

Wenn ich nicht gefürchtet hätte, Sie sie zu belästigen, so hätte ich Ihnen einmal unsere lustige Engländerin [1] gebracht mit ihrem Begleiter; sie würden Ihnen gewiß gefallen haben. Wieland war recht grob gegen diese Fremde; wie, erzähle ich Ihnen, wenn wir uns sehen.

Hier das heimliche Gericht in einer andern Gestalt. Aus dem Geisterseher muß ich mir noch einiges ausziehen; es ist ein schönes

[1] Bd. I. S. 430.

Werk und wichtige Gedanken des Lebens darin auf- und untergewogen. Was wird aus dem Armenier werden?

Auf den Dienstag habe ich mir vorgenommen, dem Coadjutor noch ein Lebewohl zu sagen; er wird, wie es hier heißt. in weniger Zeit Erfurt verlassen, welches mir sehr leid thut.

Sonntag früh den 8. November (1790).

Endlich läßt sich die Sonne wieder sehen, und unter ihrem freundlichen Einfluß wende ich meine Gedanken zu meinem lieben Lollochen, denn ich war die Tage her immer in trauriger Gesellschaft von meiner Mutter. Vorgestern früh ist mein Vater gestorben im achtzigsten Jahr; er hat die schöne Welt sehr ungern verlassen.

Ich sehne mich Sie bald bei mir zu sehen. Grüßen Sie Schiller auf's Beste. Jetzt lese ich den dreißigjährigen Krieg der Herzogin vor, die ihn aber schon einmal für sich gelesen hat, und es macht uns viel Freude. Ich wollte, Schiller hätte für jeden Buchstaben einen Dukaten.

Den 28. December (1790).

Mein allerbestes Lollochen, wie danke ich Ihnen genug und unserm Schiller für die guten Bissen, so Sie mir geschickt haben.[1] Es ist mir das Liebste, was mir zu meinem Geburtstag geschenkt worden, denn es hat ganz den Anstrich Ihres treuen Herzens, und wie artig, daß Sie mir von demjenigen, der Ihnen am theuersten ist, etwas geben können, ohne etwas dabei einzubüßen.

Ich freue mich Sie, Liebe, auf den Freitag einige Stunden zu sehen und mir damit mein altes Jahr so angenehm zu schließen; Sie können zu Mittag bei uns essen und kommen noch zeitig genug nach Erfurt.

Gestern hat Beck den Hamlet gemacht, allerliebst, man kann sich an dem Stück nie müde sehen. Heute läßt sich seine Frau in

[1] Das elfte Heft der Thalia.

in der Entführung aus dem Serail hören; im Concert habe ich sie schon singen hören, und sie hat mir und allgemein sehr gefallen.

Adieu, mein Allerbestes! Tausend Grüße an Schiller; hat er das Christbäumchen recht poetisch geputzt?

Sonntag (16) (Januar 1791).

Hier schick ich Ihnen, Liebe, sechs Flaschen Selzer Wasser; ich hoffe es soll gut sein.

Ich habe mich gestern noch lange geängstigt [1] und bin noch nicht ganz ruhig über Schiller. Schreiben Sie mir ein Wort, was er macht, oder bitten Sie Starke, darüber zu schreiben. Dieses Zettelchen schickte mir heute früh Charlotte. [2]

Donnerstag (20. Januar 1791).

Ich kann mir Ihre Angst wohl vorstellen; es thut mir nur leid, daß ich nicht bei Ihnen sein kann, um Ihnen Muth zu machen. Morgen ist der neunte Tag, da wird der Kranke vermuthlich wieder etwas leiden; daß er nur ja nicht aus der Transpiration kommt. Sagen Sie ihm, daß mir's sehr lieb wäre, daß er sich so hübsch eingepackt hält. Ich habe gute Hoffnung in meinem Gemüthe für ihn.

Das Selzer Wasser habe ich mir aus dem Hofkeller geben lassen; ich schicke eben wieder hin und hoffe noch sechs Flaschen zu bekommen; denn da bekomme ich's gewiß gut. Wenn wieder frisches Selzer Wasser durch die Fuhrleute kommt, ersetze ich's in natura; alsdann will ich Ihnen die Rechnung darüber schicken.

Jedermann will hier von Schillers Gesundheit wissen, und Alles wünscht ihm eine baldige Erholung. Der Herzog nahm auch recht viel Antheil daran. Mir liegt er doppelt am Herzen.

[1] Bd. I. S. 229.

[2] Das beigefügte Zettelchen lautet:

„Haben Sie die Güte, Frau v. Stein, mir wissen zu lassen, wie es mit Schiller geht? denn vermuthlich ist Ihr Hartohr wieder zurück.

Charlotte Kalb."

27. Januar (1791).

Es ist mir sehr lieb, daß Sie Ihre Frau Schwester haben; wie gern wäre ich auch bei Ihnen gewesen! Daß sich nur Schiller recht schont und recht auskuriert; was sagt denn Starke? Er fürchtet doch nichts mehr für ihn?

Nach Thee habe ich ausgeschickt, selbst habe ich keinen. Bekomme ich nichts, so schicke ich Ihnen wenigstens einige Portionen von dem meinigen.

Schreiben Sie mir, ob ich Sie bald besuchen kann. Grüßen Sie Schiller, und es wäre auch recht artig, daß er nicht gestorben wäre.

Adieu, liebes Bestes! Ich verlange recht Sie zu sehen und mich mit eigenen Augen Schillers Genesung zu erfreuen.

Dienstag (1. Februar 1791).

Ich nehme innigsten Antheil an der Besserung Ihres lieben Schiller. Ich kann nicht leugnen, daß mich eine heimliche Furcht quälte, seine Gewißheit beim ersten Anfall der Krankheit in Erfurt zu sterben, wie er mir erzählte, sei ein Vorgefühl gewesen und werde nun in Erfüllung gehen. Ich fühlte ganz, wie unaussprechliches Leiden meine arme Lollo würde ergriffen haben, und freue mich nun der neuen Hoffnung mit Ihnen.

Brauchen Sie etwas von hier, so schreiben Sie mir's und lassen mich Ihnen zu etwas nützlich sein.

Gestern Abend war der Prinz Christian [1] bei mir, und wir spielten Schach zu Vieren. Ich will ihm Ihren Auftrag ausrichten.

Grüßen Sie den armen Kranken und wenn ich bei ihm wäre, wollte ich ihm auch vorlesen. Adieu, Liebe!

von Stein.

Auch ich bin seit Ihrem letzten Briefe wieder recht froh und freue mich mit herzlicher Theilnahme an der Besserung des Kranken.

[1] Bruder der Herzogin.

3. Februar (1791).

Wenn das Wetter nicht gar zu bös wäre, so besuchte ich Sie, um auch zugleich die gute Mutter und Schwester zu sehen. Vielleicht wird's künftige Woche besser.

Ich hoffe, mit Schiller geht's immer besser; sorgen Sie nun für Ihre Gesundheit.

Gestern wurde eine Operette, die Zigeuner, gegeben; darin hat Mad. Beck wie ein Schatz gespielt; morgen gibt man sie noch einmal: leider gehen beide nun bald weg.

Den 9. (Februar 1791).

Ich bin ganz glücklich, doch nicht ganz ohne Furcht nach Hause gekommen, weil unser Kutscher zweimal den Weg verfehlte. Im Mühlthal hatte ich große Lust wieder umzukehren, um so mehr, da Sie mich gewiß wieder freundlich empfangen hätten und die Wahl zwischen einem freundlichen: „guten Abend!" von lieben Freunden und die Möglichkeit am Berg den Hals zu brechen wohl nicht zweifelhaft sein sollte; aber Schach wollte es nicht zugeben, so sehr der Kutscher versicherte, daß er nur auf ein Ohngefähr fortführe, denn man konnte vor dem Schneegestöber nichts von Himmel und Erde unterscheiden.

Jedermann hat mich nach Schillers Gesundheit gefragt, und so Vieler gute Wünsche müssen ihm gedeihen. Der Herzog wird ihm den besten Madeirawein schicken.[1]

Gestern war der Coadjutor hier; er grüßt Sie alle herzlich. Ich erzählte ihm, daß ich Sie Tags vorher besucht, darauf sagte er mir: „*Ich danke Ihnen auch, daß Sie es gethan!*" So sehr ich damit meiner eigenen Neigung gütig that, indem ich liebe Freunde wiedersah, so gefiel mir doch dieser Dank, der die Güte seines liebenden Herzens so sehr bezeichnete, äußerst wohl. Es ist gewiß selten, daß bei einem solchen Weltmann dieses Gefühl so unverdorben geblieben ist. Ein anderer saß hinter ihm (es war

[1] An K. II. S. 233.

in der Komödie), dem es schon mehr abgestumpft war, der Berliner Gesandte in Mainz H. v. Stein. Nach einem Streit sagte letzterer endlich: non, vous êtes le meilleur Coadjuteur possible.

W. den 29. April (1791).

Ich war schon lang in keiner Stimmung meiner lieben Lollo zu schreiben; mein trauriger, kranker Gesellschafter[1] hemmt den Lauf meiner Gedanken, und ich werde stumm mit ihm. Zu Beschäftigungen, die mir lieb sind, bin ich jetzt immer unfähig, daher suche ich nur die hervor, die mir Mühe oder gar Schmerzen machen; und weil aus der Verbindung der Dinge entweder, wenn es zum Schlimmen geht, eine gänzliche Zerstörung oder etwas Gutes wieder entstehen muß, so werden Sie bald aus mir eine Virtuosin einer guten Wirthschaftsfrau sehen, denn ich besorge Alles ordentlich, was ehemals meine Jungfer, die nunmehr weg ist; sehr unordentlich besorgte. Dieses nimmt mir die schöne Zeit, die ich sonst zum Lesen, Schreiben, Zeichnen anwendete, ziemlich ganz hinweg, ermüdet meine Füße und legt mich in einen festen Schlaf wie gewöhnlich, ja läßt sogar meine Einbildungskraft von allen Träumen ruhen. Ich darf mir aber nicht deutlich machen, daß ich auch Ihrer vielleicht dadurch werde beraubt werden. Ich sehe gar nicht, wie ich meinen Mann mehr verlassen kann, besonders wenn Fritz nach Jena ist; ich will mir aber vor alle diese Schwierigkeiten und traurigen Aussichten einen Vorhang ziehen.

Der Schauspieler Schröder war einen Tag hier, ich habe ihn aber nicht gesehen. Von seinem Stammbuch hörte ich erzählen, und das, was ihm Lessing hineingeschrieben, habe ich mir geben lassen und schließe es hier bei. Moritz ist gestern oder ehegestern hier angekommen, aber er ist krank.

Eben erhalte ich den vergessenen Brief und danke Ihnen tausendmal dafür. Es ist besonders, daß Sie mir eben von der Dresdener

[1] Ihr Mann, den ein Schlag am Arm gelähmt hatte. (Bd. I. S. 433.)

Reise[1] sprechen, da ich gestern einsam an dem Ufer der Ilm weg ging und das schon lang gemachte Projekt dieser Reise überdachte, und mich doch so allerwegens gebunden sehe. Vielleicht ist mir noch wo eine Freude mit meinen Freunden bescheert; kennen Sie den Vers?

Die Furcht zerknickt des Geistes leichte Schwingen,
Die Hoffnung plaudert Ammen gleich,
Führt durch ein Feenreich,
Uns in den Tod zu singen.

Es thut mir sehr leid, daß Schiller noch nicht ganz wohl ist; ich hoffe, er versäumt doch nichts an seiner Gesundheit. Sollte er nicht die Eselsmilch trinken?

Mein Mann wird vermuthlich nach Lauchstädt müssen; dahin führt mich also auch mein Schicksal. Zu Anfang Juni soll er gehen. Genug, ein paar Tage sehe ich Sie wo, in Rudolstadt oder in Erfurt.

Weimar, den 11. Juni (1791).

Dieses Briefchen soll Ihnen noch ein Lebewohl sagen, da ich nicht selbst kommen kann. Den 20. reisen wir nach dem ennuyanten Lauchstädt ab. Was macht Schiller? und wann werden Sie nach Erfurt gehen? Ich habe dem Coadjutor, der kürzlich hier war, versprochen nach Erfurt zu kommen, wenn Sie binnen der Zeit, daß ich noch hier bin, hingehen. Ich träumte letzt von Ihnen und Ihrem guten Schiller, als wenn Sie nicht vergnügt von Ihrem jetzigen Aufenthalt wären, und ich bemühte mich beim Coadjutor Ihnen einen anderen zu verschaffen. Sagen Sie mir doch, wie es Ihnen geht.

Knebel und seine Schwester[2] sind hier; ersterer ist noch immer der alte, wo nicht gar noch unruhiger. Ich habe mich so mit ihm

[1] Die nicht ausgeführt wurde.

[2] Henriette, Knebels Schwester, die in diesem Jahr nach Weimar gekommen war.

entzweit, daß meine Schwester glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben, und seine Schwester wünschte, daß ich es nur möchte gethan haben. Letztere ist gar eine verständige, gute Person und schickt sich in unsern Zirkel.

Können Sie mir sagen, in welchem Blatt der Litteraturzeitung Schillers Recension über Bürger steht; ich habe es so außerordentlich loben hören, daß ich es gerne lesen möchte.

Unser regierender Herzog geht mit Sack und Pack künftigen Montag nach Eisenach.

(Nach Rudolstadt). 18. Juni (1791).

Dies Blatt hat mir sehr gefallen; die ewigen Marthasgeschäfte hinderten mich das Weitere zu lesen. Wie sehr wünschte ich, Schiller wäre ein Jahr ruhig in irgend einem schönen Klima, um sich zu erholen. Der Coadjutor äußerte wie gewöhnlich, sobald er könnte, Schiller zu unterstützen. Den Schindanger will ich besuchen; hat nicht die Beulwitz ein Monument dort gelassen? Genug, Ihre Tritte waren doch einmal da.

Weimar, den 5. August 1791.

Ihr liebes Andenken durch Herder hat mich hier empfangen, wie ich von Lauchstädt kam. Wie freute mich zu hören, daß Ihrem lieben Schiller gleich die ersten Tage der Brunnen Erleichterung geschafft; schreiben Sie mir nur bald, wie es ihm jetzt geht.

Ich war in Lauchstädt recht isoliert, und mein Herz begehrte nicht einmal sich nach jemanden dort umzusehen. Ihren Spaziergang mit dem unpoetischen Namen [1] habe ich aufgesucht. Ich fand in der Gegend eine Art Inselchen von einem Bach umflossen, mit Bäumen besetzt und eine Rasenbank am Ende. Ich dachte erst, Sie hätten daselbst den Ruheplatz gemacht und setzte mich um so lieber da nieder; ich erfuhr nachher, daß es der Prediger des Ortes gewesen war.

[1] Schindanger.

Es ist mir sehr lieb, daß Sie Caroline bei sich haben; wie geht es ihr? Zwei Schwestern sind die sichersten Freundinnen; in Gedanken bin ich oft unter Ihnen. Wieland ist recht von Herzen Schillers Freund; das habe ich bei jetzigem Vorfall seiner Krankheit gesehen und habe ihn darum lieber gekriegt.

Mit meinem Mann geht es immer schlechter, und seine Krankheit ist von der Art, daß man sein Leben nicht wünschen kann. Der Medicus in Lauchstädt sagte mir auch, sein Kopf sei nicht zu curieren. Es ist etwas, das mir nicht unerwartet kommt, und ich sehe überhaupt schon eine Weile dem Leben gleichgültig zu.

Recht aufgefallen ist mir bei Durchlesung der Sakontala, daß vor neunzehn Jahrhunderten bei einem denkenden Menschen das Gefühl schon existierte, sich mit einer Bitte an die Gottheit zu wenden, ihn in diese vergängliche Welt, den Schauplatz der Verbrechen und der Strafen, nicht wieder kommen zu lassen. Ich hoffe, Sie haben Sakontala gelesen; es hat mir ungemein wohlgefallen. Aber könnte es nicht wie Ossian vielleicht etwas Zusammengesetztes sein? Was sagt Schiller dazu? Grüßen Sie ihn tausendmal, und wie herzlich ich wünschte, daß er sich möchte die schönste Gesundheit aus dem Sprudel trinken, und Sie auch, liebes Lollochen, deren Wohl und Weh ich von dem meinigen nicht trennen kann.

W. 23. August 1791.

Ich habe das Vergnügen gehabt, von Ihnen, liebe Lollo, etwas durch den Coadjutor zu hören. Schreiben Sie mir, wann ich Sie in Erfurt besuchen kann; logieren Sie im Wirthshause, so steige ich da ab, und wir gehen zum Coadjutor, den ich doppelt liebe, weil er Schiller und Ihnen so wohl will.

Ich gehe Anfang September nach Kochberg, also müssen Sie mir einen Tag vorher nennen, wenn auch die Beulwitz indessen noch nicht angekommen wäre; ich habe doch die Hoffnung, letztere in Rudolstadt zu sehen. Mit dem Coadjutor hatte ich abgeredet,

nicht eher zu kommen, als sie da wäre. Es soll mich freuen, Schiller wieder ganz unter den Lebendigen zu sehen; so Vieler Wünsche und Bitten halten ihn fest; es ist unmöglich, daß man ihn nicht von den Unterirdischen erflehen sollte. Hat denn Ihre Gesundheit gewonnen? und sind denn alle Invaliden wieder genesen, die Sie nach dem Karlsbad nahmen? Wie Sie mir alle die Kranken nannten, wunderte ich mich, daß der so lange kranke Grigri nicht auch dabei war.

Mit meinem Mann geht es nicht besser; er leidet zwar keine Schmerzen, aber führt ein trauriges Leben. Jetzt ist er einige Tage in Kochberg.

Ich bringe die Knebel mit nach Erfurt; es ist ein schönes Gemüth in ihr, wir passen recht zusammen, und wenn wir noch eine Colonie auf einer Insel am Rhein aufrichteten, würde sie ein würdiges Mitglied davon sein können.

W. den 26. Oktober 1791.

Ich hoffe Sie bald selbst zu besuchen in wenigen Tagen; ich erwarte nur noch einen Brief von meiner Schwester, wenn diese in Jena ankommen wird. Es soll mich recht freuen, wenn es mit Schiller immer besser geht; grüßen Sie ihn auf's allerbeste und liebreichste von mir. Auch unser lieber Coadjutor schickt Ihnen beiden einen Gruß; er war einen Tag hier.

Der Himmel ist schön, und ich verlasse Sie hier, doch nur um des Himmels willen. Ich will mich zu Pferde setzen und meinen schweren Athem in der Luft erleichtern.

Den 7. December 1791.

Daß Sie jetzt ruhig und leidlich leben, freut mich von Herzen; wenn ich nur öfter mit Ihnen sein könnte, oder Sie mit uns. Es hält immer schwer, ehe ich einmal in Ihr schönes Thal wandere; bald hält mich das unbeständige Wetter, bald meine ebenso unbeständige Gesundheit zurück.

Es sollte mich sehr freuen, wenn ich zu Schillers Gesundheit durch das Kochbergische Billard etwas beitragen könnte. Wenn es Ihnen nur brauchbar zu machen ist, denn es ist ein Ungeheuer an Größe und gar zerrissen; doch habe ich gestern nach Kochberg geschrieben, ob es zwei Leute zerlegt bis Jena tragen könnten, und wie viel die zwei Boten dafür verlangen. Auch laß ich mir das Maß davon schicken, welches ich Ihnen mittheilen will, daß Sie erst messen, ob es in Ihre Stube paßt. Auf einen Schubkarren geht es nicht, weil zu transportieren die Platte viel zu groß ist.

Die gute Mutter hat mir auch kürzlich geschrieben. Wie sehr verdient sie in ihren Kindern glücklich zu sein: in Ihnen wird sie es auch sein; wer Ansprüche auf Ihr Herz hat, geht nicht fehl, Sie sind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinsten Verdacht hatte.

Den 13. December 1791.

Wie danke ich Ihnen, lieber bester Engel, daß Sie mir diese unaussprechlich freudige Nachricht sogleich mitgetheilt haben.[1] Ich hatte Kopfweh, war traurig aufgestanden, und nun ich Ihren Brief gelesen habe, ist Alles vorbei; ich möchte zu Ihnen fliegen, wäre ich nur meiner Gesundheit und der Witterung sicherer. Auf der Reise meines Lebens habe ich einige Dinge, die mich schmerzten, eingepackt und diese Bürden mir nicht mehr bewußt auf meinem Herzen getragen. Nun kann ich Ihnen auf Ehre versichern, daß mir ordentlich physisch eine davon durch Ihre Nachricht weggehoben wurde.

Fragen Sie doch Fritz, wenn er herüber gedenkt, so will ich kommen und ihn abholen; und wenn das Wetter gar zu schlimm wäre, um bei der Nacht sich auf den Weg zu machen, will ich lieber den andern Morgen wieder herüber, und Sie oder Fritz machen mir nur ein Stübchen für die Nacht im Gasthof aus. Da wollen wir dann überlegen, wie Schiller, ohne seine älteren Freunde

[1] v. Schimmelmanns Brief.

zu verletzen, sein ihm jetzt angebotenes Glück auf die Zukunft nicht von sich weise. Grüßen Sie ihn auf's allerherzlichste von mir, und daß er ja in der äußersten Ordnung lebe und sich behandle wie ein Siebenmonatskind. Wie wird sich Ihre gute Mutter freuen, und wie gönne ich's ihr; sie hat mir letzt einen traurigen Brief geschrieben.

Ich hoffe, Sie kriegen den Brief noch heute Abend, der Sie des lebhaftesten herzlichsten Antheils Ihrer treuen Freundin versichert.

von Stein.

25. Februar 1792.

Ich freue mich, liebe Lollo, daß Sie Schiller wohl angetroffen haben,[1] und wünsche, daß er so gesund sein möge, uns bald selbst besuchen zu können. Sein Kupfer[2] hat mir viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht sehr dafür.

Man sagt, auf den Dienstag werde Don Carlos gespielt .....

Den 27. So weit hatte ich geschrieben, als ich gestört wurde und meinen Brief mußte liegen lassen. Ich habe mir viel Mühe gegeben, den Cophta zu bekommen, um Schillers Wunsch zu erfüllen, aber Goethe gibt ihn nicht, als nur einigen Wenigen, die ihn nicht weiter geben dürfen.[3] Es ist nur ein Exemplar gedruckt und nicht ganz.

Viele Grüße an Schiller und auch einen schönen Gruß an die Tischgesellschaft.

Ihre Stein.

Grünen Donnerstag (6. April 1792).

Es ist mir lieb, daß Sie noch nicht fort sind,[4] denn wirklich ist die Witterung noch zu rauh für Schiller. Ich wollte, der

[1] Lotte war am 21. Februar in Weimar.

[2] Von Müller nach Graff gestochen 1792.

[3] Herder hatte das Manuscript gelesen (aus Herders Nachlaß I. S. 131). Goethe selbst anzugehen, wagte also Frau v. Stein nicht; es ist klar, daß sie damals in keinem Verkehr stand.

[4] Nach Dresden.

böse Krampf bliebe auf immer und ewig weg. Reisen Sie ja nicht, ohne daß es Starke erlaubt. Wie gerne wäre ich mit Ihnen nach Dresden gegangen, aber mich bindet auf vielleicht noch viele Jahre der elende Zustand meines Mannes, so daß ich ganz aufhöre, mich auf irgend eine Aussicht zu freuen.

Ich danke Ihnen und Schiller für Ihre Liebe für Fritz; ich sehe es ihm an, wie wohl es ihm bekommt; er wird Ihnen wohl heute noch selber schreiben,[1] wenn er vor Visiten in der Verwandtschaft dazu kommen kann.

Wenn mir noch etwas von Dresden zu haben einfallen sollte, will ich's Ihnen nachschreiben; für jetzt weiß ich nichts, als daß Sie ja auf's Beste und Schönste Körners von mir grüßen, und besonders auch Mlle. Stock und ihr in meinem Namen noch für mein schönes Bildchen danken. Sagen Sie ihr, ich wäre immer darauf ausgegangen, etwas zu zeichnen, das ich ihr hätte erwiedern können, aber mein Genie wäre arm und hätte mir bis jetzt nichts gewähren wollen, das ihrer werth wäre. Auf das nächste Heft der Thalia freue ich mich.

Mittwoch, den 11. Juli 1792.

Daß Sie die Welt nicht mehr wie ehemals im schönen Glanze sehen und das Glück, das Sie sich durch so viel Widersprüche dennoch errungen hatten, nicht genießen können, fühl' ich innigst mit Ihnen; denn jede Fassung und Ergebung in das Schicksal beraubt uns auch der neben herumliegenden Freuden. Doch wenn man noch jung ist, wie Sie sind, und der Weg noch lang, bringt das Erdreich mit sich, daß einem noch hie und da Blumen begegnen; meiner ist leider durch Wiese, Garten und Feld schon vorüber, ich sitze nun am Abhang und sehe in das ruhige dunkle Thal.

Mittwoch (im August 1792).

Hier überschicke ich Ihnen, beste Lollo, den Cophta. Weil ich der Herzogin gesagt, Schiller wünschte ihn zu lesen, hat sie

[1] Bd. I. S. 436.

mir ihn, sobald als sie ihn erhalten, für Schiller geliehen. Ich bin neugierig, was er darüber sagt; für mich hat das Stück kein Interesse. Nicht einmal den Ritter läßt er ganz rein und das ohne Noth: man mag doch wenigstens auf der Bühne noch gerne solche Charaktere sehen, eben je weniger sie vielleicht im wirklichen Leben zu finden sind.

Grüßen Sie Fritz; ich danke ihm für's Bildchen, aber heute kann ich nicht schreiben. Sagen Sie ihm auch, er solle mir sobald wie möglich einen Begriff machen, inwiefern Hufeland über die französische Constitution liest.[1] Ich habe einen Auftrag, Fritz darüber zu fragen. Man sagt hier, er habe über fünfhundert Zuhörer, und man glaubt, er wolle ihnen die französische Constitution einprägen.

(Nach Rudolstadt.)[2] Kochberg, den 14. September 1792.

Es thut mir leid, daß Fischenich nun fort muß, meine besten Wünsche begleiten ihn. Sagen Sie mir doch, was hat denn Schiller zur Vertheidigung oder zum Lobe der Revolution geschrieben, weil ich einen Brief bekommen habe, worin man mir schreibt, die jetzige Nationalversammlung habe allen auswärtigen Schriftstellern, die ihr zu Gunsten geschrieben, angeboten, französische Bürger zu werden; man glaube aber, Schiller[3] werde es natürlicherweise ausschlagen und auf diese Ehre für jetzt keinen Anspruch machen.

Mein Mann ist nicht besser, doch weiß unser Pfarrer so gut mit ihm umzugehen, daß er mir dadurch eine große Last vom Hals nimmt, immer in Gesellschaft eines an Geist so kranken Mannes zu sein.

[1] Diese Vorlesungen des Juristen Gottlieb H. erregten in Preußen und Sachsen großen Anstoß. S. das Schreiben des Herzogs vom 4. September bei Schöll, Karl-August-Büchlein S. 87 f., Voigts Diezmann, aus Weimars Glanzzeit S. 59 ff.

[2] Wohin Schiller mit seiner Frau, seiner Mutter und Schwester gereist war, und wo er zehn Tage, bis zum 4. Oktober, blieb, an K. II. S. 336.

[3] Der Beschluß stand im Moniteur vom 6. August.

Kochberg, den 1. Oktober (1792).

Ich muß mich doch erkundigen, was die liebe Gesellschaft in Rudolstadt macht. Gestern hoffte ich, Schiller und Frau v. Beulwitz würden geritten kommen, es war ein Tag wie mitten im Sommer, wo ich für die hiesige Luft für Schiller hätte stehen wollen. Ich glaube, Sie haben die Aristokratin [1] alle zusammen vergessen.

Wenn Sie und Nanette gut zu Fuß sind, so sollten Sie sich nach Empfang dieses auf den Weg hieher machen, und den andern Tag wieder zurück. Ich glaube, daß das Wetter hält.

Weimar, den 15. Oktober (1792).

Liebe Lollo, Ihr Brief, der mich gleich hier empfangen hat, hat mich recht gefreut. Auch die Versicherung, daß Sie mich doch noch lieber haben als Fischenich, denn gutwillig gebe ich nichts von Ihrer Liebe ab als an Schiller. Ich hoffe, letzterer ist leidlich mit seiner Gesundheit, wenigstens ist es mein innigster Wunsch.

Die Charlotte [2] ist hier um Abschied zu nehmen; sie bleibt nur zehn Tage. Sie frug mich gestern, ob Schiller das französische Bürgerrecht angenommen hätte; ich sagte ihr, daß es nur eine Zeitungsnachricht sei, und Schiller wisse gar nichts davon; für jetzt mag wohl das französische Bürgerrecht das Banditenrecht sein. Blumenbach ist hier gewesen. Man hat mir erzählt, er thue den Hut nicht mehr ab und sage nicht mehr „gehorsamer Diener" oder dergleichen. Auch war eine französische Dame hier, in die sich Wieland verliebt hat, vor welcher ihr Bedienter auch nicht mehr den Hut abzog. Aber vielleicht wissen Sie das schon Alles, da ich als eine Frau vom Lande erst dieses als Neuigkeiten mir habe erzählen lassen. Wollte Gott, die Franzosen hätten es nur bei ridicules bewenden lassen und nicht bei Scenen, wovor der Menschheit schaudert.

[1] Man sieht, daß die Gerüchte über Schillers Interesse für die französische Revolution am weimarischen Hofe Eindruck gemacht hatten.

[2] v. Kalb.

An Schillers Mutter und Schwester sagen Sie auch die freundlichsten Grüße von mir. Ueber Ihr mir ehemals so wohlthuendes mütterliches Haus hat sich mir eine schwarze Wolke gezogen;[1] möge nun über dem Ihrigen immer ein heiterer Himmel bleiben!

Mein ältester Sohn ist wieder nach Mecklenburg; er hat sich sehr zu seinem Vortheil geändert und ist mir ein angenehmer Gesellschafter gewesen.

Habe ich Ihnen denn das Büchelchen von Rehberg[2] wieder geschickt?

W., den 24. März (1793).

Fritz hat den Hamlet[3] nicht bekommen können, sonst hätte er ihn Ihnen gleich geschickt.

So ungern ich Sie aus der Nähe verliere,[4] so ist mir's doch für Schiller lieb, daß er wieder zur Heimath seiner Liebe kehrt; gewiß wird er dort seine völlige Genesung finden. Die Nähe des Gartens, die Aussicht des näheren Himmels aus dem mütterlichen Haus, die freundliche Sorge Ihrer Verwandten wird Ihnen beiden wohl thun, und meine Lollo wird ihre Gliederschmerzen auch verlieren. Ich habe meine Gesundheit schon so lang verloren, daß ich nun aufgehört habe, ferneren Anspruch darauf zu machen; aber um so weher thut mir's, wenn ich geliebte Freunde auch diesen Weg betreten sehe; es ist auch eine Art von Trennung, weil keiner dem andern beistehen kann. Sollte sich noch ein Tag finden, wo ich Sie besuchen könnte, so laß ich's Ihnen sagen; vielleicht mit dem Wagen, der Wedel[5] abholt. Besuchen Sie ja die Wedel, sie hat ihren Mann so lieb und also auch wie Sie viel gelitten bei ihres Mannes Krankheit, es wird ihr wohl thun.

[1] Das Verhältniß Carolinens zu Beulwitz.

[2] Ueber Erziehungskunst.

[3] Den Schiller zu seinen ästhetischen Untersuchungen brauchte. S. Briefe an Körner III. S. 118.

[4] Nach Schwaben.

[5] Den Kammerherrn, „den schönen Wedel."

Adieu, meine Allerbeste, ich schließe Schiller mit in meine Liebe für Sie ein. Sagen Sie ihm, daß mich Alles angeht, was ihm wohl oder weh machen könnte.

von Stein.

Können Sie mir den zweiten Theil von Bahrdts Leben verschaffen? Den ersten Theil hatte ich von Ihnen.

Sonntag, (April 1793).

Schon längst hätte ich Ihnen auf Ihren vorletzten Brief geantwortet, aber ich habe beinahe drei Wochen zu Bett gelegen, und noch verläßt mich die Müdigkeit nicht. Doch kann ich wieder einige Gedanken aneinander reihen; ich glaubte wirklich, ich würde in Steins Zustand verfallen. Jetzt kann ich mir wohl vorstellen, daß die böse Witterung auf Sie und unsern lieben Schiller keinen guten Einfluß haben kann. Mich ängstigt, daß Sie beide bei der Kälte im Garten wohnen;[1] ziehen Sie doch lieber wieder in's Haus, bis es besser wird. Die Gartenhäuser sind so schlecht verwahrt, es war ja noch gar kein schöner Frühlingstag: wie sind Sie denn schon in den Garten gelockt worden?

Vorgestern Nachts träumte ich, ich tanzte mit Schiller einen Dreher, und das ging vortrefflich. Dabei bewunderte ich, daß ich gar nicht wie sonst im Dreher schwindlicht wurde; fragen Sie ihn doch, ob er sich nicht etwas von diesem Ball zu erinnern weiß.

Wenn Sie mich gern sehen, ohne einen unruhigen Geist bei mir anzutreffen, so kann ich Ihnen sagen, daß Knebel gar nicht mehr zu mir kommt.[2] Ich begreife nicht, wie er nach einer so langen Gewohnheit von Besuchen, ohne daß wir uns entzweit hätten, abgebrochen hat. Vielleicht kriegt er endlich einmal eine vernünftige Existenz zu Hause, und mir ist auch damit gedient.

Der Churfürst von Mainz war vorgestern hier; ich habe ihn

[1] Seit dem 7. April, an Körner III. S. 87.

[2] Ueber Knebels Verstimmung und Unzufriedenheit im Jahr 1792 und 1793 Düntzer, Freundesbilder S. 514 ff.

aber nur von weitem von der Gallerie herunter gesehen und unsern guten Coadjutor von oben herunter gegrüßt. Letzterer sah ganz vergnügt aus. Ich hoffe, mit den Franzosen in Mainz soll's nicht lange mehr werden, denn die Unordnung im Innern des Reichs kann ja die äußeren Armeen nicht erhalten. Dumouriez wollte etwas zur Rettung thun, aber das Reich ist zu sehr in des Pöbels und der Räuber Händen, und diese sind doch immer allerwegens die Stärkeren. Das Manifest vom Prinzen von Coburg hat mir gar gut gefallen,[1] aber bei den Franzosen schlägt nichts mehr an.

Vorgestern war auch Beulwitz bei mir; ich bin froh, daß der Fürst zur Ruh ist, ich wollte, Stein wär's auch: er hat mir vom alten Kettelhodt[2] erzählt, daß er sich fürchtet, in der Beiden Zustand zu kommen, indem sie drei Spielkameraden waren.

Weimar, den 12. September 1793 (nach Heilbronn).

Durch mein Teleskop sah ich die letzte Sonnenfinsterniß ganz prächtig. Die Himmelskörper sind mir wunderbar; das nicht weniger Wunderbare dieser Erde wird man so gewohnt.

In meiner Nachbarschaft sieht's rechts und links übel aus. Wedel ist von Karlsbad krank zurückgekommen, und der armen Luck gibt der Medicus nur noch drei Monate Lebensfrist. Mein Mann ist noch immer in seinem alten traurigen Zustand. Gestern erhielten wir die Nachricht, daß Prinz Constantin den 6. dieses an der Ruhr gestorben ist. Mich dauert die arme Herzogin Mutter; sein Leichnam ist nach Eisenach geschafft, wo er morgen, glaube ich, begraben wird. Fröhliche Neuigkeiten weiß ich nicht, ich hoffe auf welche von Ihnen.

Den 4. December 1793.

Schon lange, liebe Lollo, wollte ich Ihnen wieder ein paar Worte sagen; jetzt kommt mir nun noch eine herzliche Sehnsucht

[1] Offenbar das erste gemäßigte vom 5. April, das mit Dumouriez verabredet war. (Sybel II. S. 252.) Frau v. Stein zeigt ein sehr gesundes Urtheil.

[2] Dem Kanzler.

dazu, nur einen Laut wieder von Ihnen und Schiller zu hören, wie es seiner Gesundheit geht und was die heilige Marie mit ihrem Kindchen macht?

Von der guten Mutter habe ich kürzlich einen Brief gehabt und werde ihr bald wieder schreiben, um wo möglich ihr ein freundschaftliches Wort des Trostes zu sagen, denn das unglückliche Verhältniß der Beulwitz mit ihrem Manne mag sie wohl sehr drücken.

Den 5.

Die Nacht sah ich die liebe Freundin im Traum; Sie sahen freundlich und hübsch aus und hatten gar ein schönes Kleid von Tarletan an mit einer bunten Kante, das Ihnen sehr gut stand. Aber es war, als wären Sie Lottchen Lengefeld, vom kleinen Sohn und Schiller sah ich gar nichts; ich bitte Schiller deßwegen um Verzeihung. Weiter im Traum sah ich auch ohne Beziehung auf Sie Schiller, als wäre er in einer Freimaurergesellschaft; er kam eben, als ich ihn hinwegrufte, der übrigen Gesellschaft ein Spielchen zu lehren. Sehen Sie, so sind doch wenigstens meine Träume so gefällig, mich in meiner Freunde Gesellschaft zu versetzen, wenn die Weite mich trennt.

Den 6.

Unsern Herzog erwarten wir den 15. dieses,[1] wenn ihn sein gutes Glück bis dahin am Leben erhält, denn die Franzosen sind immer auf den Beinen, und den 29. und 30. November[2] sind blutige Gefechte vorgefallen. Sehr hat mich der General Kalkreuth gedauert, der vielleicht nunmehro todt ist, denn der Herzog schrieb, er sei sehr verwundet. Abgerechnet, daß er ein guter General ist, so ist er auch ohne dies ein sehr liebenswürdiger Mann. Daß ich nichts meinem Herzen ganz Nahes im Kriege habe, ist mir

[1] Nach Schöll, Karl August S. 95, wäre er schon am 3. December angekommen.

[2] Oktober? bei Kaiserslautern.

sehr lieb; ich begreife nicht, wie man's ertragen kann. Ist denn Schiller wohl jetzt ganz über die französische Revolution bekehrt, und darf ich wohl jetzt den Nationalconvent Räuber nennen, ohne daß er sich wie schon einmal darüber entsetzt? Es ist mir lieb, daß er ein Deutscher ist, sonst wäre er dennoch schon lang unter der Guillotine; denn wo nur ein edler Blutstropfen ist, den vertilgen sie.

Tausend Grüße an Schiller. Was hat er jetzt für Aussichten? ist denn nicht vielleicht ein Glück für ihn in seinem Vaterland zu machen? Ich bin dann und wann sorglich für Sie beide, doch Sie haben alle beide einen guten Schutzgeist.

W., den 15. Januar 1794.

Daß mein Mann den 27. December endlich aus seinem traurigen Zustand erlöst worden, werden Sie vielleicht schon wissen. Nun habe ich allerhand in Ordnung zu bringen und dann auch zu sterben. Doch hoffe ich Sie erst noch recht oft zu sehen und Ihr kleines Söhnchen mich noch rufen zu hören.

Ich hoffte zeither, es sollte Schiller vielleicht gegen das Sprüchwort ein Glück in seinem Vaterlande aufgehoben sein. Man sagt viel Gutes vom neuen Herzog, und er ist doch auch ein reicherer Herr als unser Fürst. Mit tausend Thalern hier zu leben ist schwer, denn selbst wegen Schillers Namen könnten Sie keine so ganz eingezogene Haushaltung führen. Ich rede gegen mein eigenes Interesse, denn nichts wäre mir erwünschter als Sie hier wohnhaft zu sehen. Auch noch etwas habe ich zu erinnern: es hält sehr schwer, daß hier eine Wittwe Pension kriegt, wenn es der Mann nicht ausgemacht hat. Könnte Schiller dort Dienste bekommen, so könnte er auch dieses sich ausmachen. Ich spreche nun freilich ganz ohne Kenntniß von der dortigen Lage nur aus dem Trieb, daß Schiller das Beste und Glücklichste für sich ergreifen möchte.

Ihre liebe Mutter werde ich bald das Vergnügen haben zu

sehen; sie wird zu Ende dieses Monats mit sämmtlichen Prinzessinnen hieher kommen. Wenn die Beulwitz mit ihrer ökonomischen Lage fertig werden kann, so wünschte ich selbst, sie würde geschieden; es kann für beide kein Glück mehr aus dieser Ehe kommen. Wenn sie bei Ihnen ist, so grüßen Sie sie von mir. Herzogin Louise sagt Ihnen und Schiller viele Grüße und dankt letzterem für die Thalia, welche sie erhalten. Sie ersucht Sie, Moser, wenn Sie ihn sehen sollten, viele Grüße von ihr zu sagen und wünscht zu wissen, wie es ihm jetzt geht. Der Coadjutor war vor einigen Tagen bei mir und trägt mir auf, Ihnen beiden viel Freundschaftliches zu sagen. Seine Familie, sagt er mir, sei nun durch die Franzosen ganz ruiniert. Er selbst hat traurige Aussichten, aber er trägt dieses Alles mit vieler Fassung.

Nach den Zeitungen benehmen sich Schillers Landsleute recht patriotisch, daß sie der deutschen Nation Ehre machen; also hoffe ich, werden Sie nichts von den Franzosen zu befürchten haben. Ich kann nicht leugnen, daß mir's um Ihretwillen auch ein wenig ängstlich war, als wir die fatalen Nachrichten von dem Sieg der Franzosen [1] erhielten. Der älteste Niebecker, der die letzten drei Jahre der Revolution in Paris zubrachte und von unglaublichen Schandthaten der Augenzeuge war, ist jetzt hier; aber ich weiß nicht, was er sich muß haben zu Schulden kommen lassen, der Herzog hat ihn nicht bei Hof acceptiert und ihm geantwortet, daß seine politischen Verhältnisse es nicht erlaubten. Eine Anekdote, die uns unbekannt war, hat er erzählt. Die Anhänger des Königs, da sie ihn nicht retten konnten, hatten sich vorgenommen, um ihn von der Hand des Henkers zu befreien, ihn zum Fenster heraus schnell durch einen Schuß zu tödten, indem er auf einem offenen Wagen und sehr langsam gefahren wurde. Daher kam der Befehl, daß sich Niemand am Fenster sollte sehen lassen, weil die Absicht verrathen worden war.

Unser Herzog bleibt, wie man sagt, bis im März bei uns;

[1] Ueber Wurmser bei Hagenau und Weißenburg.

alsdann geht's wieder zur Armee.[1] Ich habe keine Angst mehr um ihn. Da er einmal eine unüberwindliche Neigung zum Militär hat und für die ihm näheren Pflichten keinen Sinn, so findet er entweder da die ihm erwünschte Art des Todes, oder kommt er davon, bleiben ihm die mit seinem Wesen übereinstimmenden liebsten Erinnerungen. Wenn wir Jemand lieben, wollen wir immer die Person nach unsrer Art glücklich wissen, das ist ein Irrthum; so habe ich mich endlich über unsern Herzog beruhigt. Wer kann wissen, in wie weit des Menschen Handlung von ihm selbst abhängt? Wie oft habe ich mich über den unrichtigen Gang der Begriffe und Handlungen des armen Stein geärgert; wie man seinen Kopf öffnete, fand man einen Knochen, der ihm in's Gehirn gewachsen war. Es ist mir nun, als möchte ich zu Allem schweigen. Nur Ihrer Liebe will ich antworten und immer wiederholen, daß Ihnen die meinige ewig bleiben wird.

Mein ältester Sohn, der mir unvermuthet den Tag vor seines Vaters Tod ankam, sagt Ihnen die schönsten Grüße.

Den 16. April (1794).

Ich habe Ihre Frau Mutter ziemlich ruhig gefunden, ohne daß sie doch eben eine Auskunft wußte; vielleicht macht es die Zeit gut, wenn man diese Trennung noch eine Weile hinziehen kann.

Wegen Ihres Projekts, liebe Lollo, für Schiller habe ich wirklich mit der Herzogin gesprochen: wenn sie Mittel und Wege hätte, Schiller in eine ruhige Lage zu setzen, so thäte sie es gewiß von Herzen gern, denn sie schätzt Schiller sehr und liebt meine Lollo; aber die ungewisse Gesundheit unsers guten Schiller war ein allzu großes Hinderniß in ihren Augen; aber sie antwortete mir mit recht vieler Theilnahme von Ihnen beiden.

Den 21.

So geschwind ich Ihnen den Brief zuschicken wollte, so gegen meinen Willen ist er ungeendet geblieben. Die Ankunft meines

[1] Bekanntlich kam es nicht dazu, da der H. seine Entlassung nahm.

jüngsten Sohnes, sein kurzer Aufenthalt hier, wo noch Vieles auf seine weite Reise [1] zu besorgen war, alles dieses und noch ein paar Tage von meinem bösen Kopfweh haben ihn in meinen Schreibtisch verdammt. Fritz ist vorgestern früh fort und empfiehlt sich Ihnen noch auf's beste. Bald werde ich wieder ganz einsam sein; im Mai geht mein ältester Sohn wieder nach Mecklenburg zurück, doch freue ich mich, Sie, meine geliebte Freundin, in dem nämlichen Monat wieder zu sehen und die Bekanntschaft von Ihrem kleinen Carl zu machen.

Der Coadjutor war kürzlich bei mir, Ihr immer treuer Freund; ungeachtet alles Unglücks, das die französische Freiheit über ihn und die Seinigen gebracht, scheint er mir ganz ruhig und lacht und spaßt wie gewöhnlich. Morgen reise ich zu ihm nach Erfurt.

Wedel, werden Sie wohl schon wissen, ist todt; der armen Bürgermeister in Bohlen ältester Sohn ist auch gestorben.

Kommen Sie, meine liebe Lollo, meine innigst geliebte Freundin, gesund mit den Ihrigen bald zurück; die schönen Blüthen werden dann und wann auf Ihrer Reise Ihren Weg bestreuen, und ich hoffe schöne Früchte auf Ihr übriges Leben.

Den 3. August (1794).

Es sollte mich freuen, wenn der angelegte Plan, [2] wovon Sie mir schreiben, gelingen sollte, und wenn es nur auf einige Jahre wäre. Lassen Sie die Visite mit Humboldt bei Goethe recht bald stattfinden; indessen die Herrn zur Erleuchtung der Welt etwas Neues verabreden werden, wollen wir in der Dämmerung beisammen ausruhen, denn mein Lollochen ist auch oft müde.

Ihre Gefühle über den Krieg sind sehr richtig. Ich fürchte, wir werden noch alle von den Franzosen verschlungen werden.

[1] Nach England.

[2] Die Herausgabe der Horen.

Den 20. August 1794.

Ich würde Sie, liebe Lollo, die Woche noch besuchen, denn das schöne Wetter hat mich lang dazu eingeladen; aber mein ältester Sohn ist angekommen und geht erst künftige Woche nach Kochberg; alsdann komm ich wohl, um auch etwas von dem Ich und Nicht-Ich zu hören.[1] Wenn ich nicht so bald kommen kann, so werde ich der Caroline schreiben; ich danke ihr für ihren Brief, und wenn sie glücklich wird, so wird mich's nicht allein für sie, sondern auch für die mir geliebten Personen, denen sie gehört, freuen. Uebrigens will ich's dick ablügen, bis es Zeit ist zu bekennen.

Des Robespierre Schicksal kam mir gar nicht unerwartet; ich nehme es als etwas schon Ausgemachtes an, daß diese Scheusale der Menschheit sich einander selbst auffressen müssen.

Die schönsten Grüße an Schiller. Goethe ist wieder hier.[2]

Den 30. August 1794 (nach Rudolstadt).

Hier schicke ich Ihnen, liebe Lollo, die Erzählungen von der Königin von Navarra, welche ich bitte der Frau v. Beulwitz zu geben, die sie Herrn v. Humboldt mittheilen kann; denn so viel ich von ihr verstanden, ist es das Buch, welches er unlängst, wie Sie mir schrieben, zu haben wünschte. Da es nach der Geschichte eine sehr decente Dame geschrieben hat und ich es auch aus der Bibliothek einer sehr decenten Dame, unserer Herzogin Louise, geliehen habe, so wird ja wohl niemand in Ihrem kleinen Cirkel ein Aergerniß daran nehmen.

Den 7. November (1794).

Vielleicht, wenn das Wetter erträglich bleibt, komm' ich den Montag, aber doch nur einige Stunden. Sie haben wohl recht, daß man mehr als einige Stunden braucht, um das nach und nach zu entwickeln, was man sich zum Knäul für seine Freunde

[1] Fichte war seit Ostern in Jena mit 200 Thlr. angestellt.
[2] Schiller an Goethe Nr. 4.

gesammelt hat; ich wollte, wir könnten ihn gegenseitig recht allmählig verbrauchen. Von der Veränderung, die Schiller betrifft und wovon Fritz wissen möchte,[1] weiß ich selbst nichts, wenn Sie mir's nicht anvertrauen wollen.

Die bewußten Elegieen habe ich schon mehrmals loben hören, aber mir sie zu lesen zu geben, hat mich der ehemalige Freund vermuthlich nicht würdig gefunden. Er wollte sie vor einigen Jahren drucken lassen, der Herzog widerrieth's ihm aber;[2] wie unsern gnädigsten Herrn just einen Moment diese pedantische Sittlichkeit überfallen hat, begreife ich nicht.

Die Herzogin grüßt Sie beide auf's beste und dankt recht sehr für die überschickte Thalia; ich thue meinen Dank wie billig auch hinzu, indem ich es mit vielem Vergnügen lese.

Da Ihnen die gelehrte Welt bekannter ist als mir, so schreiben Sie mir doch, wer der Hölderlin[3] ist; die Fragmente haben mich sehr interessiert, es ist etwas Wertherisches drin, und recht kindisch muß ich sagen, daß mir die griechischen Namen so wohl gefallen haben.

Unser armer guter Fischenich! Wie wird's dem gehen; schon lange dachte ich an ihn, und wenn mir die Franzosen einfallen, so sinkt mir aller Muth. Wenn der Coadjutor alle seine schönen Aussichten verlieren sollte, da seine ganze Familie ruiniert ist, das würde mich sehr schmerzen. Ich mag gar nicht daran denken. Für mich ist die Welt bald vorbei, aber ich möchte doch gern die Zurückgebliebenen glücklich verlassen.

Ihre Stein.

19. Februar 1795.

Wenn der Unmuth über physische und moralische Leiden bei mir anwächst, so stelle ich mir vor, daß ich eine ganze Ewigkeit

[1] Vielleicht die Aussicht, nach Tübingen berufen zu werden.

[2] Siehe des Herzogs Brief an Schiller vom 9. Juli 1795, Karl Augusts erstes Anknüpfen mit Schiller, Nr. 8.

[3] Er war damals Hofmeister des jungen Fritz v. Kalb und kam im December mit Frau v. Kalb nach Weimar.

habe, worin diese Leiden nur hin und wieder Punkte sind, auch selbst wenn im ganzen Gegenwärtigen ein und mehreremale diese Leiden zur langen Linie würden. Immer hilft's freilich nicht. Alsdann klagen wir's einander, mein gutes Lollochen, da wir uns beide verstehen.

Die Briefe[1] im zweiten Stück der Horen habe ich noch nicht gelesen, sie kommen mir schwer vor. Dem Goethe scheint's gar nicht mehr Ernst um's Schreiben zu sein, daß er die bekannte Geschichte der Mlle. Clairon, die er nach Italien transportiert,[2] die vom Klopfen, welche mir vor drei Jahren Herr von Pannewitz erzählte, daß sie sich in seiner Eltern Haus zugetragen, und die aus des Bassompierre sehr bekannten mémoires, die er doch wahrhaftig nicht wird für eine Geistergeschichte wollte passieren lassen, indem sie sehr körperlich war, gut genug zum Inhalt eines so respektabeln Journals wie die Horen hält.[3]

25. Februar (1795).

Schillers Briefe in den Horen haben mir ganz ungemein gefallen. Wenn wir zusammen wohnten, möchte ich mich noch viel mit ihm darüber unterhalten und mir noch Manches erklären lassen; aber mit diesen schönen Ideen kann man doch den Stoff nicht umbilden, aus dem nun einmal die Menschen geformt sind; immer werden nur einige Einzelne gerettet werden.

Daß Goethe sich Schiller immer mehr nähert, fühle ich auch, denn seitdem scheint er mich wieder ein klein wenig in der Welt zu bemerken. Es kommt mir vor, er sei einige Jahre auf eine Südseeinsel verschlagen gewesen und fange nun an auf den Weg wieder nach Hause zu denken. Ich wollte, Sie hätten mir noch mehr von den gelbröthlichen Streifen geschrieben, die sich durch

[1] Ueber die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts.
[2] Eine Nachwirkung dieses Urtheils bei Goethe an Schiller Nr. 132.
[3] Dasselbe Urtheil fällt Körner (III. S. 264) und das Berliner Publikum bei Humboldt (Briefwechsel S. 112).

die Masse des Gehirns schlingen, und ob sie dem Gehirn des Thieres fehlen. Aber die Vernunft ist nur ein Resultat; ich kann also nicht glauben, daß sie wo in unserem Kopfe sollte sichtbar sein.

Die Kalb sah ich nur zweimal, seitdem sie hier ist, und ich höre nicht einmal etwas von ihr, außer gestern, wo die Reinbaben, welche sie täglich besucht hatte, mir erzählte, sie habe sie an Schiller schreibend angetroffen über seine Briefe in den Horen; und letzthin sagte sie, mir däucht zur Herzogin, sie habe sich so drin vertieft, daß ihr Mädchen, als sie in die Stube kam, sie braun und blau gefunden. Mir geht's nicht so; was ich drin verstehe, macht mir eine angenehme Empfindung im Kopfe, vermuthlich weil es dem verständigen Organe recht angemessen ist, und was ich nicht verstehe, das laß ich bescheiden liegen.

Weimar, den 19. Mai (1795).

Ich finde nicht, daß der Coadjutor noch auch Humboldts durch etwas Indelikates, wie es Ihnen vielleicht vorkommt, in ihrem Benehmen sich verdächtig gemacht haben. Ich kann es Ihnen nicht so fein hinlegen, als ich es fühle, wie dem Coadjutor wohl einfallen konnte, Schiller im Moment unterstützen zu wollen, da er es so geschwind mit dem Fechenbach[1] nicht bewerkstelligen konnte, und so mögen es Humboldts auch wohl angesehen und sich nicht für berechtigt gehalten haben, die gute Absicht des Coadjutors Ihnen zu verbergen. Ich werde den Coadjutor bei meiner Durchreise nicht sehen, denn er ist nach Würzburg, soviel ich weiß.

[1] Georg v. Fechenbach, Fürstbischof in Würzburg, wo Dalberg Domherr war. Die oben angedeutete Verhandlung, über die nichts weiter bekannt ist, scheint durch die ökonomischen Betrachtungen veranlaßt zu sein, wozu Schiller der Ruf nach Tübingen vermochte (an Körner III. S. 255. An Goethe Nr. 62). Der Herzog verhieß eventuell Verdoppelung des Gehalts, die am 11. November 1799 verfügt wurde (Karl-August-Büchlein S. 109). Auf dergleichen Gespräche bezieht sich der etwas ältere Brief Dalbergs vom 2. November 1794.

4. Juli (1795).

Es freut mich herzlich, daß Sie wieder besser sind, mein gutes Lollochen, und sich der schönen Natur in Blüthenbäumen und Mondschein erfreuen können. Meine Kur bekommt mir recht wohl und schafft mir Balsam in's Blut, doch bin ich bestimmt, selten ohne körperliche Leiden zu sein, weil ich gar zu sehr von der Witterung abhänge und die Elemente immer ihre Verwandtschaft mit meinem Körper reklamieren, bis sie mich endlich wieder haben werden.

Die Bibliothèque de campagne ist hier nirgends als bei Wieland zu haben, und der verleiht keine Bücher mehr, weil man ihn gar zu viel drum gebracht hat. Die Herzogin Mutter hat mir für Schiller les contes de Tressan angeboten: wollen Sie sie, so laß ich mir's geben. Ich hoffe, Goethe soll von Carlsbad wieder gesund zurückkommen. Seit dem Winter auf der Redoute habe ich ihn nicht wieder gesehen, als letzt einen Augenblick im Garten, wo er aber so eilte aus der Luft zu kommen,[1] daß ich meine Ansprache gegen ihn nicht endigen konnte.

Der Kalb neugeborenes Töchterchen ist gestern begraben worden.

27. Juli 1795.

Fritz wird Ihnen, geliebte Lollo, meinen besten Gruß überbracht haben. Das Wetter war zu böse, um mit ihm zu gehen; es wird mir auch immer schwerer, mich aus meiner Wohnung zu entfernen; ich möchte sie lieber mit Ihnen theilen. Zwar sieht sie jetzt wüst aus, ich lasse meine Stuben wieder frisch malen, und die Arbeiter zaudern so lang.

Herders Urtheil über die Elegieen ist mir nicht bekannt geworden, aber ich will's Ihnen gewiß plaudern, sobald ich etwas höre, weil Sie es wünschen. Das meinige ist zu unbedeutend darüber, denn ich habe für diese Art Gedichte keinen Sinn. In einer einzigen, der sechsten, war etwas von einem innigeren Gefühl; ich glaube, daß sie schön sind, sie thun mir aber nicht wohl.

[1] Er war im Juni krank gewesen. An Schiller Nr. 73 f.

Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus, oder er verband es mit ridicules, soviel ich davon gelesen habe. Auch schrieb er diese Scenen nicht von sich selbst.

Bei Gelegenheit dieser Elegieen sagte Herder der Herzogin, Goethe sei in Italien sehr sinnlich geworden, ihn aber habe es daselbst angeekelt. Daß der Herzog an Schiller einen Brief über diese Elegieen geschrieben, habe ich von der Herzogin gehört; auch sagte sie mir etwas aus Schillers Brief an den Herzog darüber. Schillers ernsthafte Briefe neben den leichtfertigen Elegieen machen einen sonderbaren Contrast. Wenn Sie sie verstehen, so hat sie Schiller vermuthlich mit dem Gegenstand bekannt gemacht; mir sind sie schwer.

Sobald ich den ersten Theil von den contes de Tressan wieder bekomme, schicke ich den andern.

29. August 1795.

Für die überschickten Gedichte,[1] auf die ich mich recht freue, danke ich Schiller und Ihnen, liebes Lottchen, tausendmal; ich will recht meine Andacht drin halten. Gestern wollte eine große Gesellschaft im Mondschein spazieren, aber das Wetter trieb uns zu Herrn Schwarz, welcher der Wirth von den untern Stuben in meinem Hause ist. Es wurde Punsch getrunken, das Lied an die Freude von Schiller angestimmt und seine Gesundheit vorher mit Klang der Gläser getrunken. Möge sie kräftig genug gewesen sein, um ihn erreicht zu haben!

Gestern war die Kalb bei mir; ich wünschte ihr auch ein wenig mehr Ruhe, aber die Ruhe thut uns beiden nur so wohl, weil wir leidend sind, anderen gesunden und lebhaften Menschen kommen wir gewiß langweilig vor, denn man kann uns gar nicht dramatisieren, mich besonders gar nicht.

Auf den Dienstag kommt ein alter treuer Freund, Herr von

[1] Für die Horen und den Musenalmanach.

Dürkheim[1] aus Meiningen, zu mir und wird bei mir logieren. So sehr ich mich auf ihn freue, so fürchte ich doch, daß meine Gesundheit mir's nicht ganz rein wird genießen lassen, und mit ihm kann ich doch nicht wie mit meinem Lollochen ausruhen. Den Mittwoch wird unsere Herzogin auch wieder hier sein.

Hier wieder ein Theil Erzählungen. Mögen sie Schiller so gut einschläfern, wie Goethe's Mährchen neulich Wieland, als Goethe in einer Gesellschaft bei sich vorlas.[2]

Morgen geht Fritz fort nach Dieskau zum Geh. Hofmann auf acht oder vierzehn Tage, alsdann nach Schlesien. Es ist mir sehr unangenehm, ihn so lang zu entbehren.

7. September 1795.

Wenn ich Ihnen, liebe Lollo, noch viel in Gedanken zu schreiben habe, so wird meistens in der Wirklichkeit nichts daraus, weil mir die Zeit dazu nicht lange genug scheint. Ich will also heute den Fehler so gut wie möglich überwinden. Mein alter Freund ist nicht fort, wie Sie glauben, sondern wird auch wohl noch acht Tage hier bleiben. Er hat ein glückliches gesundes Alter und war dennoch in seiner Jugend beinahe mit denselben Umständen leidend wie Schiller; also können Schiller auch noch recht gesunde Tage bevorstehen.

Schillers zwei letzte Gedichte haben mir viel Vergnügen gemacht; bei der Würde der Frauen sieht man recht, daß mein Lollochen der Gegenstand war, aus dem er es schöpfte; heimlich aber hat er doch nach der Kantischen Philosophie den Mann zum Tugendhaften gemacht. Die Ideale haben mich gerührt, und ich begreife nicht, daß es Jemand gibt, der nicht ganz mit Fett umwachsen ist, dem es nicht dieselbe Wirkung thun sollte.[3] Wem

[1] Geheimerath und Oberhofmeister.

[2] Wieland äußerte sich über den Schluß des Mährchens, das in den Horen (Heft 10) erschien, ungünstig, Böttiger Mem. I. S. 165.

[3] Humboldt und seiner Frau nicht, dagegen Goethe besonders (Briefwechsel S. 171 und 180).

dieses Gedicht seiner Empfindung anschlägt, ist's wie ein Labetrunk einem Durstigen oder ein Ruhebett einem Müden, genug, wie eine Antwort auf Empfindungen, die sich wenige Menschen selbst ausdrücken können.

von Stein.

23. September 1795.

Ich erwarte Fritz alle Tage, und ehe er seine lange Abwesenheit antritt, wird er Sie, gute Seele, gewiß noch besuchen, und ich wo möglich mit. Jetzt kann ich unsere gute Herzogin nicht verlassen, welche die Ruhr hat. Ich will ihr heute Schillers Gedichte mitnehmen und vorlesen. Schicken Sie mir auch bald das Versprochene.

Es scheint, daß Schillers Krankheit ihm sein Geistiges noch geistiger macht; für das Bier will ich sorgen; es ist gut, daß man ihn mit etwas Irdischem nähre, daß er uns endlich nicht gar unsichtbar werde.

Meine Gesundheit ist wie gewöhnlich sehr abwechselnd, und wenn ich mich recht zur Statue machen kann, bin ich am wohlsten; ich darf mir weder Freud noch Leid erlauben.

9. Oktober (1795).

Das Wetter ist heute wieder sehr schön, aber die Wettergläser über die Nacht gefallen, und übermorgen möchte ich doch auf einen Tag nach Kochberg; bitten Sie die Wettergeister, daß sie meiner Reise günstig sein mögen. Fritz geht mit, um von seinem Bruder[1] und den Bergen und Wäldern Abschied zu nehmen.

Hier schick' ich Ihnen für unsern lieben Schiller den letzten Theil von den Erzählungen; mögen ihm doch bald besser durchschlafene Nächte diese Lektüre entbehrlich machen!

Gestern Abend ist unsere Herzogin wieder von dem Besuch bei ihrem Bruder[2] und Schwägerin in Eisenach zurückgekommen; der

[1] Karl, der das Gut übernommen hatte.
[2] Dem Landgrafen von Darmstadt.

Herzog aber ist noch dort. Fritz will Ihnen heute noch schreiben. Adieu, Liebes! Möge es Ihnen im Kopf und Herzen immer heiter bleiben.

Ihre treue Stein.

Sonnabend (Oktober 1795).

Mich freut, daß Schiller zeither leidlich war; mir däucht, seine Gesundheit nehme ein wenig zu. Die Horen habe ich noch nicht gelesen, überhaupt leide ich so am Kopf, daß ich recht wenig lesen und beinahe nichts thun kann. Ich habe einen immerwährenden Krampf am Herzen. Da dieses schon so verschiedene Jahre dauert, so bin ich auch resigniert; ich glaube mein Herz versteinert nach und nach, ich fühle, wie mir der Ausdruck immer mehr und mehr versagt, Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben; aber wenn ich auch ganz versteinert wäre, so wird nie der innere Funke, der meiner getreuen Lollo gehört, ausgelöscht werden.

Daß Herders sich mit der Einsiedel[1] hier so affichiert haben, hat im Publikum keine gute Wirkung gemacht. Auch hat die Herzogin Mutter sich besonders benommen; sie ist zu Herders gegangen und hat die Einsiedel zu sich geholt, und war wie beim Vater im Himmel eine Freude im Haus über einen Sünder, der Buße thut, mehr als über tausend Gerechte.

Von Fritz habe ich einen Brief von Dresden, wo er glücklich angekommen ist. Körners hat er recht froh und zufrieden angetroffen.

11. November (1795).

Auch leg' ich noch ein Buch bei. Wenn es die rechte Bibliothèque de campagne ist, die Schiller wünscht, so kann ich Ihnen

[1] Der frühern Frau v. Werther, die nach ihrer afrikanischen Expedition 1786 von ihrem Mann geschieden und mit dem Bergrath v. Einsiedel verheirathet war. Frau v. Stein hatte an ihren vorgeblichen Tod gleich nicht geglaubt und die Reise nach Afrika mit Einsiedel errathen. (Goethe Briefe III. S. 166.) Herders waren mit Einsiedel und dem alten Verehrer der Frau, Knebel, schon länger befreundet.

nach und nach viele Theile schicken; ich habe diese ungefähr entdeckt.

Das fünfte Buch von Wilhelm, auch das Glaubensbekenntniß hat mir sehr wohl gefallen. Ich glaube beinahe, es ist von einem Frauenzimmer, und er hat es nur zugestutzt. Eine einzige widerliche Stelle ist in dieser Confession.[1]

Adieu, lieber Engel! Wenn Sie wissen mögen, wo ich heute bin, im Tanzclub, welcher heute der Frau von Coudenhoven[2] zu Ehren gegeben wird. Die schönsten Grüße an Schiller. Seine Elegie[3] in den letzten Horen ist vortrefflich; es hat mir lang nichts so wohl gefallen. Ueber allen unsern Marthasgeschäften weiß ich gar nicht, ob ich ihm etwas darüber in Jena gesagt habe.

Sonntag (12. November 1795).

Die Kalb scheint jetzt sehr vergnügt, aber an Hof kommen beide nicht.

5. December 1795.

So einsam Sie leben, so sehr bin ich jetzt in Gesellschaft verwickelt. Eigentlich genießt nur der Einsame seines innern Lebens; die Tage der Gesellschaft sind mir wie ein Traum, und am meisten hebt sich mir da eine Empfindung heraus, die ich schon verschiedene Jahre trage, als wenn ich Niemanden angehörte, und habe doch so ein paar treue Freundinnen als Sie und die Herzogin Louise. Bei Ihnen vermiß ich die Gegenwart, und bei der Herzogin legt doch der Unterschied des Standes mir etwas in den Weg.

Sonnabend, December 1795.

Donnerstag Nacht träumte ich, Sie wären bei mir, aber sehr traurig und weinten, und zwar, weil Sie wieder guter Hoffnung wären.

[1] Wohl XVII. S. 102.
[2] Goethe XXVII. S. 59.
[3] Der Spaziergang.

Wenn mich der Brauinspektor nicht wieder belogen hat, so müssen Sie das Bier gestern Abend mit der Post erhalten haben. Es muß eine Betrügerei darunter im Brauhause selbst stecken, denn er hat mich bitten lassen, es ja nicht dem Herzog zu sagen; er wollte es Ihnen ganz gewiß schicken. Wenn er Ihnen nur auch jetzt gutes Bier schickt; schreiben Sie mir's, sonst sag' ich's doch dem Herzog, denn lange hat mich nichts so geärgert, als daß ich dem armen Schiller nicht diese geringe Erquickung habe verschaffen können.

Das elfte Stück der Horen werde ich sobald wie möglich lesen. Jetzt lese ich ein tolles Buch „Hesperus;" aber so toll es ist, so schöne Gedanken sind doch darin.[1]

In dieses Jahr scheint folgender undatierte Brief zu gehören:

Mittwoch.

Ich bitte Sie, mein bester Herr Schiller, beikommenden Tisch in Abwesenheit unserer Lollochen in Ihre Stube zu setzen. Ein guter Freund[2] von Ihnen beiden hat mir den Auftrag gegeben, und ich habe es mit Vergnügen besorgt.

Goethe war letzt bei mir und hat sehr gut von Ihnen gesprochen; es stimmte mit dem überein, was Sie von Ihrer neulichen Unterredung von ihm sagten, und es freute mich, daß es bei Goethe kein nur flüchtiger Eindruck war.

Sonnabend (den 30. Januar 1796).

Nun sind es schon vier Wochen, daß ich krank bin und zu allen Geschäften unfähig. Alle Feierlichkeiten, die hier vorgegangen sind,[3] habe ich auch versäumt. Ich hoffe nunmehr wenigstens den Frühling rein zu genießen, da ich so lange leiden muß.

[1] Goethe an Schiller Nr. 73. 75. 132 f. Jean Paul kam im folgenden Sommer selbst nach W.

[2] Goethe. Ernst v. Schiller schenkte ihn wieder August v. Goethe bei dessen Hochzeit.

[3] Zu Ehren des Darmstädter Hofs, dem die Herzogin durch ihre Geburt angehörte. Goethe an Schiller 147.

Ich habe den Musenalmanach von der Herzogin geschenkt bekommen, weil sie ihn einmal gekauft und auch von Goethe geschenkt bekommen hatte; ich schicke Ihnen also den Ihrigen zurück, weil Sie vielleicht noch Jemanden einen Gefallen damit erweisen könnten. Schillers Sachen haben ein besonderes Interesse für mich; unter diesen Poesien ist etwas für immer.

Vom 23. März bis 21. April war Schiller mit seiner Frau in Weimar. Dann empfing er den Besuch der Körner'schen Familie in Jena.

3. Mai (1796).

Jetzt ist mein Sohn hier und schickt sich zu seiner Mecklenburger Reise. Alsdann komme ich wo möglich nach Jena. Ich möchte Körners gerne ein freundliches Wort sagen für die liebreiche Begegnung, die mir Fritz von ihnen gerühmt hat und die ich ihnen gerne hier vergolten hätte.

Es ist recht possierlich, daß die Kalb nicht die gehörigen Worte zu ihren Gedanken finden kann; man sollte meinen, Schiller trüge ein hären Hemd und geißelte sich.

Eben tritt August zu mir herein und bringt mir Blumen. In Gedanken sagte ich ihm: „Guten Morgen, mein liebes Carlchen!" weil ich das liebe Kind mit ihm sah. Er brachte mir Blumen und einen Gruß von seinem Vater, und er wäre nach Jena gereist. Ich glaube, die Mutter hat's ihm gesagt, sonst wär's viel von einem Kinde, daß er's so lange gemerkt hätte. Hier folgen die Räuber; diese waren wirkliche Gewaltthätigkeiten der Seele, nach der Kalb zu reden. Grüßen Sie Schiller recht herzlich von mir, auch Körners sagen Sie etwas.

14. Mai (1796).

Schon lang haben Sie mir's in einem Traum, den ich von Ihnen hatte, erzählt, daß Sie guter Hoffnung wären; ich habe es Ihnen auch damals gesagt,[1] mir ist es lieb, daß Ihre Leiden also doch von keiner Ungesundheit herkommen.

[1] S. 306.

Die ganze Zeit hoffte ich auf gut Wetter, um zu Ihnen zu kommen, aber der Wind ist recht gegen meine Natur; doch will ich mir nun den Montag vorsetzen, um Körners noch zu sehen. Ich dachte immer, daß auch der Goethe erst wieder zurück sein sollte.[1] So wäre ich eine Nacht in Jena geblieben und hätte mir vom Herzog die Erlaubniß ausgebeten, in Knebels Stube zu logieren; so ist aber kein Platz. Die Amelie bring ich mit. Ich wollte, ich könnte der Stock auch einen guten, wohlhabenden Mann verschaffen, bei dem sie nicht um der häuslichen Sorgen willen brauchte ihr Talent zu vernachläßigen.

Die Kalb ist recht empfindlich gewesen, daß Schiller sie nicht besucht hat; sie hat es gegen meine Schwägerin geäußert. Ich werde es ihr aber noch begreiflich machen, wie wirklich seine Hypochondrie ihn gehindert hat, einen Besuch zu machen.

Carlchen einen Kuß von mir. August geht noch immer den Weg, den ihn Carlchen gelehrt hat; adieu, mein Allerbestes!

Mittwoch, (den 18. Mai 1796).

Manchmal verhindert mich ein böser Geist Ihnen zu schreiben, heute war's aber ein guter, und so bekommen Sie nur ein paar Worte, weil, indem ich meinen Brief anfangen wollte, die Herzogin hereintrat und mich zu einem Spaziergang abrief.

Ich bin ganz glücklich von Jena nach Hause gekommen und bin froh Sie nun ein wenig in Ruhe zu wissen. Körners haben mir einen angenehmen Eindruck hinterlassen; im nächsten Briefe, den Schiller etwa an sie schreibt, setzen Sie, liebe Lollo, einen freundlichen Gruß von mir hinzu.

28. Mai (1796).

Ich habe vor einigen Tagen einen kleinen Roman ohne fünften Akt gelesen, da sind Sie mir immer bei der Heldin des Buchs eingefallen; es ist, als wenn es der Autor nach Ihrem Charakter studiert hätte: der Titel ist: Jean Pauls Biographie; es ist von

[1] Von Jena. Knebel war in Weimar.

Richter, aber nicht mit seinen gewöhnlichen Katarakten von Gedanken. An der Stelle, wo die Leontine sagt: „ich habe noch Niemand vergessen,“ habe ich Sie ganz vor mir gesehen. Mich haben viele Stellen sehr gerührt, und die Liebeserklärung vom Lismore im Innern seines Herzens an sein Ideal, im Falle die vor ihm stehende Geliebte vielleicht nicht die wäre, der er angehörte, ist gar zu hübsch.

Die Franzosen sind doch die Räuber der ganzen Welt, nun werden sie den Italienern alle ihre Kunstwerke fortschleppen und die Bettelfreiheit lassen.

Viele Grüße an Schiller. Die Kalb hat mir gestern gesagt, sie hätte unrecht gehabt, Körners übel zu nehmen, daß sie nicht zu ihr gekommen wären.

(Ende Mai 1796.)

Niemand kann besser Ihre Leiden fühlen als ich, denn mir war dieses Geschäfte auch auf eine schwere Art auferlegt. Von Thränen ermüdet schlief ich nur ein und schleppte mich wieder beim Erwachen einen Tag, und schwer lag der Gedanke auf mir, warum die Natur ihr halbes Geschlecht zu dieser Pein bestimmt habe. Man sollte den Weibern deßwegen viele andere Vorzüge des Lebens lassen, aber auch darin hat man sie verkürzt, und man glaubt nicht, wie zu so viel tausend kleinen Geschäften des Lebens, die wir besorgen müssen, mehr Geisteskraft muß aufgewendet werden, die uns für nichts angerechnet wird, als die eines Genies, der Ehre und Ruhm einerntet.

Die Mlle. Schröder [1] war sehr empfindlich über Körners, daß sie ihr gar nichts hatten sagen lassen, nach Jena zu kommen. Ich sagte ihr, daß sie Ihnen nicht gerne hätten mehr Gäste an den Tisch bringen wollen. Dem Herder habe ich den Gruß von Körners ausgerichtet; er war recht freundlich, aber übrigens voller

[1] Corona Schröder war in Leipzig, wo Goethe sie 1776 veranlaßte, nach Weimar zu kommen, von Körner bewundert worden und mit Schiller 1787 in freundlichem Verkehr gewesen.

Piks auf's Leben und die menschliche Natur. Nichts curiert einen mehr von einem solchen Zustand, als wenn man eine recht schmerzliche Erfahrung gemacht hat. So bin ich durch Goethes Abschied für alle mir noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden; ich kann Alles dulden und Alles verzeihen.[1]

Donnerstag, Juni (1796?).

Ich habe Ihren lieben Brief, worin Sie mir den Göritz[2] melden, erhalten und mit Göritz über sein Anliegen gesprochen; auch habe ich's der Herzogin vorgetragen, die nur erwartet, daß ihr Voigt, an welchen ich Göritz vorgeschlagen sich zu wenden, ihr etwas darüber sage, alsdann will sie den verlangten Brief schreiben.

Ich kann immer das Epigramm: „Frech wohl bin ich geworden,"[3] das man mir eben vorlas, wie ich so krank war, nicht aus meinem Kopfe kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentalische Dichtergeist darin beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorsagen, wenn ihm so recht hündisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm, er beißt Niemanden und ist wirklich kein Schuft.

Donnerstag (den 2. Juni 1796).

Ueber Schillers heiteres Aussehen habe ich mich gefreut; grüßen Sie ihn recht schön von mir, und wenn Sie's für gut finden, so

[1] Diese eine Stelle würde hinreichen, um Lewes Urtheil: „er hatte aufgehört sie zu lieben, dieß Eine löschte die ganze Vergangenheit aus . . . Das Herz der Frau v. Stein hatte nur ein Gedächtniß für seine Wunden" (II. S. 135 der Uebersetzung) zu widerlegen.

[2] Was dieß für ein Anliegen war, ist mir unbekannt. Göritz, der frühere Tischgenosse, war damals zum zweitenmale in Jena und machte L. „mehr Noth als Freude." Andenken an Fischenich S. 92 f. auch Bd. I. S. 448. Vielleicht wollte er, um Medicin zu studieren, eine Unterstützung. Das Datum dieses und des folgenden Briefs ist wegen der Erwähnung von J. Paul gegeben, aber zweifelhaft. Die Zauberflöte und der dicke Geheimerath deuten auf eine spätere Zeit.

[3] Goethe I. S. 289. Nr. 74 und 75.

sagen Sie auch dem dicken Geheimerath[1] einen guten Abend in meinem Namen. Wenn er sich wieder um die Zeit bei Ihnen einfindet, vergessen Sie nicht ihn zu fragen, wann die Zauberflöte gespielt wird, und dann bleiben Sie bei mir einen rechten vollen Tag.

19. Juni 1796.

Ein Wort zum Dank für Ihre lieben Zeilen! Ich freue mich, daß Ihre Gesundheit leidlich ist. Göritz wird Ihnen etwas von Richter[2] erzählen können; ich selbst habe nur wenige Worte mit ihm gesprochen. Die Kalb[3] hätte aber am allermeisten sagen können, denn sie hat ihn in die Weimarische Welt introduciert, nach Tiefurth zur Herzogin Mutter geführt, ihre guten Freundinnen und Freunde[4] zu sich eingeladen und uns ihm vorgestellt. Wir machten ihm alle eine ganz höfliche Verbeugung, die er ohne Verlegenheit erwiederte, bis zuletzt Mlle. Schröder kam, die mit einer etwas theatralischen Stellung sich zuerst zu Frau v. Kalb wandte und ihr für eine Bekanntschaft dankte von dem Manne — indem sie sich zu ihm wandte —, den sie schon lange in ihrem Herzen schätzte und verehrte, und zu uns sagte sie, daß sie immer die Auszüge von seinen Schriften in ihrer Tasche trage. Ihm wurde angst und bang dabei, und er hätte ihr gern das Lob geschenkt. Den Abend haben wir uns, meine Nièce Amelie und meine Schwester, die Scene wieder vorgespielt, und ich kann sie noch nicht vergessen, so komisch war es. Wenn mir noch andere Scenen vorkommen, sollen Sie sie auch noch haben.

Viele Küsse für Carlchen. Augustchen brachte mir gar letzt seinen Vater geführt, als ich unter den Orangenbäumen vor meinem

[1] Goethe, der von Mai bis Juni in Jena war? Freilich ist das Beiwort sehr auffallend. Oder Wolzogen?

[2] Jean Paul. Goethe schreibt am 18. von ihm. Nr. 169.

[3] Die in Jena war um eine Freundin zu pflegen. Schiller an Goethe 170.

[4] Am 11. Spazier, J. P. Richter IV. 19.

Hause saß. Er nahm es an, sich neben mich zu setzen; es ist mir noch immer unbegreiflich, daß er mir so fremd werden konnte.

Adieu, Liebes, mir immer Bleibendes! Ich wollte, Sie läsen den kleinen Roman von Richter, Lismore, aber ohne Vorurtheil gegen den Autor; in einigen Stunden ist er gelesen.

Weimar, den 12. Juli 1796.

An Schiller.

Wie sehr Sie mich mit der guten Nachricht erfreut haben, kann ich Ihnen nicht beschreiben, besonders da mich noch gestern Mittag ein Brief von Lollo über ihr Leiden beunruhigte. Ich wünsche Ihnen tausend Glück zum gesunden Knaben und daß ihm bestimmt sei, eine schöne Poesie seines Lebens zu genießen. Habe ich denn nicht am Freitag [1] Abends um acht Uhr vor Ihrer Thüre leise angepocht, denn ich war Ihnen ganz nahe, fuhr hinten am Graben mit der Herzogin vorbei und wünschte Ihnen beiden einen guten Abend.

Den Auftrag wegen Utzens Bild will ich besorgen. [2]

25. Juli (1796).

Hat denn Schiller Briefe von den Seinigen aus Schwaben? [3] Wie werden nicht noch Alles die Franzosen ausbrandschatzen! Unsern armen Jägern ist es trübselig ergangen. Mein Bruder hat seine Kleider in acht Tagen nicht vom Leib gebracht. Ein guter Geistlicher in Würtemberg sagte ihm: „es ischt mir eine Freud Ihnen Wasch zu geben,“ und wollte ihm einige Hemden schenken; brachte ihm auch alle Abend ein Stückchen Schweizerkäs. Ich möchte in einem Planeten wohnen, wo kein Krieg in seine Constitution einnaturt wäre.

[1] Den 7. Juli, wo Frau v. Stein in Jena war.

[2] Schiller wünschte es vor seinen Kalender zu setzen. Goethe an Knebel Nr. 136.

[3] S. Christophinens Briefe, Beziehungen S. 243 ff.

(Kochberg, den 26. September 1796).

Schreiben Sie mir hierher durch die Post von Rudolstadt, was Sie machen? ob Sie mit den Ihrigen wohl sind? ob Frau von Wolzogen noch bei Ihnen ist 2c., an welche ich das Beigeschlossene bitte abzugeben. Sagen Sie ihr, daß mir's sehr wohlgefallen, und ich beneide sie um die Leichtigkeit der Jamben, womit ich mein Stück gern geziert hätte. [1]

Da ich Schiller Madame Rollands Memoires nicht habe schaffen können, so weiß ich andere aus ältern Zeiten, die ich ihm in einiger Zeit schaffen kann. Sie sind von einem Mr. Pontis; mich haben sie sehr unterhalten.

Ist August bei Ihnen? Ehe ich von Weimar abreiste, erzählte er mir, seine Mutter würde im Monat Oktober auf vier Wochen nach Jena gehen, um daselbst reiten zu lernen; da kann ja Madame Paulus mit ihr reiten.

Ich habe mich zeither recht gefreut, daß die Franzosen so gejagt werden. Vor einigen Tagen marschierten Sachsen hier durch. Möchte doch bald Alles recht ruhig nach Hause gehen.

Den 2. November 1796.

Was die Xenien betrifft, die ich nun gelesen habe, so sehe ich wohl, daß nicht mein alter Freund den Schiller dazu inspiriert hat, sondern Lollochen hat sie vermuthlich alle selbst damals in der Phantasie gemacht, als der Verleger kam und den noch nicht fertigen Kalender holen wollte, und nun besinnt sie sich nicht mehr darauf; daß ich ja nicht etwa noch eine über meine Tragödie darin finde. Aber eigentlich ist mir's politisch nicht recht, daß die beiden guten Freunde diese Späße haben drucken lassen; Goethe schadet's zwar nicht, aber Schiller könnte es in der Folge

[1] Nach dem Tode ihres Mannes legte Frau v. Stein, wie ihr alter Freund im Werther, den Geschwistern und Tasso, ihre überstandenen Schmerzen in ein Gedicht nieder, dessen Sujet aus der Erinnerung an die 1777 aufgeführte Posse (Riemer II. S. 621) und Schillers Bearbeitung Virgils entnommen sein mochte, eine Tragödie Dido in Prosa.

schaden, besonders im Holsteinischen; man lebt doch nicht vom Verstand allein. Ich denke freilich nicht wie eine Poetin, sondern hausmütterlich.

Sonnabend (den 19. November 1796?).

Ich habe der Wolzogen vergebliche Hoffnung gemacht. Herzog und Herzogin waren gut für ihn disponiert; gestern Abends klagte mir die Herzogin, man habe den Herzog wieder herumgebracht, denn er habe auf einmal gesagt, es sei keine Stelle für ihn offen; also vermuthe ich, daß Herr von Hendrich Gönner hat, die ihm seinen Platz erhalten wollen, und vermuthlich hat er nur pro forma seinen Abschied bekommen.

Ich freue mich, daß Sie Carl ein bischen gesehen hat; ich glaube beinahe, er heirathet gar nicht und nimmt sich zuletzt ein Mamsellchen wie Goethe, denn er findet das so artig an ihm, und mir sind diese Verhältnisse zum Ekel.

Ich hab' die Berlepsch nur einmal gesehen; sie war lustig und munter und dick und fett. Vielleicht macht sie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht auch etwas gemeiner aus.

Meine Dido habe ich der Eliza Gore gegeben, und die liest entsetzlich lang daran, weil ihr die Hand und auch die Sprache schwer ist; sobald ich's zurückbekomme, sollen Sie's haben, aber Schiller wird's keinen Spaß machen, denn wie kann dem Meister so etwas gefallen? Es ist nun zwei Jahr, daß ich's abschreiben will und komme immer nicht dazu; es mag auch wohl noch mancher Schreib- und Sprachfehler drin sein.

30. November (1796).

Was Wolzogen betrifft,[1] so weiß ich ganz gewiß, daß der Herzog nichts gegen ihn hat, sondern sein Conseil hat es nicht

[1] Der, vom Herzog von Meiningen empfohlen, eine Anstellung in Weimar suchte und zuletzt fand. Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 149. Der entscheidende Brief Schillers, „der sonntägige" (Goethe 258), welcher eine ausführliche Charakteristik Wolzogens enthielt, fehlt leider.

gut gefunden, wie ich muthmaße. Es hat mich gereut, daß ich Ihnen den Anschein, daß es gehen würde, mitgetheilt habe, weil eine vergebliche Hoffnung unserm Gefühl schmerzlicher ist als gar nicht gehofft zu haben. Wolzogen könnte auch noch an Geheimerath Fritsch schreiben, wenn es jetzt noch schicklich ist.

12. December (1796).

Wegen Wolzogen habe ich noch ein wenig Hoffnung; es muß sich nun bald ausweisen.

Die neueste Schrift von Madame de Staël [1] ist mir etwas bekannt; Knebel, der nach Lesung derselben den sonderbaren Frauen, worunter er mich auch zu rechnen schien, verziehen und sie wieder besuchen will (so ungefähr klang das, was er mir sagte), hat mir verschiedene Stellen daraus vorgelesen, die er sich ausgezogen hatte. Es scheint ein gedankenreiches Buch zu sein, die Verfasserin aber wirklich sehr sonderbar; zur Frau von Berlepsch, [2] welche sie kennt, sagte sie einmal: j'aimerais mieux être mise un jour au pilori que d'en passer un sans qu'on parlât de moi.

Daß Schiller mein Drama [3] gefallen, freut mich recht sehr.

Ich habe nun Hoffnung, daß Fritz in hiesigen Diensten bleibt; der Minister [4] hat ihm ein Departement versprochen, ihm sogar die

[1] De l'influence des passions. Goethe verlangt sie von Schiller am 17. zurück, dem er sie am 7. geschickt und am 30. November angekündigt hatte. Knebel wünscht das Buch wieder zu haben in einem undatierten Billet Nr. 143, das also zwischen den 7. und 17. fällt. Schiller macht am 27. Körner darauf aufmerksam, man sieht, wie lebhaft und wie rasch das Interesse für neue Erscheinungen war.

[2] Die bei Herder viel galt und damals noch in W. war.

[3] Schiller schickte es am 2. Januar 1797 mit einem sehr beifälligen Urtheil zurück (Briefe an Frau v. Stein S. 172). Die erbetene Copie des merkwürdigen Stücks existiert und wird nächstens veröffentlicht werden.

[4] v. Hoym. Die Herzogin Louise hatte die Absicht, Fritz ihrem Sohn beizugeben (darauf beziehen sich seine Aeußerungen über Erziehung Bd. I. S. 448). Goethe's freundliche Vermittlung bezeugen seine Briefe an Frau v. Stein III. S. 339 ff. Im Sommer 1797 entschied sich erst, daß Fritz den weimarischen Dienst verließ.

Zeit genannt, wann er es bekommen soll, ohne zu verlangen, daß er hier abdanke, und das war Alles, was Fritz wünschte.

24. December 1796.

Wegen des bei Lesung des Werkes von Madame Staël in Ihnen erregten Wunsches nach Leidenschaften lassen Sie's nur gut sein; Sie werden mit Ihrem sanften Hinleben das Gute gerne thun, was Ihnen in den Weg kommt. Das Gute, das man aufsucht, thut nicht allemal die Wirkung, die man glaubt.

Ich hoffe nun durch Wolzogens Sie und die gute Mutter öfters zu sehen als zeither. Weil ich weiß, daß die chère mère so sehnlichst wünschte, Wolzogens hier zu sehen, so habe ich ihr's, sobald ich Gewißheit wußte, geschrieben. Die gute Mutter dankt mir heute so herzlich dafür, und doch habe ich kein Verdienst davon, sonder bloß der Herzog von Meiningen.

In der Xenie von 100 Dukaten ist recht viel Witz und Herz; sie hat mich ganz außerordentlich gefreut.

Schicken Sie mir doch mit nächster Botenfrau meine Dido; ich habe außer dieser für mich keine Abschrift; ich will mir sie noch einmal abschreiben.

Vor dem Jahr war heute ein lustiger Tag bei mir, alle die Meinen, außer Fritz, waren da und der Lichterchen und des Bescheerens kein Ende. Der heutige Abend wird dunkel sein, Carl steckt in Kochberg, meine Mutter krank 2c. Adieu, lieber Engel; was wird sich Carlchen freuen heute Abend.

3. Januar 1797.

Hier schließ' ich ein Manuscript [1] von einem Emigrierten bei, ob es vielleicht Schiller aus Barmherzigkeit an einen Buchhändler anbringen könnte, daß er etwas dafür bekäme; es ist von einem Protégé meiner Schwägerin, Mr. Perney; die hat mich darum gebeten. Mein berühmtes Manuscript schicken Sie mir doch auch

[1] Republikanische Anekdoten.

bei Gelegenheit wieder; auch haben Sie noch die Memoiren von Mr. Pontis, welche der Herzogin gehören.

Daß Goethe mit dem Herzog [1] nach Leipzig auf dem Schlitten gefahren ist, werden sie wohl wissen; wenn es noch ein Weilchen währet, werden sie wieder herschwimmen können. Stellen Sie sich vor, daß die Jungfer Vulpius mir eine Torte zum Geburtstag [2] geschickt hat; Goethe ist ein ungeschickter Mensch, er wollte, August sollte mich damit anbinden; konnte er nicht ein Zettelchen dazu schreiben, anstatt daß die Magd mit dem stattlichen Kuchen und einem Compliment von der Mlle. V., eben da ich Besuch hatte, mir ins Kabinet trat. Das gibt nun eine ordentliche Stadtgeschichte, wo ich drüber ausgelacht werde.

So weit war ich, als ich Ihren lieben Brief mit dem Ausdruck Ihrer mir immer treuen Liebe erhalte: auch Schillers Brief ist mir ein recht liebes Geschenk zum neuen Jahr; bis ich selbst schreibe, sagen Sie ihm meinen besten Dank dafür, heute ist's schon zu dunkel.

20. April 1797.

Das Stützerische Haus, [3] das Sie gerne wollten, hatte ich Wolzogens bestimmt, weil Stallungen für Pferde darin sind und Ihre Frau Schwester mir schon lange geschrieben, daß ich ihr das Haus miethen sollte. Es ist sehr theuer, denn er verlangt 100 Thlr. und dafür wenig Gelaß, und ist der eigensinnigste Hauswirth, den man sich denken kann. Mein Vorschlag wäre, Sie nähmen eins hier auf ein halb Jahr; indessen gehen verschiedene Quartiere auf, die ich habe besprechen lassen, vielleicht auch das, wovon Ihnen Goethe gesagt, und dann könnten Sie mit Wolzogens in eins ziehen. Es ist jetzt kein Quartier hier zu haben als das Germersche.

[1] Am 27. December. Er kam am 11. zurück; über das Thauwetter klagt er an Schiller Nr. 265.

[2] 25. December.

[3] Schiller hatte schon damals den Plan, nach Weimar zu ziehen, Bd. I. S. 446.

Das ganze Haus kostet auch 100 Thlr., aber es wird auch einzeln weggegeben; es liegt ganz nah am Erfurter Thor. Dieses Haus hatte ich eigentlich Wolzogens bestimmt, denn es ist sehr bequem; aber sie schrieb mir, sie möchte es nicht, weil es in der Nachbarschaft vom Narrenhause ist; man hat mir aber gesagt, es seien jetzt keine drinnen. Antworten Sie mir recht geschwind darauf, oder kommen Sie selbst, es anzusehen, denn die Quartiere hier sind äußerst rar und außerordentlich theuer.

4. Februar 1797.

Ob ich gleich nur ein Viertelstündchen Zeit habe zu schreiben, so versäume ich nicht, Ihnen mit ein paar Worten zuzureden, daß Sie ja das Haus mit dem Garten in Jena kaufen möchten. [1] Es ist ein uninteressierter, freundschaftlicher Rath: Sie finden hier nicht, weder ökonomisch noch in andern Rücksichten, was Sie sich vielleicht vorstellen. Mündlich ein Mehreres. Ein Quartier mit einem Garten hier zu finden, ist beinahe unmöglich.

7. Februar (1797).

Goethe hat eine Elegie gemacht, [2] worin er das Publikum wegen der Xenien wieder versöhnen wird, denn sie ist recht poetisch schön und ist wie Anakreon würde von sich gedichtet haben. Nur schade, daß bei der Gattin, die am reinlichen Herd kocht, immer die Jungfer Vulpius die Illusion verdirbt. Vielleicht haben Sie sie schon gelesen; ich habe sie durch die dritte Hand bekommen.

Schon lange wollte ich Ihnen sagen, daß mir Agnes von Lilien in den Horen viel besser gefällt als im Manuscript, ich glaube, das Gedruckte imponiert mir.

11. Februar (1797).

Ich habe mich recht bei Eröffnung der Schachtel gefreut, Schillers Basrelief darin zu finden, besonders da es sehr ähnlich

[1] Schiller an K. IV. S. 8.
[2] I. S. 262.

ist und hübsch gearbeitet; haben Sie tausend Dank und sagen Sie auch ihm meinen innigsten Dank dafür.

Heute über acht Tage spielt die Jagemann, wie man sagt, zum erstenmal, und zwar im Oberon; kommen Sie ja, durch Goethe können Sie's ja erfahren.

Ich habe mit dem Quartier [1] Richtigkeit gemacht.

Was sagen Sie denn zu Wielands Entsagung des Stadtlebens? [2] Da wäre nun ein hübsches Haus zu haben, aber ohne Garten.

15. Februar 1797.

Ich habe noch nicht erfahren können, wann die Jagemann spielt, aber nun wissen Sie's ja wohl durch Goethe, der, wie ich höre, in Jena war oder noch da ist.

Schillers Basrelief gefällt mir alle Tage besser, es ist recht ausdrucksvoll. Einen Spaß macht mirs, die Köpfe von Wieland, Herder, Goethe mit ihm zu vergleichen; Herder, Goethe, Schiller haben alle einen Ausdruck von Stolz, der vom Schiller ist der vornehmste, vom Goethe ist er trutzig und vom Herder grob; in Wielands Büste finde ich gar keinen.

Sie haben doch Fritzens Brief bekommen; die Beschreibung vom Hermes [3] hat mich gelächert und hat Sie wohl auch amüsiert.

Fräulein Göchhausen hat mir gesagt, daß Agnes Lilien von der Wolzogen wäre. Einen Moment, muß ich sagen, hab ich's einmal gedacht, aber weil mein Lollochen so treuherzig unwissend beim Manuscript that, so glaubte ich, wie ich's gedruckt las, es sei von der Kalb, denn mir war's, als müßte es eine Frau geschrieben haben. Ich habe es damals im Manuscript sehr flüchtig überlesen und gar nicht die Schönheiten so bemerkt, wie ich mir sie jetzt darin unterstreiche. Es findet bei der Lesewelt einen

[1] Für Wolzogen, das Stützerische Haus.

[2] Er zog im April nach Oßmannstedt. Sein Haus kaufte Geheimerath Voigt.

[3] Bd. I. S. 446.

außerordentlichen Beifall, und ich habe es schon dreimal gelesen. Das Wolzogchen hat es charmant gemacht, diesen Vorläufer, ehe sie kommt, uns vorauszuschicken. Ich habe vorhin die Lesewelt genannt, denn die Kritiker kann ich nicht gut leiden; mir däucht, das Gefühl wäre der beste Kritikus. Mit Knebel habe ich mich letzt darüber gezankt, der mir Verse, die mich gerührt hatten, heruntersetzte und mir sie recht abgeschmackt vorlas, und ich habe sie ihm aus den Händen gerissen.

Knebel läßt sich dann und wann wieder in der Welt sehen.

Adieu, mein lieber Ritter, dem ich nach Palästina nachreisen würde. [1]

Freitag (den 3. März 1797).

Ihren lieben Brief vom 28. Februar habe ich erhalten und der Amelie [2] den des Ami [3] zugestellt, die Ihnen selbst wird geschrieben haben.

Sie haben eine hübsche Illusion, wenn Ihnen im Geist däucht, Sie arbeiteten mit Goethe und Schiller und wären auch wieder müßig mit Ihnen. Wer weiß, ob Sie nicht gar der gute Geist sind, der sie beide inspiriert, wenigstens in Hermann und Dorothea. Grüßen Sie Schiller recht herzlich von mir; ich habe mich recht gefreut, daß ich ihn heiter und wohl gefunden habe. Wenn es Ihnen gemüthlich ist, so grüßen Sie auch Goethe von mir.

Mittwoch (den 9. April 1797).

Ich habe die Kalb, seitdem sie einmal bei mir war, nicht wieder gesehen. Wir haben eine ganz richtige Bemerkung über sie gemacht: sie kann sich recht hübsch das, was sie gerne hat, weis machen als eine Pflicht, die sie zu erfüllen hätte. Doch fand ich diesen Zug mehr bei Männern als bei unserem Geschlecht. Kant

[1] Der Ritter Toggenburg wurde in diesem Jahr gedichtet.

[2] Amelie war einige Tage in Jena und am 26. von Frau v. Stein abgeholt worden. Bd. 1. S. 447 und Briefe an Frau v. Stein S. 134, wo statt 1798 zu lesen ist 1797, wie schon Schöll zu Briefe III. S. 342 bemerkt hat.

[3] Alexanders v. Humboldt.

und Schiller können wohl Recht haben, daß unser Geschlecht mehr aus Neigung als aus Pflicht handle, aber nur deßwegen, wie ich bei vielen sehe, weil ihre Pflicht ihnen zur Neigung wird. Ich könnte viele Beispiele davon anführen, unter andern meine Mutter. Sie gefiel sich so wohl in den beständigen Aufopferungen, die sie zu machen hatte, daß, nachdem sie nach vielen Jahren zu ihrem eigenen freiwilligen Genuß kam, sie eine Oede in sich empfand, die sie noch bis jetzt nicht ganz überwinden kann. Ueberhaupt, glaube ich, hat die Natur dafür gesorgt, daß in unserem Geschlecht die ganz echte Tugend soll wohnend bleiben, indem bei uns kein Stolz noch Ruhm eine Triebfeder sein kann; denn unsere zu bearbeitenden Aufgaben, eben wegen ihrer tausendfältigen Kleinlichkeit etwas drückend auszuüben und doch so nothwendig im Leben, sind weder der Stoff für einen Dichter noch des Geschichtschreibers; auf's höchste können sie einmal so nebenher wie die Wäsche der Nausikaa und das Gewebe der Penelope angeführt werden, denn die beste Hausfrau ist die allerunbedeutendste für die Welt.

Daß Goethe die Welt lustig ansieht, macht, weil diese Seite seines Verstandes die klarste ist; er hat begriffen, daß ihre Natur von der Beschaffenheit sei, daß sie keine Philosophen je verbessern werden; und da er sich selbst wie billig auch zu der Welt rechnet, weiß er wohl, daß auch er nicht anders sein kann, und je mehr ihn diese Dinge sonst gequält und er sie durchdacht, hat er sich gemüthlich darüber zur Ruhe gesetzt. Dabei hat er jetzt eine gute Gesundheit und mehr Fleisch im Topf als der arme Rousseau, um sich gute Bouillons kochen zu lassen.

Ihre Liebe ist die einzige, die mir wohl thut; alle andere gewesene oder noch bestehende haben mich nicht selten gequält; könnte ich's Ihnen vergelten!

12. April 1797.

Ich komme aus der Kirche oder vielmehr von der Kommunion, und da muß man ein gutes Werk thun, darum verzeihen Sie,

liebe Lollo, wenn ich Ihnen das beigeschlossene Manuscript zuschicke,[1] nebst dem Billet von meiner Schwägerin an mich.

Was macht Ernstchen[2] und was Humboldts Kind?[3] und wie gehen die Herzensangelegenheiten von unsern großen Kindern?[4] aber besonders was machen Sie, geliebte treue Freundin! Die Milkau sagte mir, sie habe Schiller sehr munter gefunden, und das macht wohl die Freude an seinem Garten. Ich freue mich selbst darüber, als wenn er halb mein wäre, und bei schönen Tagen spaziere ich auch in Gedanken hinein.

Die Humboldt hat der Amelie ein goldgesticktes Tuch geschenkt, und anstatt sich damit zu putzen, schickt sie's der Mutter, daß sie es geschwind sehen soll. Weil Jemand die Dame gern geputzt sieht, war mir's nicht recht; ich habe gesagt, es müsse retour gehen.

25. April 1797.

Ich habe mich unendlich gefreut, daß mit der Nachricht vom Frieden, die gestern Abend kam und mich für so viele Leidende unendlich erfreut hat, mir auch heute ein Brief von meiner geliebten Lollo kommt, der mich über ihre zeitherigen Unruhen tröstet.

Die Wolzogen ist mir eine angenehme Gesellschaft, aber meiner treuen Lollo gehöre ich ganz allein; seien Sie nur nicht eifersüchtig, letzt fand ich wo eine Bemerkung: wer mit Eifersucht liebt, liebt mehr, wer ohne Eifersucht liebt, liebt besser.

Den Humboldt[5] habe ich zu wenig gesehen, um etwas über ihn sagen zu können, doch wäre mir's lieb, ihn zum Neveu zu haben; ich glaube, wenn wir bekannt würden, wir vertrügen uns mit einander recht gut. Wäre er länger hier geblieben, so hätte

[1] Des Mr. Perney, Anekdoten aus der franz. Revolution.

[2] E. war am 4. geimpft (an K. IV. S. 22).

[3] Im kalten Fieber, an G. 297.

[4] Wohl Carl, der sich mit Fräulein v. Seebach verheirathete, und Amalie v. Imhof.

[5] Alexander, der sich für Amalie v. Imhof sehr interessiert hatte.

ich ihn einmal zum Déjeuner oder Thee eingeladen, so aber kam ich nicht dazu.

Mich freut's gar sehr, Schiller bald in seinem Garten zu wissen, und balde, balde [1] besuche ich Sie beide darin.

Adieu, mein bester Engel, mein Schutzgeist! Ein liebender Freund oder Freundin sind mehr Schutzgeist, als sie es selbst wissen.

17. Mai 1797.

Wie freu' ich mich des schönen Tags, den Sie heute in Ihrem Garten genießen; in allen Fleckchen weiß ich Ihnen schon zu begegnen. Wenn ich sicherer in meiner Gesundheit wäre, wie gern blieb' ich ein paar Tage bei Ihnen! Schiller ist auch so ein guter Gesellschafter, so nachsichtig, es läßt sich so hübsch mit ihm streiten, und die dicken Mauern, die meine Gedanken umgeben, würden sich gewiß in seiner Gesellschaft öffnen. Aber die Zeit muß mir auch gefällig sich dazu ausdehnen.

Sonnabend (den 2. September 1797).

Wenn das Wetter gut ist, so begleite ich Fritz den Dienstag bis Jena, und wir bitten Lollochen, uns zu Mittag aufzunehmen; auch Carl wird von der Reise sein.

Daß ich so ganz von meinen Kindern getrennt werde, besonders wenn Carl auch bald nach Mecklenburg zurück müßte, benimmt mir alle Poesie meines Lebens. Wenn ich katholisch wäre, so verschlöß' ich mich jetzt in ein Kloster und mein Lollochen besuchte mich manchmal darin. Ich malte und stickte dann Heilige, und den schönsten und frömmsten sollte allemal mein Lollochen haben. Für Schiller könnte ich keine Heilige machen, die frömmer und besser wären als mein Lollochen selbst.

(5. September 1797).

Hier die versprochenen Reisen mit meinen herzlichsten Grüßen an Schiller. Für mein allerliebstes Carlchen einen Pfefferkuchen,

[1] Reminiscenz aus Goethe's Nachtlied.

von welchem Ernstchen sich doch nur ein Stückchen wird müssen gefallen lassen; und für mein Lollochen ocimum polystachium, Samen und Resedasamen.[1]

Das ocimum säen Sie nur mitsammt der Schale. Die Körnchen sind so klein, daß man sie nicht separieren kann.

9. September 1797.

Herzlichen Dank für die Pflaumen; ich freue mich recht, daß sie mir Carlchen hat helfen auflesen.[2] Heute kommen die verlangten contemporaines,[3] sechs Stück, indessen es sind noch mehrere da; le coeur humain dévoilé ist mir auch versprochen.

Fritz hat mir von Altenburg aus geschrieben. Es war ihm, als hätte er Weimar nur in der letzten Abendsonne gesehen. Gebe ihm sein Schicksal eine heitere Morgensonne in dem Ort, den er sich wählt.

Wenn ich eine Stimmung hätte, etwas zu schreiben, so würde ich's um Schillers Beifall thun, aber ich bin zu geistesarm.

27. Februar 1798.

Das Souper[4] muß Sie doch amüsiert haben, wie es der H. M. in ihrer Albernheit, und B. und Amelie im Element der Eitelkeit wohl war. Ich sah Brinkmann nur einmal, aber er machte auf mich den Eindruck der Herzlosigkeit und Eitelkeit, ohngeachtet er immer auf wohlwollende Empfindungen in seinen Erzählungen zielte.

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der Briefe. Ich bin der Schimmelmann gut, weil sie sich ein hübsches Bild von Ihnen macht; hingegen ärgerte mich einen Augenblick das kleine passionierte Wesen meiner Schwägerin. Sie hatte vorher noch einen schlimmen

[1] Für den Garten, Schiller an Goethe Nr. 367.

[2] Bei der Obsternte im Garten, Schiller a. a. O.

[3] Von Rétif de la Bretonne.

[4] Bei der Herzogin Mutter, wo Carl Gustav v. Brinkmann (1764—1847), den Goethe am 18. an Schiller empfohlen hatte, Nr. 433, „gar großes Glück" machte (Schiller Nr. 435). Lotte war zur Aufführung der Zauberflöte am 21. nach W. gegangen. Vgl. Br. Briefe an Frau v. Wolzogen lit. Nachl. II. S. 264 ff.

Brief geschrieben, den sie mir vorlas, welchen ich mir aber sehr verbat und es sehr ungerecht fand, daß für eine Gutheit, die Schiller gehabt hätte, ihm etwas Unhöfliches sollte erwiesen werden.[1] Wie sanft und gut ist der Charakter in den Briefen der Schimmelmann, aber doch bin ich bald eifersüchtig, daß sie auch so hübsche Briefe von Ihnen erhält als ich.

Was die Erzählung in Versen betrifft von der Michal, die Sie mir auftragen, so möchte ich sie gern übernehmen, wenn ich nur welche machen könnte. Sie hatte gewiß einen rechten Prinzessinanstand, und es mußte ihr abscheulich vorkommen, wie ihr königlicher Gemahl, von seinem Ornat entkleidet, vor der Bundeslade her Hanswurstssprünge macht, und der ganze Enthusiasmus, den sie vorher für ihn hatte, war nun auf einmal vorüber. Liebes Lollochen, ich bitte, machen Sie aus der Michal eine Erzählung. Wenn man immer an so einer schönen Quelle wohnt wie Sie, ich dächte, man könnte sich manchmal ein Brünnlein ableiten; um mich herum ist Alles unpoetisch.

Die hiesigen Neuigkeiten schreibt Ihnen wohl die Wolzogen. Gestern sind unsere Herrschaften von Gotha wieder zurück. Der Erbprinz und Erbprinzessin von Gotha kamen aber auch mit, und war noch gestern Abend Ball.[2] Die Tänzer sollten Oppels[3] Leiche begleiten; ich weiß nicht, was das für einen Contrast muß verursacht haben. Ich fand mich glücklich, gestern Abend einsam und allein zu sein.

Beilage.

Zur Charakteristik des passionierten Wesens von Frau v. Schardt diene folgender Brief (23. August 1809):

„Ich bin hier auf diesem dürren, von allen guten Geistern verlassenen Boden geblieben, und oftmals, wenn ich, durch die

[1] Die „Anekdoten“ waren durch ein Mißverständniß auch in Reinhardts Journal gerathen. Frau v. Schardt's Brief ist vorhanden und sehr pikiert.

[2] Goethe an Schiller 440.

[3] Goethe an Knebel 168.

schöne Luft des Himmels gereizt, hinausging und dann den Park betrat, bin ich, von unwiderstehlichem Widerwillen ergriffen, wieder umgekehrt, um all das wohlbekannte, magere, dürre, zubereitete Wesen nicht zu sehen.

„Das Einzige, was mir noch etwas gewährt, ist der Umgang von St. Aignan. Ich dachte nicht, daß ich in meinem Herzen wieder solch eine Zuneigung finden könnte.

„Der Goethe ist seit einigen Tagen zurückgekehrt (von Berka) — ich fand ihn unvermuthet bei der Stein, da war er eben gekommen; den Moment kehrte noch die Freude in mich zurück — die alte. Er war milde und schien gesund.

„Weimar ist und bleibt ein stehender Sumpf, wo man Gott dankt, wenn nur noch Frösche darin quaken ....

„Ergebung, hinweg gewandt das Herz vom Irdischen!"

24. Mai 1798.

Sie machen in Ihrem Brief Bemerkungen über Stimmungen des Gemüths durch Leiden von Krankheit, wovon ich auch den Gewinnst manchmal gefühlt habe; aber die Resignationen haben sich bei mir zu oft wiederholt, und ich bin gleichgültiger gegen das Leben oder die Lebenswirthschaft geworden, als ich selbst wünsche. Sie und die Herzogin Luise halten mich allein durch Ihre Liebe, und manchmal begreife ich gar nicht, daß Sie mich noch lieb haben können, und möchte Ihnen gerne auch etwas Angenehmes in Ihr Leben flechten.

Die vier Trauungen[1] auf einmal haben mich nicht wie sonst,

[1] Am 20. Mai wurden gleichzeitig vom Generalsuperintendenten Herder getraut:

1) Carl v. Stein auf Kochberg, Kammerherr und nachmaliger mecklenburg-schwerin'scher Oberlanddrost, mit Fräulein Amalie v. Seebach.

2) Friedrich v. Seebach, nachmaliger großherzoglich sächsischer Oberstallmeister, General und wirklicher Geheimerath, mit Fräulein Henriette v. Stein aus dem Hause Nordheim.

3) Louis v. Seebach, † als Oberforstmeister in der Zillbach, im Großherzogthum Weimar, mit Fräulein v. Beulwitz.

4) Hr. v. Breitenbauch mit Fräulein v. Oldershausen.

wenn ich diese Feierlichkeit sah, traurig gemacht. Wenn es nicht aus Taubheit meiner Gefühle kommt, so hoffe ich, es kommt aus Gründen, daß diese Ehen, was den Charakter gegeneinander betrifft, alle glücklich sein werden. Es war Alles zum Ball bei diesem Feste gebeten, Goethe ging aber den Tag fort. Man hat ihm hier Schuld gegeben, er habe sich gefürchtet, ein Kränzchen zu bekommen.

26. Mai.

Wenn Kämpfers Reisen Schiller interessiert haben, so könnte er sie ja länger behalten. Die Herzogin gibt sie ihm gern; weil sie ihr gefallen haben, hat sie mir sie besonders für ihn gegeben. Sie gehen mit der Dido um, wie man mit einem einzigen Kind zu thun pflegt, machen ihr viel weis und halten ihr die Fehler zu gut, daß Sie sie immer noch lesen mögen, wie Sie mir schreiben. So sehr mich's freut, daß sie Schiller gefällt, so kann ich mich doch nicht entschließen, sie drucken zu lassen. Wenn mir die angefangene Komödie glücken sollte, so könnte ich mich eher dazu entschließen mit Schillers Beifall. Mit ersterer könnte ich mir Feinde machen. In der Abschrift von dem Chorgesang finde ich in meinem Exemplar von der Dido einige Schreibfehler. Ueberhaupt gefallen mir diese Verse nicht, und ich habe gar keine Gabe, welche zu machen; sonst würde ich mit Freuden sie zum Musenalmanach bringen.

Ende Mai 1798.

Ich freue mich, wenn es meinem alten Freunde bei Ihnen wohl ist; ich wußte gar nicht, warum mein kleiner Morgenbesuch seither ausgeblieben war. Die Mutter macht sich in Jena auf dem Land lustig. Neulich war sie mit meiner Mutter ihrer Löwern auf einem Ball in Lobeda und bat sich ihren Besuch in Weimar aus, besonders aber bei ihrer Schwester, welche sie recht vor der Verführung der Männer warnt, wie sie sagte. Er mag wohl

das arme Wesen recht drücken, dem's mit einer gemeinen Natur gewiß wohler gewesen wäre als mit dem Genie.

Mittwoch (den 13. Juni 1798).

Wir waren nach Ihrer Abreise [1] noch recht in Sorge um Sie. Ich habe das Gewitter bis zu Ende bei der Wolzogen abgewartet. In Kochberg war am Sonnabend ein fürchterlich Gewitter, und ein Dorf, das zu Kochberg gehört, ist ganz verhagelt. Den Kochberger Feldern hat's nichts gethan. Die neue Ehe hat sich also gleich mit einem Hauskreuz angefangen.

In Ihrem Garten ist es wohl sehr schön. Ein eigenes Fleckchen wäre mir auch lieber als der große Park, worin ich wohne. Ich begreife nicht, daß sich Goethe in das Schloß in Jena stecken kann, da er hier in eignen Gärten wohnt, er müßte denn viel mit Ihnen beiden sein; denn sein hiesiges häusliches Verhältniß muß ihn ganz abpoetisieren. Thät' ich der Herzogin nicht weh damit, ich würde doch endlich meine Wohnung in Kochberg aufschlagen.

Wird denn der Roman in den Horen fortgesetzt: „Briefe von Amanda und Eduard?" Ich habe sie erst gestern gelesen und finde sie recht interessant. Sie sind wohl von Madame Mereau; [2] ich möchte sie wohl einmal kennen lernen, wenn ich nach Jena komme.

Adieu Liebes, Einziges, das sage ich ohne Rausch. Emilie Gore erzählte mir, daß, als sie letzt zugleich mit Goethe bei Hof aß, er mit Ausdruck süßen Weins nach der Tafel vor sie trat und zu ihrer größten Verwunderung sagte: ma chère, seule, unique amie! Er muß doch noch ein Winkelchen im Herzen haben, wo ihm noch Liebe sitzt.

Kochberg, den 18. September 1798.

Vorigen Mittwoch bin ich in Rudolstadt bei der chère mère gewesen, und alle Berge, Wälder und Fußpfade hier herum er=

[1] Lotte war also von Rudolstadt (Bd. I, S. 243) über Weimar nach Jena gereist, wo sie Goethe fand.

[2] Schiller an Goethe Nr. 337.

innern mich, mit welchem Vergnügen ich Ihnen entgegen oder zu Ihnen ging, und ich danke es dem Genius der Freundschaft, daß er uns noch immer in einer Nähe zusammen erhalten hat.

Mir hat's auch sehr leid gethan, daß ich Sie in Weimar versäumt habe;[1] schreiben Sie mir, wie es Ihnen da gegangen ist.

Daß Ihnen meine Komödie gefällt, hat mir rechte Lust gemacht, weiter zu schreiben; doch kann ich hier nicht recht fleißig sein. Es lebt sich hier so hübsch vom Genuß des Anschauens: meine Kinder treiben so eine hübsche Wirthschaft, und meine Schwiegertochter ist recht verständig und gut; und wenn ich erst Großmama werde, dann wird's wohl mit dem Komödienschreiben gar zu Ende sein. Wenn ich nur eher auf den Einfall gekommen wäre, wie Geist und Antheil an Allem lebhafter war. Im Traum sah ich ein dickes, schön gedrucktes und gebundenes Buch, das ich geschrieben hatte, und war mir doch gar nicht erinnerlich, daß ich diesen Reichthum hervorgebracht hätte. Dieß war ein guter Traum; vorher hatte ich aber einen bösen Traum, nämlich meine Guitarre war zerfallen. Es ist eine Warnung meines Schutzgeistes, daß ich dem Vergnügen, worin ich lebe, nicht zu sehr trauen soll; aber Ihre Liebe und Treue kann mir nichts nehmen, und in dieser kann ich bei Allem ruhen.

12. November 1798.

Ich lese ganz früh noch bei Licht Schillers Musenalmanach. Wenn so Alles still um mich herum ist und ich noch nicht in Geschäfte der Welt zerstreut bin, kann ich das poetische Frühstück besser genießen. Ich finde sehr viel Schönes darin; besonders hat mir sehr wohl gefallen: „Einer,"[2] überschrieben; und es macht mir einen Spaß, zu errathen, dieß hat Goethe, dieß hat Schiller gemacht. Goethe ist wieder hier.[3]

[1] Lotte war im August in W. Schiller an Goethe 498.

[2] Unleserlich, muß verschrieben sein, denn solch ein Gedicht findet sich nicht im Almanach für 1799.

[3] Von Roßla.

Nun muß ich von diesem Brief weg an einen sehr traurigen, nämlich an Staff in Eisenach, der mir gestern den Tod seiner Frau notificiert. Sie hat mir unendlich leid gethan, sechs kleine Kinder läßt sie ihm, dem armen Mann, der ohnedieß eine ärmliche, ängstliche Natur hat.

24. November 1798.

Ich habe die Schriften der Frau v. Berlepsch nicht gelesen, außer wenige Briefe auf einer Reise. Ich kann aber über unser Geschlecht nicht so bescheiden sein, wie Sie sind. Ich glaube, daß, wenn ebenso viel Frauen Schriftstellerinnen wären, als Männer es sind, und wir nicht durch so tausend Kleinigkeiten in unserer Haushaltung herabgestimmt würden, man vielleicht auch einige gute darunter finden würde, denn wie wenige gute gibt es nicht unter den Autoren ohne Zahl. Die Organisation ist wohl einerlei und wohl gar unsere noch feiner zum Denken, aber es ist nun einmal unsere Bestimmung nicht; darin bin ich, mein liebes Lollochen, ganz Ihrer Meinung. Grüßen Sie Schiller auf's Beste von mir, und ich lasse mir's wie Sie ganz behaglich sein, seine Schriften zu lesen. Hier schließe ich Ihnen auch ein Gedicht von Salis bei, im Fall Sie es noch nicht haben. Nein, ich schicke es auf den Sonnabend.

29. December 1798.

Ich danke Ihnen, liebe Lollo, für Ihre Treue; gewiß, Sie haben recht, ein schöneres Geschenk als welkende Blumen. Ich danke Ihnen auch für Ihren Antheil an Fritz. Wie ich die Nachricht bekam, daß er Kriegs- und Domänenrath geworden, hätte ich mich gern mit noch Jemand gefreut, aber ich war so allein und danke es um so mehr der Wolzogen, die bald hernach zu mir gelaufen kam und sich mit mir freute. Die Herzogin war eben bei mir, aber diese Freundin theilt meine Freude nicht, denn sie verzeiht Fritzen nicht, daß er weggegangen ist.

(Anfangs 1799).

Den Musenalmanach habe ich der Herzogin zugestellt, wofür sie Schiller recht freundlich dankt. Ich habe noch nicht mit Muße drin lesen können, denn ich besitze ihn nicht selbst, aber von der Herzogin bekomme ich ihn noch. Von Schiller, Lollochen und Goethe habe ich mir nur geschwind etwas aufgesucht. Das Glück von Schiller finde ich sehr schön; Goethe's Elegie auf die B.[1] hat mich sehr interessiert, doch ist mir etwas dunkel drin, aber die Uebersetzung von der Romanze aus der folle en pélerinage[2] hat mir nicht ganz gefallen; und mein Lollochen beneide ich ein wenig, daß ich nicht auch etwas so Artiges machen kann.[3]

Den letzten schönen Tag habe ich auf einem Spaziergang auf die Säulen mir in Gedanken ein französisch Liedchen übersetzt, das ich schon, als ich noch Hofdame war, gern hatte. Ich leg' es bei, es wird Ihnen wohl auch aus dem Rousseau bekannt sein.

Ich habe nun nicht mehr Zeit, das Lied abzuschreiben, und schicke es mit nächstem.[4]

9. Februar 1799.

Es ist mir ganz einsam, nun meine gute, treue Lollo fort ist;[5] indessen schreib ich ein paar Worte des Danks meiner lieben Freundin, daß Sie mir, soviel Sie konnten, alle Ihre Stunden hier schenkten. Den schönen Florian hat mir Goethe geschenkt; er hat mir schon manche angenehme Stunde gemacht, und wenn Sie ihn lesen wollen, will ich Ihnen nach und nach immer einen Theil schicken.

Die Herzogin Luise hat mein Lollochen mir recht gelobt und mir gesagt, der Ausdruck ihres Gesichts thäte ihr im Innern wohl, und das thut mir auch wohl, wenn man mir so etwas sagt.

[1] Becker, Euphrosyne.

[2] Der Müllerin Verrath. An Knebel 181.

[3] Die drei Gedichte, unterzeichnet „Louise", S. 77. 150. 174.

[4] Es fehlt.

[5] Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt, wegen der Aufführung der Piccolomini.

Ich war vorgestern in Gesellschaft der Kalb; sie frug mich, ob Goethe mich besuchte, ich sagte: nein. Welche Härte, rief sie aus, und sie wollte es ihm vorhalten; in Eil', denn mein Wagen stand schon vor der Thür, bat ich sie recht sehr, es nicht zu thun, denn ich liebe meine Einsamkeit und bin gar nicht auf Visiten gestimmt. Wenn sie mir nur nicht etwas Albernes macht: ich habe gar nicht gern, wenn man zu Goethe von mir spricht; ich habe ein zu lebhaftes Gefühl davon, daß er gar kein Interesse an mir nehmen kann, ich aber habe noch soviel Interesse an ihm, daß ich nicht leiden kann, daß man ihn damit plagt.

August ist bei mir, sein Gesichtchen thut mir auch wohl; er wollte an Carlchen schreiben und freute sich über's Couvertchen, das ich ihm gemacht habe. Possierlich ist's, daß er sich das Siegel in meinem Schreibtisch ausgesucht hat, das mir sein Vater, ich glaube vor zwanzig Jahren, geschenkt.[1] Lassen Sie ihn es nicht sehen.[2]

Weimar, den 28. Februar (1799).

Was werden Sie von mir denken, daß ich Ihnen gar nicht schrieb, aber ich habe, wie der Prinz Tamino, mit meinen Gedanken immer um Sie geflötet, indessen Sie in den Fluthen waren.

Haben Sie denn meinen allerersten Brief, nachdem sie weg waren von hier, erhalten? Ich hatte auch das Recept zur Sauce mitgeschickt, die Ihren Beifall hatte, als Schiller und Wolzogens zu Mittag bei mir waren, auch hatte August ein Briefchen an Carl mit eingelegt.

Gestern war ich in der Komödie; die Lästerschule wurde gegeben, es würde Sie gewiß recht amüsiert haben, und wurde auch ziemlich gut gegeben. Ich möchte sie gemacht haben. Die meinige ist fertig, doch habe ich mancherlei dran zu corrigieren, denn immer

[1] Mit dem Motto: „Alles um Liebe," als Wechselgeschenk. G. Brief vom 8. November 1776, I. S. 70.

[2] Diese eine Zeile wiegt schwerer als alle Verunglimpfungen der neuesten Tadler.

ertapp' ich den Autor noch auf manchen Unrichtigkeiten oder Widersprüchen.

Prinz Friedrich von Gotha ist hier, sonst weiß ich gar nichts Neues. Ja, doch noch etwas: Herr von Haren, der künftige Cavalier vom Prinzen, ist angekommen, ein ältlicher Mann, der einen auf's erste Ansehen weder für noch gegen sich einnimmt. Nun ich ihn einigemal gesehen habe, kommt er mir bescheiden vor. Er spricht sehr schön französisch, und zwei Neigungen habe ich ihm abgemerkt: er liebt das gesellige Leben und die Jagd, denn er wollte viel lieber blind als taub werden, zum Beweis des ersteren, und dann hörte ich ihn verschiedentlich von Anekdoten erzählen, die ihm auf der Jagd begegnet waren.

Adieu, mein Liebes, das ich sehr vermisse. Keine so treue, liebevolle, mir so wohlthuende Freundin betritt meine Schwelle; nach Ihnen die einzige Herzogin Luise, die es aufrichtig gut mit mir meint, aber ich kann ihr immer nichts recht machen, und wir leben in ewigem Streit. Letzt sagte sie mir, sie könnte sich recht vorstellen, daß mich Goethe nicht hätte können lieb behalten, ob sie mich gleich immer würde lieb haben. Ich habe ihr geantwortet, ich wollte ihr zugeben, daß sie mich stärker liebte, ich sie aber besser.

Sonntag, 3. März (1799).

Den 28. vorigen Monats ist meine Schwiegertochter von einem Sohn entbunden worden. Den 7. gehe ich nach Kochberg mit meiner Mutter, um ihn aus der Taufe zu heben.

Indessen bei der freudigen Begebenheit bekam ich gestern Abend einen Brief, der meinem Herzen schwer aufliegt. Fritz ist sehr krank, der Brief war vom 20. Februar; er hatte ihn seinem Bedienten diktiert, zuletzt hatte er mir einige Zeilen dazu geschrieben. Die Züge waren aber seiner gewöhnlichen, sehr reinlichen Hand so unähnlich, als wenn sie ein Kind geschrieben hätte. Dieß gab mir einen Stich durch's Herz, wovon ich mich nicht erholen kann, denn im Brief des Bedienten stand, er wäre wieder außer Gefahr,

nur noch bettlägerig, aber vierzehn Tage sei er recht krank gewesen, Fritz, der nie krank war, außer in Hamburg, da er die Gelbsucht hatte. Mir fiel ein, er habe vielleicht Händel gehabt, genug, ich muß seit gestern immer weinen. Man sagt, die Thränen linderten, aber mir bekommen sie sehr übel, weil es mir gleich heftig Kopfweh erregt; ach! die fünfzig Meilen weit dazu, nun kann ich lang nichts hören.

Der Diebstahl des Manuscripts von Wallensteins Lager ist ganz abscheulich. Böttiger wäre wohl zu so etwas fähig; daß es ja Schiller nicht ununtersucht läßt.[1]

Mittwoch, (13. März 1799).

Von Fritz habe ich mit der letzten Post nichts gehört, hier ist aber ein Brief von voriger Post von der Gräfin Maltzan. Aus dem Brief kann man sehen, daß es eine treue Freundin ist; schicken Sie mir ihn aber wieder. Sie versprachen mir einen von der Gräfin Schimmelmann.

Haben Sie noch nicht erfahren, wer das Manuscript von Wallensteins Lager entwendet hat? Schreiben Sie mir bald, daß Sie völlig wieder wohl sind und die Musen wieder bei Ihnen. Zu mir werden sie sobald nicht wieder kommen, mich hat so eine Traurigkeit über Fritzens Krankheit ergriffen, die mein Gemüth ganz abstimmt; wenn es nur keine Ahndung ist, die mir so schwer aufliegt, daß diese Krankheit doch der Nagel zu seinem Sarge ist, wenn auch jetzt die Gefahr vorüber. Ich sage mir oft vor, daß ich's mit Fassung ertragen will, sage mir oft vor, wie viel unglückliche Mütter, was noch schlimmer war, hoffnungsvolle Söhne durch die Guillotine und die bittersten Leiden in den jetzigen Zeiten mußten fallen sehen, aber immer nagt mir's am Herzen.

15. März.

Dieser Brief war liegen geblieben, weil mir Goethe den behalten hatte, so ich mitschicken wollte. Nun habe ich gestern einige Zeilen von Fritz selbst vom 9. erhalten.

[1] Schiller an Goethe 578.

12. Juni (1799).

Ich danke Ihnen, liebe Lollo, für die paar Stunden, die Sie mir vorigen Sonntag[1] schenkten, und daß Sie mir nicht meine leidenden Züge vorwarfen, wie die Herzogin. Hier ist die Orange, die ich Schiller noch zum Wagen hineinreichen wollte, aber die Unbethulichkeit meiner Füße machte, daß ich es versäumte, und zu schnell war Ihr Wagen von mir weggedreht.

Wissen Sie nicht, ob Milkau noch im Schloß logiert? Ich möchte mich gern auf ein paar Tage da einquartieren, sonst könnte ich wohl die Zimmer nicht bekommen, und die andern hat ja der Goethe. Ich bitte alsdann den Herzog darum, der morgen wieder kommt.

Ich möchte auch heute mit den Mellischen[2] bei Ihnen sein. Der Herzog kommt morgen Nachmittag, er bringt den Herrn von Haugwitz, preußischen Minister, mit. Es ist ein ehemaliger Bekannter von Goethe, also hat die Herzogin ihren Läufer nach Roßla geschickt, um Goethe, der mit seiner Familie die Landluft genießen wollte, wieder heimzuholen.[3] Ich träumte, mein Mann fuhr mit meiner Mutter fort. Da ich eben etwas zu übersetzen angefangen habe, so ärgerte ich mich im Traum, daß ich's vergessen hatte mitzunehmen und meine Arbeit nicht vollenden könnte. Auch träumte ich einige Nächte vorher, meine Tinte war ausgeschrieben und war etwas wie trübes Wasser, oder vielmehr wie ein dicklichter Saft drin. In der Traumtheorie steht, daß wenn die Träume nicht eintreffen sollen, man sie erzählen muß; drum folg' ich dem Aberglauben, um noch mit meiner Lollo ein Weilchen das Leben zu genießen.

27. Juli 1799.

Das, worauf eigentlich die Welt beruht, sollte man gar nicht in Versuchung kommen können ein Uebel zu nennen; es muß bei

[1] Schiller an Goethe 609.
[2] Der englische Consul Mellish, ebend. 610.
[3] Er kam nicht, ebend. 612.

der Schöpfung ein Versehen vorgegangen sein, dafür der Urheber uns anderswo wird entschädigen müssen. Indessen möchte ich in Ansehung Ihrer dießmal einen Vortheil für mich herausziehen, und zu Ihrer Zerstreuung schlag ich Ihnen vor, acht Tage oder so lang Sie wollen, zu mir zu kommen; Goethe geht indessen zu Schiller, und die Christine bleibt bei den Kindern im Garten, und Sie erholen sich bei mir in Ruhe.

Gestern aß ich mit der Laroche bei Goethe,[1] es war ein empfindsames Diner; wir mußten uns jedes nach unseren Namen auf dem Couvert setzen, und Nachbarn oder vis à vis, eines oder das andere, waren am schicklichsten zur Unterhaltung ausgesucht. Auf dem Tisch standen anstatt der Gerichte Blumennäpfe mit raren Gewächsen und Bouteillen mit Wein dazwischen. Die Unterhaltung ging gleich auf die Blumen, und nach einer Weile wurden uns vorgelegte Speisen gebracht. Gegen das Dessert erhob sich eine unsichtbare, sanfte Musik, und endlich trug man schöne Früchte und wohlgestaltete Kuchen auf den Tisch zwischen die Blumenstöcke, die auch Carlchen und Ernstchen würden interessiert haben.[2] Außer einigen Personen war dieselbe Gesellschaft Abends bei der Herzogin im römischen Hause zum Thee.

Wieland sah ungern, daß die Laroche sich bei uns gefiel; er will sie nur für sich in Osmannstädt haben, wo sie ihm helfen muß seine confessions schreiben; denn da sie ein sehr gutes Gedächtniß noch bis jetzt hat, weiß sie vermuthlich noch alle seine Jugendsünden, die er schon längstens vergessen hatte; dieß ist aber nur eine médisance von mir.

Die Herzogin läßt Ihnen sagen, Sie sollten Geduld haben, denn sie hätte ihrer gar sieben gehabt, und das wäre nun einmal unsere Bestimmung.

[1] Goethe an Schiller 633, wonach das Mahl am 25. stattfinden sollte, und 634.

[2] Frau v. la Roche's eigene Beschreibung bei Düntzer, Frauenbilder, Seite 548.

Mittwoch, (August 1799).

Kotzebue kenn' ich schon lang; er hat ein etwas, wenigstens in seinem Aeußern, von den drei Eigenschaften, die Sie sich von ihm gedacht haben. Mir ist er leichtsinnig und unzuverlässig vorgekommen; mein Gemüth trug mich ohne weiteres Nachsinnen nicht zu ihm. Nun will ich einmal sehen, wie er mir jetzt wird vorkommen. Wenn mein Kopfweh nachläßt, gehe ich den Abend in sein Stück: das Epigramm; im Lesen hat mir's gefallen. Ich habe leider den Geschmack des Publikums, also eigentlich den gemeinen, denn ich kann die Kotzebue'schen Stücke nicht so übel finden, und wenn ich schreiben könnte, würde vermuthlich auch nichts Besseres herauskommen. Sollte es Schiller gelingen, mir den rechten Begriff davon beizubringen, so hoffe ich, wenn ich einmal wieder in die Welt komme, etwas der Kunst Gefälliges hervorzubringen; jetzt wäre es zu spät, denn zu einem noch nie gehabten Begriff muß sich in uns sogar erst ein Organ bilden, womit man ihn fassen kann, und im Winter der Jahre ist dieses wie physisch unmöglich. Indessen, da ich bloß auf Schillers Befehl eine Komödie geschrieben habe, so muß er sich ein bischen ihrer annehmen. Ich schreibe den letzten Akt ab, und dann soll es ein correcter Abschreiber in's Reine bringen und einen breiten Rand dran lassen. Was mir im Vorlesen noch eingefallen ist, und Schiller, daß man wegen der Entwicklung irre geführt würde, erinnerte, ändere ich halbweg.

Gestern erzählte mir die Herzogin, als sie tête à tête bei mir Kaffee frühstückte, sie ließe Ihnen eine Kaffeekanne, Milchtöpfchen und Zuckerschachtel von Silber machen.[1]

28. August (1799).

Ich habe flüchtig die Xenien im Athenäum[2] gelesen, aber ich habe keine Freude an diesem Witz. In Berlin, hat mir die Herzogin

[1] Schiller zeigt den Empfang des Geschenks am 26. September Körner an IV. S. 151.

[2] Schillers Urtheil an Goethe 645.

gesagt, hat die Polizei Befehl, auf Schlegel und Fichte Achtung zu geben; darum zieht er wohl auch noch nach Jena.

Die Herzogin hat wieder neue Reisen für Schiller; sie läßt sie nur erst binden, dann bekomme ich sie. Der Verfasser hat ein sehr hübsches Gesicht, sein Kupfer steht voran. In acht Tagen, habe ich gehört, wird die schöne Silberarbeit fertig sein.

Die junge Herder ist in die Wochen gekommen, und die Frau von Werther aus Jena hat das Kind gehoben, und der Großvater getauft. Es ist sonderbar, daß Herder sich diese Frau zur Gevatterin seines Enkels auserlesen hat; als erster Geistlicher des Landes sollte er doch den Anstand mehr respektieren.

Heute ist Goethe's Geburtstag, wozu ihm vermuthlich die Schlegel werden Oden gemacht haben.

26. Oktober 1799.

Sehr angenehm hat mich die Nachricht, daß Sie, liebe Lollo, ein Töchterchen haben, in Weimar empfangen.

Betrübt, beinahe mit Thränen, verließ ich Fritz in Leipzig, und nun kommt mir durch Sie, daß Sie mir von Neuem sammt einem Töchterchen geschenkt, wieder eine Freude in mein Herz.

Sobald ein schöner Tag scheint, besuche ich Sie; ich darf mich nicht in die üble Witterung wagen.

Schiller danke ich tausendmal für den Brief, den er mir nach Leipzig geschrieben, wenn ich ihn gleich nicht erhalten habe. Wenn er retour kommt, bitte ich ihn mir noch aus, daß ich ihn unter meine Heiligthümer lege.

Sonnabend, 23. November 1799.

Wie freu' ich mich, da ich eben von einem Spaziergang zurückkomme, Ihren lieben Brief vom 21.[1] zu finden! besonders, da ich mir vorgesetzt hatte, Ihnen, liebe Lollo, heute auch ein

[1] Nach Lottens schwerer Krankheit.

paar Zeilen zu schreiben, und mich auf künftigen Montag[1] anzumelden.

Sobald es Ihre Kräfte erlauben, so kommen Sie auf einige Wochen zu mir; ich warte und pflege Sie dann, wie es die chère mère gethan hat, und wir wollen dann noch einen recht vergnügten Winter mit einander zubringen.

(Sonnabend, 6. März 1802) Abends halb 8 Uhr.

Nun etwas vom Leben! Der Herzog hat, unter uns gesagt, die verfehlte Gesellschaft im Stadthaus[2] meiner Schwägerin zugespielt, auf den Dienstag, sie hat mich dazu eingeladen. Da es aber der einzige Tag ist, wo ich künftige Woche mit der Herzogin sein kann, so wäre es doch beleidigend, wenn ich die Herzogin darum wollte sitzen lassen. Dieß sag' ich Ihnen nur, meiner Schwägerin sag' ich's erst Dienstags ab, sonst gibt's eine Verhandlung, deren Gang ich schon auswendig weiß.

Adieu, mein treues, getreues Herz, die mir besser als Nichten sind. Ich habe gestern eine Scene mit den drei Precieusen gehabt,[3] die mir heimlich böses Blut gemacht.

Strachwitz, den 20. April 1803.[4]

Ich sitze hier wie im Himmel, nachdem ich unter vielen Trübsalen, die ich weiter unten beschreiben will, angelangt bin. Fritz ist ganz hergestellt,[5] doch finde ich ihn sehr mager und ohne Eßlust; das gefällt mir nicht; übrigens ist er heiter, ruhig und verständig und hat Alles um mich herum recht con amore zu recht gemacht. — Ich schreibe dieses, weil ich weiß, daß das enfant

[1] Am 3. reiste L. mit S. und ihrer Mutter nach W. Ohne Zweifel hatte Frau v. Stein sie persönlich eingeladen, bei ihr zu wohnen.

[2] Bd. I. S. 23.

[3] Amalie sollte am 5. die Königin vor Spanien spielen.

[4] Wir theilen diese Briefe ganz mit, weil sie die Anmuth der jetzt wieder glücklichen Mutter in ihren Plaudereien bezeichnen. Mit Goethe war offenbar ein gutes Vernehmen hergestellt.

[5] Von seiner Wunde. Bd. I. S. 471.

und ich meine gute Lollo interessieren und sie wie er, mein geliebtes Kind sind. —

Strachwitz liegt an der Straße vor Breslau,[1] und Fritz empfing mich gleich hier, und wenn ich von der Reise werde ausgeruht haben, geh' ich nach Breslau, um einige von seinen guten Freunden da kennen zu lernen.

Nun zu meinen unglücklichen Begebenheiten.[2] — Schon ehe ich nach Leipzig kam, sprach mein Fuhrmann von zwei Pferden Vorspann, welches Schach, um mich nicht unwillig zu machen, verschwieg. Wie ich von Wurzen wegfahren wollte, sagte er, sein Pferd sei lahm, und wollte nicht weiter. In unserm Accord war aber, daß er dafür stehen müsse. Indessen verging dieses durch ein anderes aufgeschlagenes Eisen. Eine Stunde vor Dresden verlangte er als ein Recht abermals Vorspann, und da ich's nicht in meinem Accord hatte, versicherte er mir, so was verstünde sich von selbst; und da ich so viel länger auf der Welt wäre, wie er, müßte ich das wohl wissen. Voßens hätten ihm die ganze Reise zwei Pferde Vorspann bezahlt, auch Altenhoff, welches er mir aber doch in Weimar verschwieg, da ich ihn frug, ob auch seine zwei Pferde eine so weite Reise aushalten könnten. Um der Pein los zu sein, sagte ich ihm, ich wolle es aus gutem Willen thun; aber es half mir auch dieß nicht, denn so oft uns ein Wagen begegnete, bot er mich aus und wollte deren Passagiers retour bringen, die denn eben so wenig Lust hatten, auf der Landstraße umzupacken, als ich. Da mich die Vorspann unendlich Geld kostete, und ich doch nicht geschwinder kam, weil er nicht litt, daß die Vorspann zufahren durfte, so schlug ich ihm vor, seine Pferde auszuspannen und sie sachte hintendrein zu führen, und ich wollte die Vorspann allein vor dem Wagen nehmen. Das wollte er wieder nicht, denn das Geschwindefahren schade seinem Wagen. Nun wußte ich ihm

[1] ¾ Meilen vor Breslau, jetzt im Besitze des Commerzienraths Schaller. Fritz hatte es gekauft.

[2] So reiste man vor sechzig Jahren!

weiter nichts zu sagen noch zu helfen, als ob er sich nicht mit sammt den Pferden in den Wagen setzen wollte und mich vorspannen. Dieß nahm er sehr übel, und wie ich in Bunzlau vor der Post hielt, wo man visitiert, und eben sehr großer Markt war, fing er an ganz laut über mich zu schimpfen und zu lügen: ich müßte verborgene schwere Sachen bei mir haben (und er hatte doch selbst Alles aufgepackt), ich hätte ihm verschwiegen, daß ich mein Mädchen mitnähme, ich hätte ihm gesagt, daß Breslau nicht weiter wäre wie Stuttgart, da ich ihm doch an den Fingern abgezählt hatte, daß es sieben Meilen weiter sei, und ihm ausdrücklich gesagt hatte, daß ich Marie mitnehmen würde, obschon Schach und Marie den halben Weg neben seinem Wagen hergegangen sind. Nun kam ein fatales Gesicht von einem Posthalter vor meinen Wagen, las mir die Moral, daß ich den Mann doch nicht so drücken sollte, er wollte mir eine Chaise geben, und so könnte ich auf jeder Station eine haben. Ich antwortete gar nicht mehr und blieb fest im Wagen sitzen. Endlich kam er noch einmal: der Fuhrmann wollte mich bis Breslau mit fernerem Vorspann bringen, wenn ich ihm auf der Stelle sein gedungenes Geld auszahlen wollte. Das that ich nicht; ich sollte also ein schriftliches Zeugniß ausstellen, daß ich ihm nichts davon abziehen würde. Ich that's auch nicht, sondern sagte, ich würde ihm das Geld geben. Der kleine fatale Posthalter wollte mich ordentlich kommandieren; er stand mir so recht zur Hand am Wagen, daß, hätte ich mich nicht vor den Leuten geschämt, ich ihm gern eine rechte Ohrfeige gegeben hätte. Meinen Fuhrmann stachen eigentlich die Retourfuhren, deren so viele auf die Messe gingen, in die Nase. Genug, er bequemte sich endlich, mich 2½ Meilen bis Liegnitz zu fahren. Hier fing er abermals an, mich auszubieten; in dieser Gegend sind die Lohnkutscher sehr wohlfeil; also profitierte mein Fuhrmann, wenn er mich für etwas Weniges, das er übernehmen mußte, bis Breslau fahren ließ und den andern Morgen seine Chaise zurückkriegte, für deren Schaden der Lohnkutscher stand. Ich zahlte ihm also seine 65 Thlr.

12 ggr., nachdem die Vorspann, Trinkgelder ꝛc. mich noch außerdem 35 Thlr. gekostet haben. Dafür hätte ich können von Weimar aus mit drei Postpferden in fünf Tagen hier sein.

Sagen Sie nur an Wolzogen mit einem schönen Gruß, daß ich hundertmal an ihn gedacht und bereut hätte, nicht seinem Rath gefolgt zu haben. Rousseau hätte gewiß an meiner Stelle geglaubt, dieß sei eine besondere Verschwörung gegen ihn gewesen. Ich glaube, es war Fausts Mephistopheles, der neben mir steckte, und den ich recht andächtig den ganzen Weg durch gelesen, und nur dann und wann in Rousseau's Reverien gesehen hatte, weil der Druck sehr klein war. Grüßen Sie doch Goethen von mir. Noch haben wir sein Stück [1] nicht eröffnet, und es bleibt pour la bonne bouche.

Strachwitz, den 21. April 1803.

Das Enfant ist heute früh um Sieben in die Kammer nach Breslau geritten und kommt um Fünf wieder zurück. Das Haus ist groß und regelmäßig, aber nicht altrittersitzhaft, wie Kochberg. Es sind auch nur einige Stuben meubliert; doch um mich herum ist es sehr comfortable. Fritz ist beinah nach seinem kleinen Vermögen so galant gegen mich gewesen, wie der König Stanislaus für Madame Geoffrin, die in Warschau sich völlig in ihrem Haus wie in Paris fand.

Den 26.

Vor lauter Visiten und neuen Bekanntschaften konnte ich nicht zu diesem Blatt wieder kommen, aber ich denke immer mit dem Enfant an meine gute Lollo. Heute bin ich in Lissa, eine Stunde von hier, beim Grafen Maltzan [2] zu Mittag gewesen. Fritz sagte mir, der Geist der Anmuth, als die Frau vom Haus [3] noch gelebt, sei nun freilich verschwunden; ich fand aber noch hübsche Erinnerungen

[1] Die natürliche Tochter.

[2] Alexander, † 1850, dem Vater des 1844 verstorbenen preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Mortimer.

[3] Eine Tochter des Ministers Grafen von Hoym, eine berühmte Schönheit.

von ihr. Die Büste von ihr hätte mich zu Thränen rühren können, hätte ich mich nicht schnell weggewandt; ich sah noch ihre Bücherkabinetchen, eine Orgel, die sie spielte, ihr Bild in ihres Mannes Schlafzimmer ꝛc. Er ist auch musikalisch, bläst allerhand Instrumente, hat einen Musiker immer bei sich, der ihn accompagniert, zeichnet, hat eine schöne Kupfersammlung, auch einen Park, ohngefähr wie in Tiefurt, aber größer; ein größerer Fluß, die Schweidnitz, geht durch; aber doch nicht so anmuthige Plätzchen, wie in Tiefurt.

Lissa ist wegen der Schlacht[1] berühmt, wodurch Friedrich der Große Schlesien gewann. In dem Zimmer, wo der König die erste Nacht schlief, steht ein Monument von schwarzem Marmor mit goldener Inschrift, wo sein Bett gestanden hat. Der damalige Besitzer, Herr von Modrach, aber mußte über sein verwüstetes und verpestetes Haus, — denn sogar auf der Treppe lagen Kranke und Todte, über die er hinwegschreiten mußte, als er herausflüchtete, — sein Leben einbüßen, weil er schon angesteckt nach Breslau kam. Uebrigens hat mir die Gesellschaft von jungen Leuten, Fritzens Freunden, die Graf Maltzan gebeten hatte, recht wohl gefallen. Den Fritz hat man hier recht lieb; ich bekomme manchmal sowohl von Herren als Damen Kaffee- und Theevisiten. Zwei Tage war ich in Breslau hintereinander, einmal in der Komödie, daß ich Ihnen doch erzählen kann, wie das Breslauer Theater aussieht, wenn ich zurückkomme. Man spielte eben die Hussiten von Kotzebue. Es wurde gelobt und getadelt; es hat mich nicht angezogen.

Am Montag darauf war ich zur Ministerin geladen; es waren aber meist alte Damen und Herren. Der Minister und sie sagten mir viel Gutes über Fritzen. Sagen Sie dem Herzog, daß sein Andenken besonders den Herrn von Rothkirch erfreut hätte, den ich auch in der Gesellschaft kennen lernte; aber er sieht völlig aus wie ein Geist; es ist ein geistlicher Herr, der Weihbischof.

[1] Bei Leuthen.

Den 27.

Nun bin ich acht Tage hier, und den ersten Abend, als ich ankam, empfingen mich die Nachtigallen die, wie es scheint, hier früher schlagen wie bei uns, ungeachtet man immer einheizen muß. Indessen blühen doch die Bäume, und es wird alle Tage grüner. Meine Aussicht ist wie in Weimar, auch in den Garten; nur im Grund eine blaue Ferne und Dörfer.

Den 28.

Heute ist ein schöner, warmer Tag; ich war schon spazieren. Fritz kommt erst morgen Abend zu mir. Der Garten ist groß; die Nachtigallen, die Blüthen, und die grünen Ebenen unendlich; könnten Sie nur mit mir gehen! Die Herzogin Mutter ist wohl noch nicht nach Tiefurt, und da gibt's wohl noch Montagsgesellschaft?

Strachwitz, den 1. Mai 1803.

Gestern war ich zum Diner beim Minister, und eigentlich finde ich den Minister den artigsten, aufgewecktesten und witzigsten Mann von denen, die ich sah. Er hat auch was Liebreiches an sich, so daß man ihm geneigt wird; aber er ist eben jetzt sehr leidend, und seine Tochter, sagte mir die Ministerin, habe alle seine und ihre Freuden mit in's Grab genommen. Wenn die Kreuzfahrer hier nicht wären gespielt worden, hätte sich Fritz getraut, eine hübsche, reiche Gräfin Haugwitz zu bekommen, mit der er sehr gut stand. Das Stück hat aber die Katholiken so aufgebracht, daß der Vater[1] laut in einer Gesellschaft deklarierte, er werde seine Tochter nie einem Lutheraner geben, die so undelikat wären, katholische Gebräuche auf dem Theater zu entheiligen. Das Fräulein durfte nachmals nie wieder in einer Gesellschaft erscheinen, wo Fritz war, und wurde wieder unter Kindergesellschaften gesteckt. Die katholische Geistlichkeit hat dem Minister vorgetragen, das Stück

[1] Wahrscheinlich damals Oberamtsregierungsrath aus dem Hause Pischkowitz in der Grafschaft Glatz.

zu verbieten, aber er hat geantwortet, daß, wenn in einem Stück nichts gegen den Staat und nichts gegen die Religion sei, so sei der Befehl des Königs, es spielen zu lassen.

Den 5.

Vom Prinzen von Mecklenburg,[1] der mich neulich besuchte, bekomme ich Romane, und er selbst hat Welt und ein artiges Betragen; er ist, glaube ich, drei Jahre älter als unser Prinz. Sagen Sie doch Letzterem freundliche Grüße von mir. Ich hoffe, daß wenigstens der Prinz[2] von Württemberg ihm seine Braut nicht entführen wird, nachdem er sein väterlich Haus so unhold verlassen. Ich habe von der Herzogin einen guten Brief, aber doch mit einigen dunkeln Flecken auf dem Punkt, worüber ich nicht mehr mit ihr spreche, wenn wir beisammen sind;[3] weil ich sie liebe, thut mir's immer weh. Wenn ich zurückkomme, sollen Sie ihn lesen; empfehlen Sie mich ihr zu Gnaden und danken ihr in meinem Namen für ihr Andenken.

Heute war ein schönes Gewitter, dabei sich die Nachtigallen gar nicht stören ließen. Wie ich nachher in das schöne Grün aus dem Fenster sah, und die Blüthengerüche mich andufteten, wünschte ich Sie, liebe Lollo, an meine Seite; nur Sie vermisse ich hier, Sie schweben mir immer vor, und an jedem hübschen Plätzchen im Garten möchte ich Sie neben mich setzen. Heute Abend kommt Fritz wieder, und da freue ich mich allemal, wenn ich von weitem in der Allee die Schimmel sehe. Es stößt auf die Mitte vom Haus eine Allee; vor der Hausthür ist eine erhöhte Rasenbank im halben Zirkel, dahinter man herauffährt. Die vordere Avenue des Hauses ist mit einem Staket und hohen Pappeln umsetzt. Hinten ist der Wirthschaftshof, und zwei große Schwemmteiche. Uebrigens ist gar

[1] Gustav Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, geb. 31. Januar 1781, damals Major im Kürassierregiment v. Dolff.

[2] Eugen?

[3] Der Fortgang von Fritz.

nicht ein Plätzchen da, das zum Zeichnen wäre; es sind nur lauter schöne grüne Ebenen, worin man gemächlich herum wandern kann, wie in elyseischen Feldern.

Den 8.

Es waren zwei Tage hier viele Mäuler zu füttern; — eine Commission von Landesältesten und Taxatoren wegen eines Processes des vorigen Besitzers von Strachwitz mit seinem gewesenen Pächter, und Fritz hat sie aus Höflichkeit beköstigt. Mir wurde bang, als er erzählte, der eine ein Herr von Seidlitz,[1] ein dickes, rundes Männchen, könne in einer Mahlzeit einen ganzen Kalbsbraten aufessen. Er ließ sich zwar den Braten sehr gut schmecken, aber so arg war's doch nicht. Uebrigens waren's keine uninteressanten Leute in ihrer Art; ich hörte viel über die schlesische Landwirthschaft sprechen und freute mich über die klaren Begriffe, die Fritz in diesen Zweigen besitzt, und wie viel schneller hier als bei uns gute Anstalten können durchgesetzt werden. Gestern Nachmittag fuhr ich ein paar Stunden mit Fritzen in seinen Feldern herum, auch nach Hermannsdorf,[2] das zu Strachwitz gehört, wo eine katholische und evangelische Kirche ist, welch erstere recht niedlich und malerisch ist, letztere aber wie eine Arche mit vielen Fenstern und recht albern aussieht. Erstere gehörte den Lutheranern; sie wurde ihnen aber mit Gewalt genommen, und von den Bauern, die sie vertheidigten, büßten einige das Leben ein. Ich fand auch hier in der Nähe an der Schweidnitz eine hübsche Mühle; vielleicht zeichne ich Ihnen die zwei Stellen.

Den 9.

Gestern sah ich, es war Sonntag und sehr gut Wetter, eine Menge junger Mädchen Arm in Arm spazieren gehen und hörte sie immer im Chor singen. Ich winkte sie herbei; sie wußten eine unzählige Menge Volkslieder, aber in der Nähe wollten sie nicht

[1] Präsident der Oberamtsregierung (jetzt Appellationsgericht).
[2] $^1/_2$ Stunde entfernt.

singen, denn die Jungen, die nicht weit davon Kegel schoben, würden sie auslachen. Ich ging also mit ihnen die Allee hinunter, und nun war's der Lieder kein Ende, und Stimmen, aus denen man hätte was machen können; sie sangen auch polnische Lieder. Die Mädchen waren von zwölf, dreizehn und sechzehn Jahren; die jungen Leute kommen mir hier viel lustiger wie bei uns vor. Der reiche, ergiebige Boden muß ihnen das einflößen. Uebrigens sehen aber ihre Wohnungen viel ärmlicher aus wie bei uns; aber sehr sind sie darauf bedacht, daß eine gemalte Feueresse zu dem Strohdach herausgucken muß.

Unter uns gesagt, Goethens Stück hat mir im Lesen doch nicht so gefallen, wie bei der Vorstellung, anstatt daß mir das bei Schillers Stücken umgekehrt ist; man braucht bei ihnen durch nichts bestochen zu werden. Die Jamben wurden mir auch sehr schwer; manche Stellen mußte ich zwei-, dreimal lesen, ehe ich sie fassen konnte, aber das mag wohl in meinen unpoetischen Organen liegen. Grüßen Sie meinen ehemaligen Freund auch auf's beste von mir. Sie haben nun einmal meine alte Zuneigung zu ihm geerbt.

Strachwitz, den 2. Juni 1803.

Hätte ich nur ein besser Gedächtniß, ich wollte Sie recht damit zu lachen machen, was er mir alles erzählt hat; ich würde aber gern mit ihm umgehen, und er würde Ihnen gewiß gefallen; wenigstens ist er nichts Alltägliches, und gewisse Begebenheiten seines Lebens weiß er sehr gut vorzutragen.

Es hat einen alten Dichter gegeben, dessen Namen ich vergessen habe, der ist wegen seiner schlechten Verse unter lauter Ohrfeigen gestorben; ich glaube, so wird's Kotzebue endlich auch ergehen. Eben meldet sich Hermes auf zwei Tage bei mir an. Dieses geschieht blos um Ihretwillen, denn ich habe ihm gesagt, eine Dame von Weimar (und habe Sie genannt) habe mir aufgetragen, ihn kennen zu lernen.

Sagen Sie doch der Amelie: da es Krieg würde und der

Bruder nach England zurück müsse, so könnte sie ja — — — nein, sagen Sie nichts, man folgt nie des Andern Rath. Goethe läßt seine Eugenie auch das Gegentheil von dem, was ihr der Mönch sagt, thun.

Strachwitz, den 9. Juni 1803.

Gestern war ich in Arnoldsmühle, nicht weit von hier, ein hübscher Busch an der Schweidnitz (so nennt man hier die Wäldchen). Indessen war Herr von Langwehr[1] und Wolfskeehl,[2] die ich beide noch nicht kenne, zum Besuch gekommen. Ersterer kam erst von Paris; es that mir leid, sie verfehlt zu haben, denn Langwehr soll interessante Dinge von da erzählen und selbst interessant sein.

Den 10.

Die Leute wundern sich hier zu todt, daß ich das berühmte schlesische Gebirge nicht bereisen will, aber ich pflege der Ruhe hier in den Ebenen und will meine Kräfte bewahren, wieder nach Hause zu können.

Den 2. Mai 1804.

Ich danke Ihnen für Ihr Andenken in Leipzig. Ich vermisse Sie sehr, und es ist mir, als wenn Alles, was mich liebt, mit Ihnen fort wäre, und meine Liebe habe ich auch Niemanden zu geben, der sie möchte; genug, ich bin bei Ihnen in Gedanken.

Ich schreibe heute Abend die paar Worte, weil der Vormittag morgen[3] bei Goethe zugebracht wird. Prinzeß und Fräulein Knebel grüßen Sie auf's beste. Der Herzogin will ich morgen Ihren Gruß ausrichten, sie wird auch zu Goethe kommen. Leben Sie wohl!

3. Mai. Heute ist die Helwig mit einer Tochter niedergekommen.

[1] Major im Infanterieregiment Treuenfels.

[2] Sohn eines württembergischen Obersten, preußischer Officier.

[3] Wie jeden Donnerstag. Bd. I. S. 487.

Kochberg, den 22. September 1804.

Ich sitze vor dem Schreibtisch, wo sich manche gute Freunde auf die Platte schrieben, unter andern Goethe anno 75[1] und anno 80 noch einmal mit dem Zusatz: ebenderselbe. Alle diese Freunde besitze ich nicht mehr, aber Sie, treue Lollo, bleiben mir.

Ich habe die gute chère mêre hier gesehen; vom déjeûner soll Ihnen Fräulein von Knebel[2] erzählen.

Adieu, mein Gutes. Ich hoffe, Schiller ist leidlich; an die Kinder sagen Sie ein freundlich Wort von mir, und hier ist auch etwas zum Zeichen, daß ich an sie dächte.

Ihre Stein.

(9. Oktober 1804).

Wahrheit, Natur und Kunst stellten diese liebliche Begrüßung[3] recht bezaubernd zusammen; ich habe es mit Rührung und Ergötzung gelesen; danken Sie Schiller tausendmal in meinem Namen für die Mittheilung dieser Blätter. Werde ich Sie am Hof sehen, liebe Lollo?[4]

Weimar, den 24. Juni 1805.

Von Wilhelmsthal habe ich nichts gehört; die regierende Herzogin schreibt der Gore[5] sehr oft, und in der That gönn' ich's der Herzogin, wenn ihr diese Freundin wohler wie ich machen kann. Indessen freue ich mich, liebe Lollo, wenn Sie wieder bei mir sein werden, wenn ich auch immer still mit Ihnen trauern werde.

Von Goethe habe ich, seit Sie weg sind, nichts gesehen, gehört habe ich von der Göchhausen, daß Jacobi bei ihm ist.[6] Gestern

[1] Bald nach seiner Ankunft (7. Nov. 1775), Briefe I. S. 59. III. S. 188.

[2] Henriette an Knebel Nr. 206.

[3] Huldigung der Künste.

[4] Bd. I. S. 486.

[5] Der Herzog hatte sie schon 1788 als eine wünschenswerthe Freundin seiner Gemahlin bezeichnet. Knebels Nachlaß I. S. 167. Ueber die Familie Schöll, W. Merkwürdigkeiten S. 113. Ein Brief folgt in der Beilage.

[6] Bd. I. S. 536.

wollten Vossens[1] mich besuchen, und unglücklicherweise war ich schon fort bei Gore; sie brachten mir ein Rosenstöckchen, das will ich mir auf mein Grab zu ihrem Andenken pflanzen lassen, denn nun werde ich die guten Leute nicht mehr sehen.

Die Göchhausen grüßt tausendmal und ist mit mir von Tiefurt herausgefahren, bei mir abgestiegen und in den Park gegangen, um Philosophen aufzusuchen, aber es begegnete uns nur einer, der Doyen Wieland, er hatte bei Goethe mit Jacobi und des Jacobi Schwester zu Mittag gegessen. Die Vulpia war von der Gesellschaft ***. Am Tisch, sagt Wieland, habe er (der Hausherr) ihr mit zarten Attentionen begegnet, und doch ist's entweder Lüge, oder er müßte eine Analogie mit der Mägdenatur haben. Vossens waren nicht da, und ich habe nichts wieder von ihnen gehört.

Den 14. August 1806.

Wenn Sie in Rudolstadt das Literaturblatt vom 9. August Nr. 184 bekommen, so lesen Sie die Recension über: Wielands drei Gespräche über das Leben nach dem Tode. Recensent nimmt die Rolle des Selmar gegen Willibald auf, sagt ihm, er habe mitunter etwas schwach und allzu höflich, nirgends aber mit der gehörigen Schärfe geantwortet, und nun kommen die stärksten Gründe, die man sagen kann, für Fortdauer und Zusammenbleiben unsers Geistes mit unsern verstorbenen Geliebten. Lesen Sie es ja; es wird Ihnen überaus wohl thun, da Sie einen theuern Gegenstand, der Ihnen vorausgegangen, in jenem Leben haben.

Goethe war vorgestern ziemlich lange bei mir[2], sehr gesprächig und heiter und zufrieden vom Karlsbad.

Gestern war die Herzogin zum Frühstück bei mir und trug mir einen Gruß an Sie auf. Sie war ziemlich ruhig gestimmt und liebenswürdig, und da wurde mir's auch wohl dabei. Sie

[1] Um Abschied zu nehmen; sie gingen nach Heidelberg.

[2] Also nicht vor Mitte August in Jena (Briefe an Stein III. 366), von wo er am 15. an Zelter schreibt (Nr. 95).

bemerkte, als wäre es über sich selbst, man würde nicht besser, wenn man zu sehr in der Gesellschaft ausgespendet sei, und die Einsamkeit thue ihr wohl.

Den 7. September 1807.

Früh fünf Uhr ist ein Mitglied unsrer Montagsgesellschaft von uns geschieden; die Göchhausen ist nicht mehr.[1] Für das Gesellschaftliche hat sie viel Verdienst gehabt. Die Montagsgesellschaft wird wohl mit ihr ein Ende nehmen. Meine Breslauer Kinder sind fort;[2] nun ist Alles todt und stille um mich, und Sie fehlen mir sehr. Von Auerstädt bekam ich einige Zeilen von Fritz. Er schrieb mir: Mariechen[3] habe von jedem einzelnen Baum im Webbicht Abschied genommen. In was für ein zerstörtes Vaterland kehren nun die armen Kinder zurück, und was für tausend Sorgen liegen nun dem armen Fritz auf dem Hals!? Ich fürchte, diese edle, gute Natur wird zu Grunde gehen.

Daß Wolzogen nach Paris ist, fürchte ich, wird eine vergebliche Reise sein, aber ich glaube, für seine und der Frau Gesundheit gut.

Goethe hat mir wieder geschrieben[4] und wird nun bald zurückkehren. Dem Loulou hab' ich ein Grabsteinchen machen lassen; wenn Sie wieder kommen, sollen Sie sein Grab hinter dem Brunnen besuchen. Es steht lateinisch darauf: have anima, wie es die Alten auf die Gräber eines geliebten Thiers zu setzen pflegten,[5] und heißt: Ruhe wohl Seelchen!

Ilmenau, 11. Juli 1809.

Dem Goethe schrieb' ich wohl gern, aber die diktierten Briefe zur Antwort sind mir fieberhaft. Sagen Sie ihm nur ein

[1] Henriette an Knebel Nr. 318. Einen andern Freundschaftstag, Sonnabend Vormittag, bei Fl. v. Göchhausen, erwähnt Weimars Album 122 f. Die H. Amalie war am 10. April gestorben.

[2] Bd. I. S. 501.

[3] Jetzige Frau v. Zobeltitz auf Güstau.

[4] III. S. 377.

[5] Von wem mag diese Gelehrsamkeit herrühren?

freundlich Wort von mir, oder wenn er in Jena ist, so schreiben Sie es wohl.

Kochberg, 31. Juli 1809.

Das Enfant ist nach Königsberg berufen worden, um 121 Meilen weiter von Weimar; das ist mir ganz betrübt. Er soll im Departement des Innern unter Graf Dohna arbeiten, hat sich aber vorgenommen, keine andern Dienste wieder zu nehmen, als die ihn nach Schlesien zurückbringen würden, oder in sein Vaterland.

Den 4. September 1809.

Gestern bekam ich einen eigenhändigen, stattlichen Brief von Goethe,[1] der durch die Anwesenheit aller unsrer Fürstlichkeiten in Jena[2] elektrisiert war. Der Brief sah völlig oder vielmehr sprach zu einem, wie ein Herr mit Degen und Orden im Hofkleid. Ich glaube, Sie haben mich verrathen, daß ich die diktierten Briefe nicht mag.

Gestern Abend war ich wegen des Herzogs Geburtstag am Hof. Es war brillant; aber besonders bei Festen wird mir's traurig, und mir fällt die große Gesellschaft auf den Schlachtfeldern ein; die Hauptperson war geschwind weg, ich auch. Es war ein schöner Abend; ich ging in Begleitung meiner Jungfer (es war schon dunkel) nach dem römischen Haus, und als ich mich bemühte, an den ausgeputzten Säulen noch etwas zu erkennen, sagte mir Friederike, daß der Herzog mit Mlle. Jagemann unter den Säulen da säße. Ich wandte geschwind um. Auf dem Hereinweg begegnete ich Hausknechten mit dem Souper, und so machte sich unser Landesvater mit seinem Schätzchen lustig, indessen man bei Hof im Schweiß des Angesichts seinen Geburtstag feierte, denn es war fürchterlich heiß in den Zimmern, wo man den schönen gestirnten Himmel entbehren mußte. Heute Nacht träumte mir, ich zerdrückte ein Knöspchen Balsaminensamen unter freiem Himmel, und mit Gewalt schlug mir der Same aus der Hand nach dem Himmel,

[1] Briefe III. S. 414.
[2] Bd. I. S. 538.

daß ich nichts davon sehen konnte. Ich finde den Traum so hübsch allegorisch, drum schreib' ich's Ihnen, theure Lollo. Fritz hat mir schon dreimal von Königsberg geschrieben, bis Weihnachten geht er aber nach Breslau zurück. Es ist ihm sehr lieb unter Humboldten zu arbeiten, und es gefällt ihm in Königsberg.

Weimar, den 9. September 1810.

Nun ist endlich Käthchens Bräutigam angekommen, und ich sehe um mich, wie Goethe sagt, zwei Liebende, ein Schauspiel für Götter; — aber fühle auch, wie Musäus meinte, daß einen dieses Schauspiel als Mensch sehr ennuyirt, Drittes dabei zu sein.

Den 11. gehen wir nach Kochberg; daselbst wird die Trauung[1] sein. Sobald die jungen Eheleute abgereist sind, werde ich noch nach Ilmenau gehen, die Schlackenbäder zu brauchen, wegen meiner ewigen Müdigkeit.

Deron mißfällt mir nicht; doch weiß ich ihn noch nicht zu beurtheilen; er sieht gutmüthig aus, setzt großen Werth, wie mir scheint, auf Reichthum. Er hat eine hübsche Stirn, schöne Augenbrauen, hübsche Augen, hat mehr einen englischen als schwedischen Schnitt ꝛc., sieht etwas traurig aus, so weit. Ich hoffe, Käthchen wird mit ihm glücklich sein; er scheint sie sehr zu lieben.

An der Eisenmacher großem Unglück werden Sie wohl sehr Antheil genommen haben. Es hat mir seither alle fröhlichen Gefühle hinweggenommen. Was schenken uns nicht Alles die Franzosen![2]

Weimar, (Freitag) den 1. März 1811.

Nun müssen Sie freilich noch die Redoute[3] abwarten, um den Kindern den Spaß nicht zu verderben, da so bald nicht viel mehr wird zu genießen sein.

Gestern hat der Herzog von Oldenburg einen sehr rührenden Brief an die Großfürstin geschrieben. Man hat ihn gehen heißen,

[1] Am 15. Knebel an Henriette 509.

[2] Ebend.; eine Pulvermühle war in die Luft geflogen.

[3] In Rudolstadt. Bd. I. S. 571.

und er wird seinen Wanderstab nach Rußland setzen. Was hat man sich zu erwarten?

Dienstag Abend brachte die Großfürstin bei mir zu. Sie fehlten uns. Uebrigens hatte der Meister eine gute Stimmung und über mancherlei Gedanken aufweckende Gegenstände wurde gesprochen. Sie mochte gar nicht gehen, so müde sie auch war, und blieb bis um halb zehn Uhr. In der nächsten Montagsgesellschaft sind Sie hoffentlich wieder bei uns.

Vorgestern war ich in der Komödie, wo ich mich entsetzlich ennuyirt habe; ein Stück von Kotzebue: „der Pachter Feldkümmel," so platt, daß nicht einmal die Großfürstin gelacht hat, die doch gerne lachen mag.

Ilmenau, den 28. Mai (1812).

Daß das allerliebste Kind, der kleine Spiegel,[1] so geschwind verblüht ist, hat mich recht betrübt. So manche schöne Blume wird zertreten, so mancher vorzügliche Mensch vor der Zeit abgemäht; es kümmert die Natur nichts, sie ist unerschöpflich; aber wir armen Wesen können den großen Gedanken nicht fassen. Ergebung ist unser Loos.

Der Herzogin Hülfe bei der Landesnoth wundert mich gar nicht, denn sie ist eine von den wenigen Fürstinnen, die aller Aufopferung fähig sind. Addio, liebe Lollo! Ich mag das französische Gottbefohlen auch nicht mehr.

Es ist mehr Sonne hier als meine Augen brauchen können, aber eine scharfe Luft, und so komme ich vom Hammer gar nicht weg.

Ich freue mich, daß Ihnen, geliebte Lollo, die Nachtigallen singen. Ueber meinem Fenster haben Schwalben gebaut, die flüstern nur mit ihrer kleinen Familie.

Den 6. Juni 1812 (nach Rudolstadt).

Unser Herzog ist wieder hier. Von dem großen Naturalienkabinet von Kaisern und Königen, das er in Dresden gesehen,

[1] Egmont, Sohn des Hofmarschalls.

erzählt er wenig. Die Gore reist Sonntag, nämlich morgen ab. Ich kann mir's gar nicht denken, daß sie so ganz von uns soll getrennt sein. Die Herzogin behauptet, sie käme wieder.

Sonntag.

Noch ist die Gore nicht abgereist. Sie war gestern so angegriffen von vielem Abschiednehmen, daß sie heute krank ist, und geht morgen oder übermorgen; dabei mußte sie die letzte Zeit so viel mit der Großfürstin sein, daß sie nicht wußte, wo die Zeit hernehmen.

Den 19. (Juni 1812).

Auf Humboldten [1] freue ich mich; aber das ist ja nichts, nur einen Tag hier zu bleiben! St. Aignan [2] wird bald nach Rudolstadt kommen; morgen reist er ab, seine tournée zu machen; doch weiß ich nicht, wo er zuerst hingehen wird.

Die Goethen ist auch nach Karlsbad, den 14. Juni, abgereist. Goethe sitzt in völliger Arbeit auf dem Parnaß, den zwei Kaiserinnen, die nach Karlsbad kommen, entgegen zu singen.

Den 14. Juli 1813 (nach der Ruhl).

Gestern schlug das Gewitter eine Stunde von hier ein in Tasdorf, und brannten zwei Häuser ab; eines gehörte einer reichen Frau, das andere einer armen. Letzterer zwei Söhne waren eben zum Schanzen in Erfurt; und da sie müde nach Hause kamen, fanden sie kein Obdach mehr. Manche Menschen werden besonders vom Schicksal verfolgt, und nun muß noch ein Mensch in die Welt kommen, der es überbietet.

Knebels Gedicht, Ermunterung an sich selbst, [3] hat mir sehr gefallen. Er wird es Ihnen wohl zugeschickt haben. Der Tod seiner Schwester drückt ihn sehr.

Vom Fritz habe ich noch immer keine Nachricht.

[1] Bd. I. S. 635.

[2] Der französische Gesandte. Bd. I. S. 623.

[3] Knebels lit. Nachlaß I. S. 65.

Kochberg, den 11. September 1813.

Dem Meister habe ich den Tag vor meiner Abreise eine Ananas zu seinen Füßen geschoben, die ich ihm zum Geburtstag bestimmt hatte, ganz still bei Mondenschein, als er (où peut-on être mieux, wie man sagen könnte, qu'au sein de sa famille) saß und sich von Mlle. Engels auf der Guitarre vorspielen ließ. Ich war mit meinen Fräulein hinten zum Garten hineingegangen, hoffentlich hat er sie gefunden.

Kösen, den 19. Juni 1818.

Mir däucht, die Sonne sei hier heller als in Weimar, und den Mond, der unbeschreiblich schön über den Berg kam, habe ich gestern Abend an meinem Fenster begrüßt. Ich wohne überhaupt sehr freundlich. Die Saale sehe ich nur in der Ferne; aber hinter meinem Hause ist viel Poesie, nämlich der Gottesacker. Ein junges Mädchen wurde eben den Tag begraben als ich ankam, und die flitternden Kränze mit Blumen auf dem Sarg, wo die Sonne dem Tod zum Trotz sehr glänzend lebendig darauf schien, machte einen rührenden Anblick.

Es thut mir sehr leid, daß unser Freund Goethe krank war; [1] er sollte nur bald nach Karlsbad reisen. Es ist recht betrübt, daß man ihm nicht mit Liebe beikommen kann, sondern nur mit der Kunst.

Sie, liebe Lollo, theilen die Herzlichkeit.

Den 3. September 1819.

Wenn ich Ihnen gleich alles Gute gönne in der schönen Gegend und der Umgebung der lieben Kinder, so wünsche ich mir doch den Oktober bald heran in der Hoffnung, Sie da wieder zu sehen; denn ich bin von allen Kindern entfernt und Sie sind mir ein liebes Kind, das mir bisher geblieben ist. Meine Gesundheit

[1] In Jena, Lotte an Knebel Nr. 111.

wird immer schlechter: „ich fühle meinen Geist in jeder Zeil ermatten und keinen Trieb als nach der Ruh," sagt Haller.

Nun kann ich nicht weiter. — Man möchte lieber mit dem Geist sprechen als durch Buchstaben, schreibt mir Knebel, und so geht mir's auch.

(Fräulein v. Staff an Lotte.) 27. Juli 1821.

— — — Knebel war am Sonntag hier, aß bei Goethe; er sah recht wohl aus, sollte morgen Mittwoch bei einem Picknick, das der Kanzler anstellte ihm zu Ehren, in Tiefurt sein. Da aber Knebel nicht wohl wurde, so unterblieb es. Goethe ist gestern nach Marienbad. Er war so artig, vor der Abreise Frau v. Stein sein letztes Werk, Wilhelm Meister, mit einem sehr artigen Abschiedsbillet[1] zu schicken.

26. December 1824.

Wie danke ich Ihnen für die schöne Torte und Blumen zu meinem Geburtstag; ich hätte gern Alles in einen Tempel gesetzt zum ewigen Andenken. Wiedersehen, ach! Wiedersehen, darum ist's wohl geschehen.

(Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach.) 2. April 1825.

Daß am 21. März in der Nacht unser gutes altes Theater, der Schauplatz unserer sämmtlichen Jugenderinnerungen, an den sich so manches heilige Andenken knüpfte, ganz und gar mit Allem, was es enthielt, abgebrannt ist, werden Sie aus den Zeitungen schon gesehen haben. Es war sehr stilles Wetter und die ungeheure Flamme stieg daher, ohne die nachbarlichen Gebäude zu gefährden, kerzengerade in dem Dunkel der ruhigen Nacht empor. Auch ist, Gott sei Dank, Niemand verunglückt. Frau von Steins Befinden ist sehr schwach und leidend, da fast immerwährende Schmerzen ihr keine Ruhe lassen. Am Geist werden Sie sie nicht verändert finden.

[1] Briefe III. S. 457. Schölls Vermuthung, „des Wanderers Bild und Gleichniß" beziehe sich auf die Wanderjahre, ist also richtig.

Den 27. December 1825.

Liebe Lollo! Tausend Dank für Ihr gütiges Andenken an meinem Geburtstag.

Das waltende Schicksal begleite Sie Alle, Caroline und Emilie, mit der guten Mutter freundlich durch's Leben.

Dieß ist Alles, was mir meine Kraftlosigkeit und viele Schmerzen zu sagen erlauben.

Ihre treue

Stein.

Charlotte empfing diesen Brief in Köln bei ihrem Sohne. Frau v. Stein überlebte ihre jüngere Freundin; sie starb am 6. Januar 1827, fünfundachtzig Jahre alt.

Beilage.

Emilie Gore.

(Wahrscheinlich April 1800.)

C'est avec le plus grand plaisir, ma chère Madame Schiller, que j'apprends les bonnes nouvelles que vous avez eu la bonté de me donner de la santé de Monsieur Schiller. Je vous assure que nous avons tous pris beaucoup de part à toutes vos inquiétudes et nous désirons sincèrement pouvoir vous féliciter bientôt sur son parfait rétablissement.

Je viens de parcourir avec mon père chaque volume de l'ouvrage en question et je vous envoye ci-joint tout ce qui s'y trouve d'ancien et de moderne qui a rapport à la malheureuse reine d'Écosse. Monsieur Schiller aura sans doute consulté Camden et Robertson. Mon père me charge pourtant de les lui envoyer ainsi que Brantome et un volume d'un Biographical dictionary où il y a encore beaucoup d'anecdotes. Nous prenons tous le plus grand intérêt à cet ouvrage de Monsieur Schiller, et nous nous en faisons d'avance

une grande fête. L'histoire en elle-même est si intéressante que le génie supérieur de Monsieur Schiller ne peut manquer d'en faire un chef-d'oeuvre. Mon père et ma soeur me chargent de lui faire mille compliments pour eux ainsi que pour vous-même, et je vous prie, ma chère Madame Schiller, de me croire avec la plus parfaite estime votre très-dévouée

Émilie Gore.

Der Dänische Kreis.

I.

Graf und Gräfin von Schimmelmann.

An S. vom Grafen Schimmelmann. Seelust bei Kopenhagen, 25. August 1795.

Nach einem so langen Stillschweigen können Sie keine Antwort[1] mehr von mir erwarten; Sie können sie nur verzeihen. Für Ihre Briefe, für Ihre und der Musen Geschenke nicht einmal den gewöhnlichsten Dank zu erwiedern, scheint eine ungewöhnliche Unerkenntlichkeit und Unempfindlichkeit zu sein. Ich schmeichle mir sogar damit, daß eine solche Vernachlässigung von mir Ihnen noch unbegreiflicher geblieben. Wie es aber nun ist, daß ich nicht eher geantwortet, so liegt es nur darin, daß ich nicht vermochte, Ihnen so zu antworten, wie ich es wünschte. Ich hätte es sogleich aufgeben sollen, Ihnen das Interesse Ihrer Briefe und Abhandlungen für mich auszudrücken, und ich hätte mir einen gerechten Vorwurf erspart.

Wenn ich auch darüber geschwiegen, so hat mich Ihr Genius mit neuen Ideen belebt, und diese Erwiederung Ihrer Anrede, weiß ich, ist für Sie mehr als leere Worte, welche öfters Gesinnungen und Empfindungen heucheln.

Sie haben noch unergründete Tiefen des Geistes und des Herzens erforscht und mit der Zauberkraft Ihres Vermögens das

[1] Ohne Zweifel auf die Zusendung der Horen, worin die Briefe über ästhetische Erziehung an den Prinzen von Holstein enthalten waren.

Abstrakte in der Darstellung gerettet und mit Liebenswürdigkeit bekleidet.

Ich weiß kaum, ob wir Ihnen hier auf Seelust, wo wir Ihre letzten Briefe mit mehrerer Muße gelesen, immer folgen können, ob wir immer Ihre Gedanken mit Ihnen denken; wenn aber auch nicht für uns alle Objekte mit dem Tageslicht erleuchtet sind, so schimmern doch die Strahlen der Morgenröthe über sie.

Welche freie Vereinigung unter den Menschen würde es nicht sein, wenn das Beschränkte, Kleinliche, Niedrige sich nicht mehr mit ihrem durch Schönheit gehobenen Sinn vertrüge.

Es ist so viel von Constitution gesprochen worden, so viel für sie oder in ihrem Namen geschehen. Die schlimme Wirklichkeit hat bis jetzt ihr leichtsinniges Spiel mit den prächtigen Worten und Versprechen getrieben und die Kämpfer für und wider in ein Chaos der Verworrenheit gestürzt. Es könnte aber sein, daß man es nicht verstanden, oder nicht erreichen können, oder zu schwach am Glauben gewesen, um sich an eine durch eine höhere Lebendigkeit rege Urtheilskraft zu wenden und Ideen durch ihnen angemessene Formen hervorzurufen, welche den Sieg des Guten vorbereiten und herbeiführen konnten. Nun scheint es zuweilen, daß ein bergeschweres Gewicht des Alltäglichen über die Titanen der jetzigen Zeit gerollt würde.

Die Bemerkungen über Ihre Erforschungen wären unerschöpflich. Es ist aber vielleicht schon gewagt, sie in einem Briefe nur zu berühren.

Ich hoffe, daß mein Schweigen eine Correspondenz, welche mir so viele Freude gewährt, nicht ganz abgebrochen; es wird immer ein Bedürfniß meines Herzens bleiben, daß Sie nicht glauben mögen, daß Ihre Erinnerung jemals hier erlöschen könnte.

Schimmelmann.

Gräfin Sch. an Baggesens Frau. (Ende März 1795.)

(Der Anfang fehlt.)

— im zweiten Stück der Horen, mit Entzücken habe ich sie gelesen. O warum haben wir nicht hier in unserer Mitte diesen

Mann gesehen, der so schreibt, so denkt, so empfindet! Wie wunderschön und reich an Inhalt sind diese Briefe! Wie viel versprechend; es ist eine neue Welt, die sich seinem genialischen Blicke öffnet; es ist eine neue belebte Darstellung; es ist mehr als lebendige Sprache dem lebenden Geist; es ist eine Auferstehung, eine verklärte Menschheit; es ist mehr als Worte auszudrücken vermögen. O daß ich doch den ganzen Kant gelesen und durchschauet hätte, damit ich Schiller ganz verstehen könnte! Eine hohe Ahnung bringt mich seinem Geiste näher, aber nur Ahnung — eine innere Ueberzeugung, die ich in mir selbst vielleicht nicht ganz zu erklären vermag — — sollten die Franken nicht bald im hohen Flug den unsterblichen Geist fassen können — noch sind sie zu weltlich, zu sehr im Sprudel der That hingerissen; aber auch sie haben die Ahnung und haschen nach dem Bilde der Menschheit in Schiller'schem Sinn; sie ahnen ihre nahe Gegenwart und kennen sie nicht. — — Verzeihen Sie, liebe Sophie, diesen Ausbruch über Schiller und sagen Sie ihm doch einmal von mir, was ich ihm so gerne selbst sagte.

Baggesen wird jetzt in P.(aris) sein. Sie sind einsam zurückgeblieben, aber nicht allein; alle Ihre Freunde umgeben sie im Geiste; alle meine Wünsche begleiten Ihre Schritte, das wissen Sie.

Hier ist Alles wohl.

An Schiller. Kopenhagen, den 20. December 1796.

Aus Ihrem Briefe, der mir viele Freude machte, sah ich, daß ich von Ihnen nicht mißverstanden wurde. Was Sie meinen Tadel [1] nannten, wußten Sie mir zu verzeihen; auch war diese offene Herzenssprache ein Beweis meiner ganzen Achtung; ich war es Ihnen schuldig, lieber Schiller, so schien es mir, und so haben Sie es selbst gefunden. Ich brauchte keine neue Ueberzeugung, doch bin ich jetzt über Ihre enge Verbindung mit Goethe so ruhig,

[1] Ueber die Xenien und das Verhältniß zu Goethe, der als Verführer betrachtet wurde. Sch. an G. Nr. 245 (nicht 235).

daß ich mich durch kein fremdes Urtheil werde irre führen lassen. Alles, was Sie mir über seine Lage, sein häusliches Wesen sagen, ist mir genug. Ich glaube so gern an wahre Größe des Geistes und huldige so gern der ächten Tugend; es ist erfreulich, im Namen der Menschheit sie anzuerkennen. Die Alltagsmenschen, die um uns herum wimmeln, machen es uns noch mehr zum Bedürfniß der Seele, höhere Geister zu suchen, an diesen fest zu halten. Sie verkannt zu sehen, macht traurig. In dieser Stimmung schrieb ich Ihnen letzt. Sie belebten aber meine beste Hoffnung aufs neue. Ich erwarte sehr viel, und mehr noch als Sie mit Worten versprachen, von Ihrer Vereinigung mit Goethe. Eine doppelte Blüthe gibt in der physischen Natur nicht die schönsten Früchte, hier aber wird sie eine doppelt schöne Frucht uns im Geisterreiche bringen.

Ich hätte so gerne heute noch Ihrer lieben Frau für ihren schönen Brief gedankt. Ich überlasse es Ihnen aber, ihr Alles aus meinem Herzen zu sagen, so lebendig, so warm, wie es Worte nicht ausdrücken, zumal nicht aus meiner Feder, die mir immer so kalt und nichtssagend erscheint in solchen Augenblicken, wo das Herz, von tiefen Gefühlen durchdrungen, nicht Worte findet, die sich hinschreiben lassen.

Daß wir so im Raume getrennt leben müssen, ist traurig. Doch Sie gedenken unsrer mit Freundschaft, Sie kennen uns, und wir kennen Sie; so klage ich nicht mehr und danke vielmehr einem guten Schicksal, welches uns auf diese bessere Art näherte.

Ernst Schimmelmann sahen Sie im Geiste so wie er ist, ruhig und heiter im Strudel der Geschäfte unter politischen Stürmen. Seine Seele erhält sich dabei frei und rein. Einige trübe Momente über die oft traurigen Phänomene unsrer Zeiten stören zwar die sonst ununterbrochene Heiterkeit seiner Seele — wer wird dieß besser mit empfinden als Sie?

Die Frauen, die mehr zum Idealisieren geneigt sind, machen sich es leichter; dieß muß ich manchmal hören, indem ich fester im Glauben an die Menschheit überhaupt zu sein scheine; doch

muß ich oft auch nachgeben, wäre es nur augenblicklich. Eine so fürchterliche Gährung sollte wohl am Ende doch den höheren Kräften des Menschen den Sieg versprechen, und jede Bewegung scheint mir doch besser und natürlicher als Todesstille. Doch dieses würde mich zu weit führen.

Purgstall ist jetzt in Edinburg, wo er in Stewarts Umgang viel für Geist und Herz findet. Es ist überhaupt ein interessanter Aufenthalt. Purgstall vergißt aber nicht Jena. Er fragt uns oft, wie es Ihnen geht.

Eben höre ich, daß Mantua erobert sein soll. Die Franzosen hier versichern es positiv. Auch soll die österreichische Armee fast vernichtet sein. Was wird aus Italien werden? Nur nicht une république à la Batave . . .

Leben Sie Beide wohl und gedenken Sie Ihrer Kopenhagener Freunde.

Charl. Schimmelmann.

Voß ist Gottlob für dieses Mal gerettet! Er war dem Tod sehr nahe; es wäre ein gar zu großer Verlust gewesen!

Kopenhagen, den 25. April 1797.

Als ich Ihren schönen seelenvollen Brief erhielt, liebe Frau Schiller, war ich krank; seitdem bin ich matt und dumm gewesen. So wollte ich mich nicht Ihnen zeigen; einen halben Dank wollte ich Ihnen nicht für einen solchen Brief bringen; doch wo finde ich Worte, es so auszudrücken, wie ich es wollte, wie lieb und erfreulich dieser Brief mir war? Wir sollten nicht immer, so scheint es mir, von Ihnen so getrennt im Raume leben. Der gute Purgstall hat es Ihnen gesagt, wir wären es nicht ganz unwerth, im engen Kreise mit Ihnen und Schiller einen schönen Umgang zu genießen, der allein glücklich macht. Doch müssen Sie sich ja nicht über uns täuschen. Purgstall hat Ihnen mit schwärmerischen Farben der Freundschaft das Gemälde unseres Hauses gezeigt. Der gute edle Jüngling hat uns seit einem ganzen Jahr verlassen, hat

seine Zeit in Schottland und England nicht verloren. Jetzt sind die Heere der Franken in Steyermark, wo er seine Güter hat. Es wird ihm gehen wie so manchem Andern in dieser stürmischen Zeit; nur wird er es besser zu tragen wissen; er hat an sich selbst ein großes unwandelbares Gut.

Die Baggesen haben uns verlassen, sind jetzt in Kiel. Sie wollten weiter und den südlichen milderen Himmel suchen. Ach leider, den Himmel wird sie wohl nicht mehr auf der Erde finden; sie war sehr schlecht, in der größten Gefahr, die mit jedem Tage zunimmt. Er ist unglücklich und fühlt es tief. Die armen Kinder, zwei Knaben verlieren an ihr eine zärtliche gute Mutter!

Ich kann heute nicht mehr schreiben; sagen könnte ich Ihnen noch so Vieles, aus dem Herzen es Ihnen sagen. Vielleicht werde ich einst das Glück haben.

Geben Sie uns bald Nachricht von Schillers Gesundheit, von Ihrer ganzen Existenz, von Ihren lieben Kindern. Gott erhalte sie Ihnen und gebe Ihnen die besten Mutterfreuden an diesen holden Geschöpfen!

Vielleicht sehen Sie die Frau Brun[1], die vermuthlich bald heimkehrt. Sie hat ihre einzige Schwester hier verloren, eine gute sanfte Frau, die Mann und Kinder in Thränen der Wehmuth zurückließ; ihre alte Mutter wird es schwerlich überleben. Doch es umschweben mich heute nur Trauerbilder. Verzeihen Sie, Liebe, meinem Mann ist heute nicht ganz wohl; dieses stimmt mich vielleicht so düster.

Seelust bei Kopenhagen, den 1. September 1797.

Wie oft wollte ich Ihren schönen Brief beantworten — wie nahe waren wir einander im Geiste, als ich Ihre Stimme so lebendig vernahm, liebe Frau Schiller; auch Sie hörten und empfanden, was ich einst mit Worten Ihnen sagte — auch Schillers freundlichen Gruß erwiederte ich aus ganzer Seele.

[1] Friederike, geb. Münter, die Schriftstellerin.

Ich wünsche Ihnen Beiden Glück zur neuen ländlichen Wohnung. Möchten Sie doch in diesem ruhigen Aufenthalt viele wahre Freuden ungestört genießen, und Schillers Gesundheit sich recht befestigen unter dem freien Himmel, daß er sich immer mehr in Ihrem belebenden Umgang sich seines besseren Lebens freuen möge, und noch lange, noch viel für uns Alle mannigfaltig leben! Nur im Tempel der Natur findet die hohe Wahrheit ihre schönsten Altäre; in diesem unentweihten Tempel gedeihen ihre Früchte; da auch duften ihre Blüthen lieblicher im jugendlichen Schoße der Grazien. Diese holden Schutzgöttinnen winken freundlich dem Dichter, ihn zur ernsten Muse führend bis in das heilige Gebiet der höheren Gedanken und Empfindungen, wo der unsterbliche Geist die wahre Heimath findet — so sehe ich Schiller ins reinere Element seines besseren Daseins versetzt und freue mich Ihrer Ruhe in der belebten Einsamkeit.

Auch wir genießen hier im Sommer Momente der Ruhe, die für meinen Mann wohlthätig sind, mitten im Wirbel der Geschäfte. Er trägt sie in sein inneres Wesen, diese Ruhe der Seele, die dem Menschenfreund in jeder Lage so unentbehrlich ist, die ihm Kraft gibt, allen Stürmen von Außen zu widerstehen und sie zu besiegen. Wir leben in einer Epoche der Umwälzungen; nur in uns müssen wir suchen Ordnung und Festigkeit zu erhalten, einen starken guten Willen immer neu zu beleben, und dann allen Begebenheiten, die wir nicht ändern können, ruhig zusehen, in der Hoffnung besserer Zeiten.

Oft glaubte ich, daß wir schon einige Strahlen der neuen Morgenröthe erblicken würden; es sind aber der Wolken so viele und so trübe dazwischen gekommen — sie verhüllen uns das Licht — doch nicht auf immer; verzeihen Sie, daß ich mich so hinreißen ließ, und so lange hierüber schwatzte.

Die Frau Brun ist endlich angelangt nach der langen Reise. Sie hat ihre Gesundheit in der Alpenluft wieder gefunden und versichert, daß der italienische Himmel ihr lange nicht so günstig

war wie der schweizerische. Sie findet sich jetzt glücklich und vergnügt in der Heimath, von ihren Kindern umgeben, und genießet fröhlicher das Leben im Gefühle der Gesundheit. Ihr Mann, der ehrliche Brun, hat unterdessen im Handel sich große Reichthümer erworben; sie werden gewiß Beide davon den besten, zweckmäßigsten Gebrauch machen. In Bern hat sie nicht ihre Zeit verloren und bringt uns Schätze mit, die in Dänemark fremd sind.

Nun leben Sie mit Schiller und Ihren lieben Kindern recht glücklich! Gedenken Sie unserer als wahrer Freunde!

Charl. Schimmelmann.

Wir danken für die Hefte der Horen. Könnten wir sie doch mit einander durchgehen!

Den 8.

Als ich dies Blatt wegschicken wollte, wurde ich zur Stadt gerufen. Unsere königl. Prinzessin wurde Mutter von einem Sohne, den sie mit großen Schmerzen gebar. Alles jubelte; der königl. Prinz war ganz Freude. Er hat schon drei Kinder verloren; es blieb ihm nur eine Tochter übrig; nun hatte er endlich einen Sohn wieder. Das Kind lebte nur vier Tage, litt unaussprechlich, und die zärtlichen Eltern sind in die tiefste Trauer zurückgeschleudert, von der höchsten Stufe der Freude — sie weinen nicht um den Thronerben, sie haben ihr geliebtes Kind verloren! Es ist für uns Alle, die wir sie lieben und schätzen, recht traurig.

Kopenhagen, den 19. December 1798.

Daß ich Ihren schönen Brief so lange unbeantwortet ließ, lag nicht an meinem Herzen, glauben Sie es fest, liebe Frau Schiller. Die innere Stimme des Danks vernahmen Sie sogleich, so schien es mir. Auch kann ich noch nicht Ihnen auf diesem Blatte meine Empfindungen beim Empfang eines solchen Briefes mittheilen. Nur schwach sind alle Ausdrücke der ungeübten Feder in solchen Momenten des Lebens. Daß ich aber mit innigen wahren Empfindungen des Herzens mich Ihnen Beiden näherte,

als ich die schönen Briefe erhielt, dies wissen Sie gewiß, und ich brauche nicht es Ihnen zu versichern.

Der Musenalmanach war mir eine liebliche Erscheinung. Einen solchen Genuß verdankt man gerne den Musen selbst, im Namen ihrer Lieblinge. So brachte ich auch meinen Dank auf unsichtbaren Altären im Stillen und feierte Schillers Andenken, ohne es ihm selbst sogleich sagen zu können.

Mit der Frau Brun, die eben zu mir kam, theilte ich zuerst den Genuß. Mit bescheidenem Blicke fand sie ihren eigenen Namen, freute sich doch kindlich der Aufnahme und nahm auch so im reinen Herzen jede Schönheit auf, die ihr neue Blumen und Blüthen brachten. Friederike Brun hat ein seltenes vortreffliches Herz. Dieses erhöht für mich jede geistige Gabe, die ihr reichlich zu Theil wurden, und die Natur krönte dadurch alle übrigen Geschenke an ihr.

Der Professor Baggesen ist aus der Schweiz und aus Paris endlich zum Vaterlande zurückgekommen. Seine Schwiegermutter, die alte Frau von Haller, ist mit ihm hergereist. Hier umschweben sie beide die Erinnerung der holden Sophie Baggesen, die auch Ihnen so lieb war. Zwei kleine Knaben bleiben ihm noch, die aber mutterlos sind. Baggesen schildert uns Paris, nicht aber im magischen Spiegel, wie's zur Zeit der Hoffnung war; es ist Alles verschwunden, jede Spur der Freiheit, auch nicht ein Phantom davon übrig. Die Pariser sinken immer tiefer in den Abgrund der Laster und Frivolität hinein. Sie glauben an nichts mehr, am wenigsten an sich selbst, noch weniger an Wahrheit und Tugend. Die schönsten Werke der Kunst liegen im Chaos unbenutzt und ungeschätzt. Auf einem solchen Boden blühet die schöne Kunst eben so wenig als die Rose in einer Sandwüste; und da, wo das schöne Ideal verschwunden ist, nimmt die finstere Gestalt des moralischen Todes die Oberhand. Ihre Freiheitsbäume blüheten nie, die bittere Frucht entstand im Gebiete des menschlichen Elendes; es sind traurige Gegenstände!

Was Sie von Ihren Kindern mir sagen, hat mich innig gerührt; könnte ich sie doch einmal sehen und umarmen! Für den kleinen Ernst erlauben Sie, daß ich zu Neujahr ein kleines Geschenk zum Andenken sende, für welches er Spielsachen statt Bücher sich verschaffen wird. Mein Mann theilt so ganz mit mir den Wunsch, Ihnen Beiden einmal im Raume nahe zu kommen. Meine schwache Gesundheit erinnert mich nur zu oft an solche Wünsche, die alsdann zur Sehnsucht werden.

Wir erwarten mit Ungeduld die neue Tragödie von Schiller. Sein schönes Programm läßt uns schon den höheren Genius ahnen und verspricht viel. Es wird gewiß in der Handlung ein lebendiger Geist siegen, der den schlafenden aufwecken muß.

Eben höre ich, daß Buonaparte gefallen sein soll. Kaum kann ich es glauben. Sollte dieses große Drama wirklich in Egypten sich endigen? sollte der Held unter diesen Ruinen fallen? — In Europa gehörte er freilich nicht mehr hin!

Sagen Sie doch Schiller Alles, was ich ihm selbst so gerne noch heute schreiben möchte. Dieser Brief sei auch für ihn. Ich kann die Feder nicht länger halten; der trübe Wintertag verfinstert Alles um mich herum. Dieses sei meine Entschuldigung auch für die Unordnung dieser Zeilen.

Kopenhagen, den 16. Februar 1799.

Für Ihren schönen Brief aus Weimar sage ich Ihnen meinen herzlichen innigen Dank, liebe Frau Schiller. So ganz habe ich Ihr Herz verstanden, indem Sie mir Schiller so gefühlvoll und innig nannten. Wie oft war auch ich durch seinen hohen Genius glücklich gemacht! Wie sollte ich es nicht wissen, was er Ihnen in solchen Momenten sein muß. Eine gewisse Bescheidenheit der Frauen für ihre Männer ist nicht natürlich, so wenig wie ein gewisser Stolz darauf es nicht wäre. Der heiligen Wahrheit muß vor Allem gehuldigt werden; nur in ihrem Namen sind reine Gefühle vorhanden. Im Ausdrucke der Worte können sie freilich

entweiht werden, doch ist dies nicht der Fall, wo Herz an Herzen trifft. Doppelt mußte ich das Ihrige verstehen, liebe Frau, da ich oft im süßen Genuß der Dankbarkeit mich verlor, als mein Mann für dieses Land nicht ganz ohne Nutzen seine Kräfte und Talente gebrauchte, ja ich darf sagen, daß am öftesten, wo er nicht zu handeln schien, sein seltener Genius mächtig wirkte. Er hat bei einer unbeschreiblichen Sanftheit des Herzens eine unerschütterliche Festigkeit im Blicke und sieht vorwärts im Großen; dabei belebt die reinste Menschenliebe sein inneres Wesen beständig, und eine seltene Bescheidenheit macht es ihm möglich, in Staatsgeschäften durchzusetzen, was Viele (im Anfang) nicht verstanden, noch billigten; dabei bleibt doch noch so mancher unerfüllte Wunsch ihm übrig im Herzen; es gehört oft Resignation im thätigen Leben, nicht noch thätiger zu sein. Noch mehr muß ein hoher Geist sich unterwerfen, um das Ideal nicht gar zu fest zu halten, ein Ideal, welches weniger erscheint, zumal am Staatsruder.

Bei allem diesem darf ich behaupten, daß Wenige Schiller als Dichter so verstehen, so genießen wie er. Die Sympathie für Schönheit begeistert und vereinigt solche Geister.

Wir erwarten mit Ungeduld den Wallenstein, die Fortsetzung nämlich. Wir hoffen, an einem von diesen Tagen Wallensteins Lager hier im Hause aufgeführt zu sehen. Es ist nämlich eine Gesellschaft junger Männer, die sich hier vereinigen, und meinem Mann die Ueberraschung machen werden. Wir haben einen großen Saal, der wird auf einen Abend so beehrt werden. Die Unternehmung ist nicht gering, es wird meinem Mann die größte Freude machen, da er es im Manuscript mit Entzücken vorlesen hörte.[1] Ein junger Mann, der in Jena studierte und Rist heißt, ist Sekretär hier im Hause. Er ist geistvoll und voll Feuer. Dieser unternimmt es mit einigen seiner Freunde, Wallen-

[1] Diese Nachricht versetzte Schiller in große Aufregung. — Er vermuthete, daß Böttiger das Werk sich in Weimar verschafft und nach Kopenhagen befördert hatte. An G. Nr. 578. 579. 581.

steins Lager aufzuführen, und so werden wir bald, wie ich hoffe, Schiller einen schönen Abend hier verdanken. Wäre er doch selbst hier! Nun begreifen Sie, mit welcher Ungeduld wir die Piccolomini erwarten.

Daß Schillers Gesundheit es ihm erlaubt, so thätig in Weimar bei der Aufführung zu sein, macht uns um so mehr Freude, da Purgstall mir oft erzählte, wie einsam und ruhig er im Winter eingesperrt leben mußte. Diese Auswanderung ist ein guter Beweis und wird gute Folgen haben.

Ein Bild von mir existiert nicht; nur ein einziges hat mein Mann, und ich versichere Sie, liebe Frau Schiller, daß Sie wenig daran haben würden; doch bin ich nicht weniger dankbar und gerührt bei dem Gedanken, daß Sie es wollten. Es ist mir viel vortheilhafter, so idealisch unter Ihnen zu leben, und ich wünsche so sehr von Ihnen Beiden nie vergessen zu werden. Auch Sie Beide leben unter uns auf immer.

Purgstall ist, wie ich hoffe, glücklich. Er schreibt mir oft; doch kenne ich nicht seine Frau, auch nicht recht durch seine Briefe. In seinem Vaterlande kann er nicht wirken; er lebt allzu einsam. Solche Seelen werden im Weltgetümmel verkannt. Die heutige Politik benebelt alles Schöne.

Für Italien bin ich traurig, doch wer weiß, ob die Zukunft nicht besser für dies schöne Land wird.

Baggesen heirathet wieder, eine Genferin, die jetzt mit ihrem Vater in Paris lebt. Dort sah er sie, und sie wird mit dem alten Vater herkommen. Baggesens Muse schweigt, und es ist schade um ihn.

Die Auftritte wegen Fichte[1] in Deutschland finde ich höchst abgeschmackt. Seine ächten Schüler können wohl nicht gefährliche Weltbürger werden. Es ist recht ärgerlich; mehr mag ich nicht hierüber sagen.

[1] Die bekannte Streitigkeit, die ihm seiner vermeintlichen Irreligiosität wegen angehängt wurde und ihn von Jena vertrieb.

Daß ich so viel von meinem Mann Ihnen schrieb, braucht wohl keine Apologie; viel mehr hätte ich Ihnen noch gerne über ihn gesagt.

Charl. Schimmelmann.

P. S. Noch muß ich Ihnen im Postscript ein Wort über einen Gegenstand unseres Hauses sagen, da Sie so gütig und theilnehmend für uns sind.

Seit vier Jahren habe ich ein kleines Mädchen zur Erziehung zu mir genommen;[1] sie war arm, elend; der Vater starb auf seinem Krankenlager; die Mutter habe ich nie gesehen. Diese Kleine, Louise genannt, zeigte schon viele Talente an, und etwas Außerordentliches fand ich in ihrem Wesen, welches übrigens damals ganz verstimmt war. Jetzt macht mir dies Kind große Freude; ich habe sie beständig unter meinen Augen; sie ist liebend, gut und ganz sonderbar von der Natur mit Talenten ausgerüstet. Ganz musikalisch, singend, tanzend, als wäre sie fürs Theater erzogen, und sie lernte nie tanzen; sie hat kleine, niedliche, beflügelte Füße; ich suche Alles in ihr zu entwickeln; sie ist nicht hübsch, aber doch angenehm und so klug aussehend; ganz Grazie und dabei natürlich; sie lernt gern und nimmt an Allem Antheil, ist von einer Lebhaftigkeit, die hier ganz ungewöhnlich ist. Vielleicht hat Purgstall Ihnen dies kleine Geschöpf genannt. Jetzt, da sie über acht Jahre alt ist, fängt sie an sehr interessant zu werden. Wir lieben sie, als wäre sie unser eigen Kind. Eine Mutter weiß, wie viel damit gesagt ist. Da diese Kleine so ganz in unsern engen Kreis gehört, mußte ich sie Ihnen nennen. Dies Kind hat sich unglaublich veredelt, seitdem es bei uns ist; doch hat die gütige Natur Alles für sie gethan. Ganz einfach wird sie erzogen und weiß von keinem äußeren Glanz, der ihrer Seele, wie ich hoffe, immer fremd bleiben wird. Oft im Anfang erinnerte sie mich an Mignon. Wir nennen sie Louison.

[1] Spätere dal Borgo.

Kopenhagen, den 19. Mai 1799.

Ich kann Ihnen meine Freude nicht beschreiben, liebe Frau Schiller, als ich gestern den Wallenstein bekam von den lieben Briefen begleitet. Morgen Abend unternehmen wir die Lektüre im engen Kreise. Hat der Herzog von Augustenburg Zeit, so kommt er auch zu uns und theilt unsern Genuß. Sonst wird gewiß kein Mensch dies schätzbare Manuscript in die Hände bekommen, das verspreche ich Ihnen. Sie wissen, daß aus der Vorstellung hier im Hause nichts wurde.[1] Wäre es geschehen, so hätten Alle dabei die gewissenhafteste Discretion beobachtet; sonst hätten wir uns einen solchen Genuß nicht einmal in Gedanken erlaubt. Und da wir es vollständig aus Schillers eigener Hand bekamen, wird uns das Lesen eine liebliche Erscheinung seines Geistes verschaffen; und glauben Sie mir Beide, daß wir ganz den Werth eines solchen Geschenkes zu schätzen wissen; daß auch kein Mißbrauch, keine Entweihung statt haben kann. Die Zahl der vertrauten Freunde ist klein — hier wie überall — nur mit solchen Seelenverwandten werden wir ein solches höheres Vergnügen genießen.

Von der Frau von Stein hörte ich in meiner Jugend meine ältere geliebte Schwester oft reden; dieser Name ist mir weder neu noch fremd. Wohl Ihnen, daß Sie eine solche Freundin fanden und behielten! Hätte die Frau von Stein meine Schwester ganz kennen gelernt, so würde sie Ihnen sagen können, welche seltene Gattin und Mutter aus ihr geworden ist. Ihre Seele ist engelrein, und ihr ganzer Charakter groß, dabei sanft und milde im höchsten Grade. Ihre Kinder sind auf eine seltene Art gut erzogen. Ihr Mann ist Graf Ludwig Reventlow, der auf seinem Gute Trolleburg wahre Wunder hervorgebracht hat. Er ist der dänische Rousseau, nur noch liberaler; im strengsten Sinn ein Menschenfreund. Er hat ein Erziehungsinstitut auf seinem Gute gestiftet, vor zwei Jahren, wo Knaben aller Alter erzogen

[1] S. den vorigen Brief. Schiller hatte sich also über jenen Vorfall beruhigt und das Manuscript des ganzen W. geschickt.

und unterrichtet werden, ich darf sagen, vortrefflich gebildet für den geringen Preis von 90 bis 100 Rthlr. jährlich. Auch ein vorzüglich gutes Landschul-Seminarium ist in der Nähe, oder vielmehr damit verbunden. In diesem schönen Kreise lebt meine Schwester. Ihre älteste Tochter, ein ganz ausgezeichnetes Mädchen von achtzehn Jahren, hat diesen Monat geheirathet, wohnt ganz in der Nähe ihrer Eltern, wird auch glücklich, wie ich hoffe. Ihr Mann, der noch jung ist, ist Besitzer von großen Gütern, wo Alles, wie ich hoffe, einst auf Trollenburger Art, im Namen der Menschheit, eingerichtet wird.

Mein Bruder,[1] der sich der Frau von Stein auch erinnern wird, ist liebenswürdig, und hat ein seltenes Herz. Er hat es behalten, obgleich er seit seiner Jugend ein Diplomat ist. Er war dänischer Gesandte im Haag, als die Franzosen einrückten. Da hat er, ich darf es sagen, manche Thräne getrocknet. Seine Frau, eine Holländerin, hat ihre Freunde und Verwandte in diesem unglücklichen Lande. Jetzt ist er Gesandter in Spanien, und Gott weiß, was er da erleben wird. Die Hofintriguen übersteigen alle Erwartung in diesem Lande, und das Volk ist gedrückt auf eine schreckliche Art.

Dieses Alles über meine Schwester und meinen Bruder, die Sie mir so theilnehmend nannten, daß ich nicht widerstehen konnte, sie Ihnen darzustellen; obgleich ich von beiden fast getrennt lebe, so sind wir immer im Geiste mit einander und verstehen uns so vollkommen über Alles, was dem Menschen heilig und wichtig ist.

Louison ist ein liebes Kind, die ich Ihnen so gerne zeigte. Es ist ein Ideal, ein kunstloses Geschöpf, für die schöne Kunst geboren, ein kindliches Wesen, voller Vernunft, wenig scheinende Entwicklung und dabei große Fähigkeiten, herrliche Anlagen in eine Grazie gehüllt, die nur die Natur geben kann. Sie wird aber erst neun Jahre alt; die Zukunft steht bei den Göttern.

[1] Baron Schubart.

Kopenhagen, den 5. Oktober 1799.

Ich erhielt in Trolleburg bei meiner Schwester im August Ihren lieben Brief, und glaubte nicht erst im Oktober Ihnen meinen Dank zuzurufen; ich begreife selbst nicht, wie es möglich war. Meine gute Schwester theilte so ganz meinen Genuß beim Empfange Ihres lieben Briefes. Als sie den Namen der liebenswürdigen Frau von Stein hörte, stiegen ihr mit Freuden die lieblichen Bilder der Jugend in der Seele auf; unvergeßlich sind ihr die Stunden, die sie mit ihr zubrachte. Auch ich hörte damals, fast ein Kind noch, mit Freuden diesen Namen. Mein Bruder war ihr auch so ganz zugethan. Jetzt lebt er einsam in Spanien, wo er mit dem Hof den ganzen Sommer hat herum emigrieren müssen, die heißesten Monate in Madrid zubringend. Jetzt schreibt er aus St. Ildefonso, wo die Natur doch etwas günstiger sein soll. Aranjuez ist ein trauriger Kunstgarten. Dieses diplomatische Leben ist aber auch leider ganz künstlich, und dabei ist mein Bruder so ziemlich unbefangen geblieben; fast so heiter und jugendlich, als ihn die Frau von Stein kannte. Seine Frau, eine Holländerin, ist ernster und trauert über ihr Vaterland, wo sie den Anfang der Umwälzungen sah. Wie es am Ende in dieser Bataviarepublik aussehen wird, weiß Gott. Auch für Helvetien ist Alles zu fürchten, nachdem es Alles gelitten hat. Es sieht überhaupt dunkel und traurig in der politischen, sowie in der moralischen Welt aus. Wir müssen Gott danken für die Ruhe, die uns bis jetzt gegönnt ward. Unser Nachbar, der mächtige K..., wird uns auch wohl noch so lassen. Er schien unruhig über die dänischen Zeitschriften, die freilich sehr tobend und zuletzt ganz unpassend waren; doch hätte die Regierung wohl dabei nichts gewagt, es so zu lassen. Sie beschäftigte sich indessen schon seit einem Jahr mit Plänen, damit diese literarische Unordnung ein Ende nehmen sollte. Nun da aber von innerer Ruhe zugleich mit der äußeren Ruhe die Rede sein konnte, so hat die Regierung endlich in diesen Tagen ein Edikt herausgegeben wegen der Preßfreiheit; die Meinung ist

gewiß liberal und gut, doch scheint die Form etwas strenge. Wäre dieses vor zehn Jahren so geschehen, so hätte wohl der Vernünftige es mit Recht tadeln können. Nun aber, da der Kronprinz schon so viele Jahre es angesehen hat, mit Geduld ertragen, daß seine eigene Person oft nicht geschont ward; nun da der freche Ton einiger Pamphletisten auf's äußerste gestiegen war, ohne daß man dabei bessere dänische Schriften daneben sah, nun war es wohl in jeder Rücksicht Zeit, diesen Strom zu hemmen. Im Auslande wird diese Maßregel vermuthlich nicht gebilligt; ich wünsche nur, daß jeder Fremde die letzten periodischen Blätter und Schriften hier beurtheilen könnte. Alles, was den Menschen heilig ist, wurde angegriffen; dabei waren Streitschriften im unwürdigsten Ton fast die einzigen geworden, und die Personalitäten hörten nicht auf. Alle diese Angriffe blieben von den Besseren unbeantwortet, und so verfiel die dänische Literatur in das kläglichste Chaos. Nun werden unsere jungen Studierenden auf etwas Besseres sinnen müssen, und die Welt wird dabei nichts verlieren.

Verzeihen Sie, Liebe, daß ich Ihnen so ausführlich dieses Alles darstelle; mündlich könnte ich es viel besser. Mein Mann hat gewiß die Preßfreiheit lange für heilig gehalten, auch ist er fast nie angegriffen worden; doch unsere Epoche ist eine Ausnahme in der großen Weltgeschichte, Gott weiß, wie die kommende sein wird.

Wir sind erst seit acht Tagen hier in Kopenhagen zurück. Zwei ruhige Monate brachte ich in Trolleburg zu. Mein Mann besuchte unterdessen seine Güter in Jütland, wo er viel Gutes zur Veredlung und zum Wohl seiner Bauern gemacht hat; sie sind schon lange unabhängig, stehen sich dabei gut, und ihre Kinder genießen die Vortheile des besseren Schulunterrichts im Lande. Fünf schöne Schulen hat mein Mann aufbauen lassen in einer Gegend, wo man sonst von keiner ordentlichen Schule wußte. Dabei haben wir vortreffliche Lehrer, die wohl etwas besser als die von Rochow sind. Indem ich dieses von unsern Gütern erzähle,

muß ich doch meinen Schwager Ludwig Reventlow erwähnen. Er war der Erste im Lande, der schon vor fünfzehn Jahren dies Beispiel gab; nun folgen Einige, es geht aber noch langsam, doch siegt am Ende die Wahrheit. Auf diesem Gute Trolleburg in Fühnen war es, wo ich zwei Monate so vergnügt zubrachte. Da auch wurde der Wallenstein gelesen, verstanden und ganz genossen. Meine Schwester war entzückt; Schillers Geist lebte unter uns, und wir verdankten ihm die herrlichsten Momente unseres Zusammenseins.

Charl. Schimmelmann.

Den 7.

Im Augenblick, als ich diesen Brief auf die Post senden will, erhalte ich den Ihrigen. Auf Schiller sein neues Drama bin ich ganz Erwartung und Sehnsucht. Man begreift es hier nicht und verzeiht es ihm kaum, daß der Wallenstein und Piccolomini noch nicht im Druck erscheinen. Ich werde so geplagt um das Manuscript und darf es nicht aus den Händen lassen. Bitten Sie Schiller im Namen Aller hier, ja nicht zu zögern.

Ich war nicht in Altona mit meinem Mann; leider kann ich nicht solche schnelle Reisen ertragen. Gott erhalte uns den Frieden; ich hoffe es mit Zuversicht.

Den Auftrag an die Brun übernehme ich gern; sie ist noch auf dem Lande, und das böse Wetter trennt uns. Die Kornernte leidet, die ganze Natur trauert; es ist ein doppelter Herbst.

Kopenhagen, den 27. Januar 1800.

Schon oft, liebe Frau Schiller, antwortete ich in Gedanken Ihrem Brief, der mir doppelte Freude machte, weil ich daraus Ihre völlige Genesung erfuhr.

Wir haben einen so strengen Winter gehabt im Anfang dieses Jahres, daß unsere Briefe nicht über den Belt kommen konnten. Aus dieser Ursache erhielt ich später Ihren lieben Brief, und die

Antwort wäre am Ufer geblieben. Jetzt vermindern sich unsere Eisgebirge; sie trennen uns doch noch von der übrigen Welt.

Diese Hofdame, die in Weimar gestorben ist,[1] war die Mutter und Wohlthäterin meines Bruders; sie hatte seine Frau erzogen und liebte sie beide; ich sah sie nie, doch schätzte ich sie sehr; ihren Tod erfuhr ich erst durch Ihren Brief.

Die Nachrichten aus Frankreich lauten doch jetzt tröstend; nur ist noch nicht die wahre Hoffnung des Friedens erschienen. Man versichert, daß Buonaparte den Frieden will; aus England erwartet man die Möglichkeit oder Unmöglichkeit. Mir kommt es vor, daß Buonaparte der gefährlichste und thätigste Gegner der Jakobiner sich zeigte, und da der blutige Krieg gegen diese Faktion geführt ward, und nicht gegen die französische Nation, so kommt es mir vor, daß es jetzt hohe Zeit wäre, diesem Elende des Kriegs ein Ende zu machen. Deutschland ist fürchterlich bedroht, und das Schicksal der Schweizer sollte doch warnend sein; ein solcher Jammer ist unerhört. Hier wünscht man einige der unglücklichen Kinder, die in den Wäldern herum irren, zu retten. Die gute Frau Brun hat eine Subscription eröffnet und findet mitleidige Herzen, obgleich der Winter für unsere eigenen Armen dringender als je ist; denn die Ernte war schlecht, und alle Folgen der jetzigen Krisis lassen sich hier wie überall fühlen; doch sind die Kopenhagener Armen diesen Winter schon unter einer wohlthätigen Aufsicht. Man hat hier Rumfords Schriften nicht umsonst gelesen; jetzt ist das Armenwesen fast so wie in München eingerichtet; dadurch werden viele Kinder gerettet, an ihren Seelen gerettet; kein armes Kind leidet Hunger, sie werden zur Arbeit früh gewöhnt, und die Eltern, die nicht mehr betteln dürfen, können nicht mehr wie sonst ihre Kinder zum Betteln brauchen. Diese wohlthätige Einrichtung hat uns Alle hier in Bewegung gebracht; es ist die heiligste Pflicht, der Anfang ist aber schwer, denn die Mißbräuche waren unglaublich, viele Tausende verschmachteten, und doch sind die Kopenhagener Ein=

[1] Fräulein v. Göchhausen.

wohner von jeher wohlthätig gewesen; es ist aber nicht genug die Almosen auszutheilen, die Organisation des Ganzen war die Hauptsache.

Einige sehr interessante Emigranten vom 18. Fructidor haben bei unsern Verwandten in Holstein gelebt; jetzt kehren sie zur Heimath zurück. Portalis unter andern, mit seinem neunzehnjährigen Sohn. Dieser ehrwürdige Greis ist fast blind; dabei aber so thätig und lebendig, als wäre er ein Jüngling. Der Sohn ist seine rechte Hand.

Der General Dumas auteur des précis militaires geht auch nach Frankreich zurück, unsere Freunde verlassend. Der edle Liancourt, den ich persönlich kenne, ist auch gottlob jetzt schon in Paris. Er hat sein hartes Schicksal als ein Mann getragen; nie sah ich ein rührenderes Beispiel von Milde, Festigkeit und Würde. Er hat über die Gefängnisse von Philadelphia geschrieben. Lesen Sie dieses Buch; möchte es recht bekannt werden. Er schickte es mir aus seinem Exil.

Daß Sie mit der Frau von Stein so glückliche Stunden zubringen, ist eine wahre Freude. Einen herzlichen Dank für Ihre gütige Theilnahme an uns.

Eben höre ich, daß die Friedensvorschläge aus Frankreich nicht in England angenommen wurden!

Ach, daß Schiller uns selbst die Piccolomini vorlesen könnte! Nein, dies wäre gar zu schön. Seinen Brief habe ich mit Freuden, und innig gerührt, gelesen. Wir sind so ganz in seiner Schuld, mögen es auch so gerne sein. Die herrlichsten Momente des Lebens einem zu geben, der edel denkt, was könnte wohl dafür wieder gegeben werden? nichts als Gesinnungen und reine dankbare Gefühle.

Den 21.

Wir kennen nun die Piccolomini. Obgleich wir viel erwarteten, machte diese neue Erscheinung uns die schönste Ueberraschung! Welche Wahrheit, Natur und Lebendigkeit! Wie richtig

und wie fein die Gefühle! Wie tief aus dem Herzen, und wie tief in die Herzen hineingeschaut! Welche herrliche Sprache für die erhabensten Gedanken! Wie feierlich und rührend ist die Stimmung des edlen jungen Piccolomini! Kurz ich hörte nicht auf und sagte Ihnen doch nicht die Hälfte von Allem, was sich sagen und nicht sagen läßt in solchen Augenblicken. Ich wünschte, daß Schiller nicht diese unordentlichen Zeilen lese, nur sagen Sie ihm, was in mir vorging, auch haben wir noch nicht das Letzte gelesen. Mein Mann muß einen ruhigen Abend finden, dies ist schwer, er ist außerordentlich zufrieden, und ganz Interesse für dies neue seltene Schauspiel. Der Herzog konnte nicht kommen, er wird es aber bald, wie ich hoffe, selbst lesen, da Schiller es erlaubte. Bitten Sie ihn flehentlich, es bald drucken zu lassen. Ach, daß wir nicht auch bei der Vorstellung in Weimar waren! So von Schiller selbst angeordnet, mit Goethe, so wird es wohl nie aufgeführt. Wären auch andere Schauspieler vollkommener als die Weimarischen, die doch gut sein müssen, sonst wäre es unmöglich gewesen. Daß die Planeten so harmonisch dichterisch mit vorkommen, die Scene umschweben, dies feierlich mystische Gewebe, Alles dieses ergreift das innere Wesen und berührt jede Saite der Seele im schönsten Einklang. Auch muß dieses erste ächt deutsche Schauspiel in Deutschland mächtig wirken.

Klopstocks Hermann ist ein Germanier, ist so entfernt dagegen. Hier entwickelt sich auch die deutsche Sprache weit schöner, weit humaner, möchte ich sagen.

Nur für Sie allein, liebe Frau Schiller, sind diese flüchtigen Zeilen hingeschrieben oder hingedacht. An Worten bin ich arm, fürchte auch so sehr die Verschwendung der Worte.

Daß ich Schiller selbst heute nicht schreibe, ist wahrlich nur aus Blödigkeit. Sie müssen ihm meinen schönsten Dank bringen.

Seelust, den 27. Mai 1800.

Unsere Wohnung an der Ostsee ist lieblich. Die schönsten Buchenwälder umgeben unsere blumigen Wiesen auf der einen Seite

des Hauses; an der andern umgibt uns das Meer, von der schwedischen Küste begrenzt, die sich uns in mannigfaltigen Gestalten zeigt. Am stillen Abend lagern sich oft Schiffe aus allen Weltgegenden um uns herum; selbst Fregatten und Kriegsschiffe aller Art zeigen sich so in ihrer Pracht, in unserer Nähe, und weit bis zum Sunde hin erstreckt sich der Anblick, einige Hundert Schiffsmasten oder Segel, die wir auf einmal sehen. Dabei rudern die kleinen Fischerböte in der Bucht herum, da wir rechts und links von Fischerdörfern umgeben sind. Dieser Anblick des Meeres erneuert sich täglich und stündlich in beständiger Abwechslung. Unser Garten erstreckt sich auf einem Abhang bis zur See. Ganz nahe am Ufer entspringt eine Quelle vom schönsten Wasser am Fuße eines Hügels. Dieser Lieblingsplatz ist für Jeden offen und verschönert den Landweg. Der Wanderer findet hier Erfrischung und Schatten; selbst die Schiffsleute landen hier oft an unserer Quelle und füllen ihre Wassertonnen. Ein feierliches doch einfaches Monument wurde hier von meinem Mann errichtet zum Andenken seiner ersten geliebten Gattin. Ihr Name und die heiligen Erinnerungen ihrer schönen Existenz auf Erden verewigen die Schönheiten dieses Ortes. Vielleicht wird unser Freund Purgstall Ihnen eine bessere Beschreibung von Seelust gemacht haben. Er liebte diese Gegend und vergaß hier seine vaterländischen Gebirge und Flüsse. Diese fehlen uns in Dänemark; dagegen haben wir liebliche Bäche. Ein solcher verschönert auch unsere hiesige Landschaft. Das sanfte Rieseln dieses Baches vermischt sich hier mit der spielenden Welle des Meeres; er gleitet durch die Wiese am Ufer und verliert sich in die Ostsee.

Wir lesen mit Schaudern und mit traurigen Gefühlen die Zeitungen; die Verheerung des Kriegs trifft Deutschland auf's Neue. Buonaparte hatte den Frieden angeboten. Mit banger Ahnung hörten wir hier, daß die Friedensvorschläge nicht angenommen wurden, indem Carnot wieder thätig wurde und Moreau ernannt wurde; dabei wurde der Erzherzog Karl zurückgerufen.

Dies alles waren schlimme Vorboten. Möchte doch das Blutvergießen bald ein Ende haben!

Da Sie meinen Bruder mit Güte oft nannten, muß ich Ihnen doch sagen, daß er auf einige Monate Urlaub hat, seinen Posten in Madrid zu verlassen, und daß er im Herbst vielleicht uns hier erscheint. Spanien ist ein trauriges Land, und die Atmosphäre des Hofes ist drückend. Ein denkender Mann findet dort keine Geistesnahrung, dagegen aber sehr viel Stoff zum Nachdenken über die Zukunft und finstere Aussichten.

Seelust bei Kopenhagen, den 23. September 1800.

Erst am 20. September erhielt ich das schöne Geschenk von Wallenstein aus Schillers eigener Hand von seinem Briefe begleitet mit dem Ihrigen, liebe Frau. Sagen Sie ihm recht so ganz aus meinem Herzen einen warmen Dank. Ich hatte schon längst aus dem Buchladen dieses Werk erhalten, so auch Schillers Gedichte, die mir so viele Freude gewähren; einen doppelten Werth als Gabe seiner Hand hat es aber natürlich für uns.

Daß Sie beide Ihren einsamen Sommer glücklich erlebten, hat mich herzlich erfreut. Ich kenne aus eigener Erfahrung diesen Werth der Einsamkeit, obgleich wir oft im Strudel der Welt augenblicklich leben müssen. So z. B. heute ist hier im Hause ein großes Diner für den Lord Withworth; aber im Ganzen führen wir, ich darf es sagen, ein vernünftiges Leben.

Diese schönen Herbsttage haben wir auch recht im Genusse der Natur verlebt. Ich nannte Ihnen diesen Lord W. Seine Wohnung hier gab uns eine recht stürmische Epoche. Wir sahen uns plötzlich hier am friedlichen Ufer unserer Insel von einer Flotte umgeben, die uns gar nicht friedeversprechend aussah. Alle diese blitzbewaffneten Schiffe umgaben unsere Landhäuser, vom Sunde ab bis zur Kopenhagener Rhede. Dabei kann ich Ihnen doch versichern, daß unsere gute und gerechte Sache einem Jeden so viel Muth gab und eine solche Spannung der Gemüther verursachte,

daß Keiner sich fürchtete. Es war nur eine Stimme, eine Gesinnung, die Alle vereinigte. Unser Kronprinz zeigte sich in seinem wahren Charakter, thätig, unerschrocken, sehr lebhaft, doch auch moderiert. Der englische Negotiator, der die Welt kennt, sah dieses alles ein, und so endigte sich die Unterhandlung ehrenvoll für Dänemark. Wir wären lieber unter den Trümmern unseres Landes Alle geblieben, als entehrt davon gekommen. Dieses war eine allgemeine wahre Empfindung; selbst der ruhige Landmann eilte herbei aus der Provinz, seine Ernte verlassend, mit Enthusiasmus wollte er fechten für Vaterland und Ehre. Auch Kinder, Frauen, Jünglinge gaben thätige Beweise ihres Eifers. Für Vieles hätte ich nicht diese Scene entbehrt; es war mir eine so neue Erfahrung. Freilich müssen wir die Kosten jetzt ertragen und werden es alle lange fühlen, doch trägt ein Jeder willig sein Opfer; obgleich die Theurung, die ungewöhnlich ist, sehr drückend ist. Doch, wie dürfen wir klagen? Bedenken wir nur einen Augenblick die Noth und das Unglück der Bewohner Deutschlands, am Rhein, an der Donau! auch in Italien. Mit Schrecken hören wir eben, daß der furchtbare Krieg vielleicht wieder anfängt, und für welchen Zweck? Wie wird die große Schreckensscene endigen? Es sind unerhörte Begebenheiten, ein fürchterliches Dunkel umgibt uns. Die französische Regierung hat uns an der Sendung des Ministers Bourgoing einen wahren Beweis der Achtung gegeben. Er ist aufgeklärt, milde, ein sehr interessanter Mann, der eine Regierung wie die unserige schätzen und verstehen wird. Der Kaiser von Rußland, der es gut meint, hat uns auch thätige Beweise seiner Theilnahme in dieser kritischen Epoche gegeben. In dieser Theilnahme vereinigen sich so wunderbar diese beiden Extreme der politischen Welt.

Das letzte Werk der Mad. de Staël lesen wir denn zugleich auch hier mit wahrem Interesse. Sie muß eine seltene Frau sein, eine ernsthafte bedeutende Erscheinung, mitten im Gaukel des Pariser Leichtsinnes. Als Philosophin aber wollen wir sie nicht richten. Auch in der deutschen Literatur fand ich seltsame, unerwartete,

höchst interessante Erscheinungen. Fichte's Bestimmung des Menschen, Tieck, seine heilige Genoveva, und noch so Manches im Athenäum.

Die Zeiten der Letargie nehmen ein Ende. Die abgeschmackte tödtende Kälte muß auch weichen. Die theophilanthropische Leere wird aufhören (diese war mir immer vor allen verhaßt und odiös). Was aber aus diesen Umwälzungen noch entstehen wird, durch welche Irrgänge die Wahrheit noch gesucht werden muß? Dabei schwindelt mir oft, ich gestehe es, mein armer schwacher Kopf. Sehe ich die Werke von Schelling vor mir liegen, so bin ich, ich gestehe es, wie Tantalus versetzt, ohne Hoffnung der Möglichkeit eines wahren Genusses, weil ich unvermögend bin, zu folgen. Doch ahnen kann ich so Manches, und diese Ahnung führt mich weit hinüber und hinaus.

Wie benimmt sich Goethe bei der Vergötterung, die er mit Shakespeare, Dante theilen muß? Wann werden wir ihn wieder in Lebensgröße auftreten sehen?

Finden Sie noch in dem Umgang dieses Titanen, was Sie vormals fanden? Schließt er sich in der Wirklichkeit an diese neuen Giganten, die er mit hervorbringen half? Baut er selbst mit an dem neuen Tempel, oder begnügt er sich damit ihn bauen zu lassen, wie so mancher Geweihte? Kurz, ich hörte nicht zu fragen auf, folgte ich der Neigung, die von jeher den Sterblichen zum dunkeln Hain des Orakels trieb. Ein wahrhaft liebendes Herz und einen freien Geist hinzubringen, ist, was ich wünsche, was ich wollte.

Verzeihen Sie, liebe Frau Schiller, die Unordnung dieser Zeilen. Sie wären auch an Schiller gerichtet, hätten sie mehr Werth. Seien Sie meine Fürsprecherin, bringen Sie ihm meinen Dank für seinen Brief. Er kann uns nicht verkennen, kannte er uns einst, und so wird er auch nie an unseren Gesinnungen zweifeln. [1]

[1] Schillers Antwort auf diesen Brief vom 23. November ist im Altonaer Merkur, 1858, Nr. 57 und Hamburger Correspondenten vom 9. März 1858 zum erstenmale gedruckt worden.

Kopenhagen, den 28. April 1801.

Wir haben unruhige Zeiten erleben müssen, und Gott weiß es allein, ob wir die Hoffnung des Friedens bald im Herzen aufnehmen dürfen. Wäre der neue Kaiser Alexander nicht plötzlich aufgetreten, so wären wir ganz gewiß als Opfer der Treue und Redlichkeit gefallen. Der wüthende Kaiser Paul, der uns allein hier gegen eine solche Macht den größten Gefahren aussetzte, dieser Kaiser, wir wissen es schon, hätte uns mit keinem Dank belohnt. Wir hatten aber, Gott sei es gedankt, in uns hier eine Kraft zum Widerstand, die besser als jede Hülfe eines Alliirten uns stützte. Die dänische Nation zeigte sich muthig und unerschrocken, sie war von edlen Gefühlen durchdrungen, als der unedle Angriff der Engländer sie bedrohte. Nie hatten wir den stolzen Britten gereizt, nur Kaiser Paul hatte sie mit Härte und Ungerechtigkeit gereizt. Hätten sie ihre Armada gegen ihn auf Flügeln des Sturmes gesandt, wahrlich, ich selbst als Dänin hätte es fast billigen müssen. Doch dieses thaten sie nicht, ihrem großen wahren Feind wollten sie vielleicht nur drohen. Wir aber, die wir für seine Sache standen, wir, die wir allein für den ganzen Norden standen, wir wurden angegriffen. Der Held von Aboukir glaubte uns muthlos zu finden, er selbst aber hat es gestehen müssen, daß die Dänen keinen Spaß verstehen in der blutigen Schlacht. Hätte Nelson nicht parlamentiert, so wäre von unserer Seite der Widerstand über alle Erwartung anhaltend gewesen. Die Landtruppen brannten vor Begierde, sich mit dem Feind zu messen, und jeder Bürger von Kopenhagen fühlte sich Krieger. Der Enthusiasmus, die Erbitterung war unbeschreiblich. Dieses sonst so ruhige Volk war ganz feurig, ganz rachgierig geworden. Das Blut der am 2. April gefallenen Brüder entzündete jede sonst so friedliche Brust, es war nur eine Stimme; auch diese erscholl im ganzen Lande allmählig, doch mußte die Regierung sanft führend auftreten. Dieser Angriff der Engländer hier war nicht der einzige. Sie hatten Dänemarks Vermögen in ihren Händen; durch ein unerhörtes Embargo auf

dänisches Eigenthum haben sie dem Kaiser Paul nachgeahmt und sich unserer Schiffe bemächtiget, die noch in ihren Händen sind. Doch dessen ungeachtet war die Regierung nur auf die Ehre der Nation bedacht im kritischen Augenblick. Hätten die Engländer uns etwas Entehrendes vorgeschlagen im Augenblick, wo sie Waffenstillstand anboten, es wäre jeder Mann unter den Ruinen des Landes eher gefallen. Der Kronprinz hätte Leben, Reich und Vermögen eher aufgeopfert, und so dachten auch alle Dänen. Sie haben es nicht allein am 2. April, sondern lange nachher bewiesen. Unsere jungen Seeofficiere sind wahrlich durch ihre Bescheidenheit eben so interessant, als sie durch ihren Heldenmuth ausgezeichnet sind. Ein junger Lieutenant Willemose führte seine schwimmende Batterie so glücklich gegen Nelsons donnernde Schiffe, daß dieser darüber erstaunt seinen Namen wissen wollte. Man sagte ihm, er sei achtzehn Jahre alt. „Der muß Admiral werden," erwiederte Nelson. Der Kronprinz soll gesagt haben: dann hätte ich viele Admirale zu ernennen. Dieser junge Held ist in Trolleburg erzogen, in einer Schule, die von Ludwig Reventlow gestiftet ist. Er ist ganz genialisch in seinem Aeußeren, eine schöne Physiognomie, dabei ganz jugendlich und unbefangen. Ich müßte Ihnen aber Viele nennen, die ich vor dem 2. April nicht kannte, wollte ich Ihnen eine treue Schilderung dieses Tages machen; viele Anführer der tapferen Menge. Einen Matrosen habe ich gesehen, der mitten im heftigsten Feuer die dänische Flagge dreimal wieder aufnahm, als die Kugeln der Engländer sie herunter schleuderten. Zuletzt war auch kein Mast am Schiffe übrig, da hielt der kecke Däne die Flagge mit starkem Arm ausgestreckt, bis die Uebermacht am Ende siegte. Diesen Helden sah ich einige Tage nach der Schlacht, er ist groß und schön, hat edle Züge, braunes, lockiges Haar, ist dabei ganz bescheiden, fast sanft im Ausdruck und fühlt nur die Begierde, im Treffen wieder zu stehen oder zu fallen. Er hat Frau und Kinder, die er liebt. Unsere Verwundeten haben brüderliche Hülfe gefunden; es ist unbeschreiblich, mit welcher Liebe und Sorgfalt sie gepflegt

wurden. Mit welchem Muth, fast mit Freude haben sie gelitten und für's Vaterland geblutet. Nicht eine Klage in den Spitälern unter diesen meist schrecklich Verwundeten. Auch sterbend gedachten sie nur des Vaterlandes; es sind unzählige Züge der Art. Die Wittwen und Waisen sind reichlich versorgt, es sind erstaunliche Summen zusammen gebracht als freiwillige Gaben.

Sie sehen, wie sehr ich auf Ihren und Schillers Antheil an uns rechne. Ist es nicht traurig, daß wir noch nicht die Maria Stuart hier kennen? Einen doppelten Genuß haben wir nun zwar zu erwarten, indem Sie uns die Johanna d'Arc nannten. Mit Sehnsucht erwarte ich diese neue Erscheinung seines reichen mannigfaltigen Genius. Möchte er doch so noch lange dabei bleiben, für Deutschlands Ruhm dableiben! Hier haben wir Kriegsgesänge die Menge gehabt, die meisten wirklich schön, unsere besten Dichter sind recht begeistert gewesen! Ein schönes Corps von Freiwilligen sind unsere Studierenden hier, über tausend an der Zahl; fast alle junge, wohl gestaltete, muthige Jünglinge. Ihre Kleidung ist einfach, aber doch hübsch, ihr militärischer Anstand über alle Erwartung, da sie eigentlich kaum vierzehn Tage sich übten, ihre Musik sehr schön, da die königliche Kapelle mit Freuden sich erbot, an die Spitze solcher Soldaten sich zu stellen. Ihr Chef, der Oberhofmarschall des Königs, Stauch, ist ein edler gebildeter Mann.

Ueber Ludwig Reventlows Tod glaube ich Ihnen geschrieben zu haben; ach, die Zeit tröstet hier nicht!

Mein Bruder ist aus Spanien hier jetzt seit dem Januar angelangt.

Seelust, den 2. Oktober 1801.

Schon längst hätten Sie meinen Dank vernommen für die Sendung der *schönen Johanna*, von solchen Briefen begleitet, hätte ich genau den Ort Ihres Aufenthaltes gewußt. Die Zeitungen nannten *Berlin*, dies machte uns irre. Möchte Schiller doch die Freude haben, seine Johanna gut aufgeführt zu sehen. Wahrlich,

er verdiente diesen Genuß, wäre es nur um der Freude willen, die er so manchem Leser schon durch dieses seltene Stück gewährte; doch ich vergesse, daß es noch nicht gedruckt erschien. Hier haben es nur wenige Freunde gehört, ich durfte es nicht als Manuscript aus meinen Händen lassen. Ich gestehe, daß ich die französische Uebersetzung, die vermuthlich bald folgen wird, fürchte, und doch wäre es ein großes, hohes Interesse, diese Jeanne d'Arc auf ihrem Nationalboden auftreten zu sehen; nur sind solche reine Töne für französische Ohren meistens verloren, oder sie verstehen sie anders als der begeisterte deutsche Dichter es wollte. Das feine unsichtbare Gewebe, unausgesprochene Empfindungen ahnen sie kaum, die Pariser nämlich, die sich allein im Besitze du bon goût glauben. Neulich las ich im Moniteur einen recht dummen Aufsatz, wo Schillers Heldin schon vorkam; es war recht ekelhaft, ich hätte es aber diesen Augenblick vergessen sollen, indem ich Ihnen Beiden so gerne unsern Genuß beim Lesen dieses herrlichen Stückes mittheilte. Meine kleine Louise, die eben erst eilf Jahre alt ist und übrigens sehr kindisch in allen ihren Spielen, wurde bei dieser Lectüre so hingerissen, daß sie nichts träumte, nichts sah und nichts empfand, als diese ihr so neue Heldin. Viele Zuhörer oder Leser werden mehr davon verstehen als sie, wenige aber werden es besser verstehen, davon bin ich überzeugt. Manche Thränen hat sie vergossen, als Johanna die Ihrigen wieder sah; andere Thränen der Wehmuth bei ihrem schönen idealischen Tod; schweigend und wie versteinert saß die Kleine einige Stunden nachher, da sie gar nicht aus dieser Zauberwelt heraus konnte; auf einmal fuhr sie mit Heftigkeit auf (es wurde von andern Sachen gesprochen) und frug lebhaft: aber wo blieb Dunois? Nun wollte sie durchaus wissen, ob er an der schweren Wunde gestorben sei, und sagte so rührend: „er blieb ihr doch so treu." Ich weiß es, liebe Frau Schiller, daß der erhabene Dichter ein solches Lob der Unschuld nicht verschmäht; im reinen Gemüth des Kindes kann die heilige Muse auch ihre Altäre finden; die zarteste Knospe darf auch den Kranz der

Unsterblichkeit schmücken. Dieses seltene genialische Kind würden Sie lieben, ihre Erziehung war kunstlos; nur ihrem eigenen Wesen treu zu bleiben, und ihr ein reines Element zu schaffen, war mein Bestreben. Dieses ist wirklich in der sogenannten großen Welt nicht ganz leicht. Diese ist an Kleinigkeiten so reich, an wahren Gedanken so arm, so leer und kalt; in der Bücherwelt geht es nicht viel besser, auch da ist Leere, eine gefährliche Leere für Herz und Kopf. Auf diese Weise ist unsere heranwachsende Jugend schlecht umgeben.

Noch eine Pflegetochter wurde mir seit einem Jahre anvertraut, die auch eilf Jahre alt ist, ein edles gutes Geschöpf, die uns viele Freude macht. Ihr Vater war der Graf Schimmelmann in Hamburg, der voriges Jahr gestorben ist, ein jüngerer Bruder von meinem Mann. Es sind heilige Bande, die mich an dieses Kind fesseln, sonst hätte ich es nicht unternehmen dürfen, da ich allein Erzieherin bin; ich fürchte die Gouvernantinnen über Alles, zumal die französischen, die doch noch in der Mode bleiben.

Von der Maria Stuart sagte ich Ihnen noch nichts, möchte Ihnen doch so gerne alles mittheilen, was ich bei der Lektüre empfand, als diese treu geschilderten Gestalten der Vorzeit uns so lebendig umringten. Diese Maria zeigte sich uns so ganz in ihren Reizen, sowie die kalte Elisabeth auch recht getroffen ist; sie würde, könnte sie es erblicken, vor ihrem eigenen Bild zurück schaudern, indem es gar zu wahr dasteht. Shakespeare würde ganz zufrieden mit seinem Macbeth sich Glück wünschen, in solchen Händen sich umgearbeitet zu sehen; sein hoher Geist muß wahrlich jetzt die Heimath in Deutschland aufsuchen.

Das kleine Gedicht von Schiller [1] über die jetzige politische Lage war uns hier in Dänemark recht willkommen. **Wir** haben auch den Polypenarm der Britten fühlen müssen; gottlob, daß wir noch nicht den harten **Druck** der Franken empfanden. Indem wir den General Macdonald hier so friedlich müßig sehen, fiel es mir oft ein, mich darüber zu freuen. Ich glaube, daß dieser junge Held

[1] „Der Antritt des neuen Jahrhunderts."

Langeweile hier leiden muß. Wäre er doch vorigen Winter hier gewesen, statt nun, so wäre es in jeder Rücksicht besser gewesen. So wird er es vermuthlich in der ihm ganz fremden Diplomatik nicht lange aushalten. Wir finden an ihm nichts Ausgezeichnetes, vielleicht ist es unsere Schuld. Kopenhagen kann für ihn nichts Interessantes haben.

Hätten wir doch auch in Dänemark Gesundheitsquellen und Brunnen, so würden wir vielleicht hoffen dürfen, Sie Beide hier zu sehen, so aber müssen wir leider an Auswandern gegen Süden denken, wenn davon die Rede ist. Auch hoffe ich immer noch, daß mein Mann sich auf einige Monate losmachen könnte, und vielleicht irgendwo eine Zusammenkunft in Deutschland möglich wäre, oder wer weiß noch, wie es möglich wäre! Oft träume ich dergleichen, unsere Wünsche nehmen so oft Traumgestalten an. Gewisse Eroberungen für Dänemark im Geisterreiche zu machen, waren von jeher Lieblingswünsche, so wenig ich sonst für Eroberungssysteme bin, wo nicht der wahre Gewinn mir deutlich werden kann.

Den 13.

Wir erfahren so eben, daß ein friedlicher Stern über uns Alle aufgeht. Diese Friedensgerüchte sind so angenehm, enthalten so neue Hoffnungen für die Menschheit, daß man wahrlich nicht alle auf einmal fassen kann. Dieses fühlt man aber, daß es hohe Zeit war, und daß der schwere Traum nur zu lange dauerte. Möchte doch ein wahres Erwachen vorgehen. Täuschung und Irrthum führten uns am Gängelbande. Die sogenannten Starken fühlten zuletzt vielleicht selbst ihre Ohnmacht, sonst hätte der Kampf vermuthlich noch lange gedauert, und wir hätten uns Gott weiß wohin führen lassen. Jetzt ist es Zeit für den erhabenen Dichter, seine Stimme zu heben; im hohen Fluge des Gesanges enthüllt sich die Wahrheit nur unsterblichen Geistern, im Zauber der Poesie liegt ein sicherer Vereinigungspunkt für die leidende trostsuchende Menschheit, sie sucht vergebens sonst einen irdischen Zufluchtsort.

Seelust bei Kopenhagen, Juni 1802.

— — Meinen Mann nannte ich nicht; hören Sie etwas von Dänemark, so ist es mir, als hörten Sie auch von ihm. Leider ist sein Schicksal mit dem Schicksal eines ganzen Landes verbunden; leider, sage ich für ihn, nicht für das Land, und doch ist die neuere Politik so kalt geworden, so kalkulierend, däß der Genius, der Alles belebende nämlich, fast nicht mehr ans Staatsruder hingehört. Alles scheint mir so steif und zugleich so schlaff geworden zu sein. Alle Augen sind auf zwei Mächte gerichtet, ihr Friede oder Fehde soll Alles für alle Anderen bestimmen. Dabei soll der Einzige als Gesetzgeber der Welt auftreten. Möchte er sich so groß in der Zukunft zeigen, wie die Franzosen es erwarten! Eine recht lange Zukunft bereiten sie ihm und vergessen, daß sie so unbeständig und leichtsinnig sind, als er ihnen jetzt groß scheinet. Verzeihen Sie, Liebe, daß ich, als ich mir meinen Mann einen Augenblick wie Staatsmann dachte, so mich ausdrückte; selten erscheint er mir so, und doch seh' ich ihn täglich und stündlich mehr als gewöhnlich Opfer am Altar des Vaterlandes bringend, sich vergessend, an keinen Ruhm denkend; der wahre und bleibende Lohn liegt tief und ungesehen; er reicht weiter hinaus, wo die meisten menschlichen Blicke nicht nachstreben, wo die Worte aufhören.

Nun komme ich so gerne auf Ihren lieben Brief zurück, dieser versetzte mich auch in bessere Regionen. Gerne folge ich Ihren Schritten; überall, wo Sie mich hinführten, wandelte ich so gerne mit Ihnen; ich sehe diese stille Wohnung, die Sie sich beide wählten; ich kenne diese Gegend, wo Sie leben, als lebte ich wirklich in ihrer Nähe. Manches Wesen in meiner Nähe ist mir auch wahrlich viel entfernter, viel fremder, als dieser enge kleine Kreis Ihres Aufenthaltes, wo Ihre Geister mir erscheinen. Wir sind jetzt auf dem Lande, man athmet freier im Tempel der Natur, als in den Palästen der Stadt. Hier haben wir eine ländliche Wohnung, die mitten im Garten liegt, von Bosquetten umgeben, die immer einem Jeden offen stehen, wo sehr viele auch lustwandeln, hier aber ist

Ruhe, weil die lächelnde Natur sie dem Menschen so gerne gönnet, trotz allem Zwang der Etiquette und Verhältnisse 2c., die doch auch hier existieren, nur daß die Natur sich so siegend zeigt, gibt man ihr nur Gehör.

Daß Schiller seine geliebte Mutter verlor, war Ihnen Beiden eine Trauerscene, die ich mit empfand, doch tröstend sind die Erinnerungen, ihr so viel im Alter gewesen zu sein. Ich lebe viel mit meinen beiden Kleinen in den Zeiten der Alten. Diese Vorzeit erinnert einen oft an unsere letzt verflossenen zehn bis zwölf Jahre. Auch wir hatten Republikanismus, auch Heldenthaten, nur haben die neueren nicht die Originale, Bonhommie noch Wahrheit gekannt, man fühlt die Imitation der letzteren. Auch sahen wir es so schnell verschwinden, kaum entstehen. Bei den Alten war der Kern gesund, hier fehlte er ganz, doch bleibt die Aehnlichkeit auffallend. Vergleicht man die Volksscenen, diese Stimmung des Augenblicks ist mit allen Nüancen überall vorhanden, und Shakespeare hat es mit unsterblichen Zügen geschildert; auch seine Landsleute in Masse waren so, doch hat das römische Volk in den guten Zeiten sich sehr ausgezeichnet. Meine Kleinen finden sehr viel Interesse an der Lektüre vom guten Rollin, ich führe sie aber durch und oft mit etwas schnellerem Schritte, doch nimmt meine Verehrung für ihn zu, so wie ich ihn näher kennen lerne. Eine solche Sprache kennen die Franzosen nicht mehr; ich glaube, sie lernen die Alten auswendig jetzt, ohne sich um ihren Geist zu bekümmern; sonst war es anders, und überall möchte es wohl so gehen. Das viele Wissen führt wohl vom wahren Wissen ab. Das Fabrikwesen der öffentlichen Schulen möchte am Ende den Geist tödten. Die häusliche Erziehung hat freilich auch viele Mängel, wäre es nur das Beispiel und die Erschlaffung, doch bleibt es dabei möglich, einen eigenen Weg zu gehen und sich selbst treu zu bleiben.

Vielleicht haben Sie jetzt Kotzebue in Ihrer Nähe. Seine Geschichte reißt mich augenblicklich hin, er kann einen gewiß einnehmen. Vor vielen Jahren war ich mit meiner Schwester in

Pyrmont; da sahen wir ihn oft und viel, fast ganz vertraulich, er war damals nicht berühmt, wenig gekannt, und durch seine häusliche Lage schien er uns sehr interessant, auch war er es wirklich im Umgang damals, er wollte verborgen leben, vermied die große Welt und schien sich nie in ihren Strudel hinein begeben zu wollen; seitdem hat er sich gezeigt. Mein Urtheil über ihn war immer etwas parteiisch. Seine Theaterstücke, die so theatralisch glänzen, die lese ich so ziemlich kalt, doch reißen sie einen hin. Hat man drei Scenen gelesen, so folgen die andern, oder verfolgen einen, kurz, es ist mir räthselhaft. Uebrigens lese ich sehr spät diese überall zirkulierenden Schauspiele, die ganze Welt kannte sie, als ich den Anfang damit machte, und meine Kleinen waren auch daran Schuld, sie hören von diesen Stücken und können solchen Bekanntschaften nicht ganz entgehen, auch ist wahrlich manches Gute mitunter verwebt, und diese Mannigfaltigkeit, worüber ich oft lache, hat ihren Zauber. Kotzebue hat meistens für ein kindisches Publikum gedichtet, er kennt sein Zeitalter, wird es auch treu zur Nachwelt hinüber bringen. Ob diese Nachwelt viel ernsthafter gestimmt sein wird, ob sie die höheren Geister unserer jetzigen Epoche (Ihnen nenne ich keinen), ob diese Nachwelt diesen huldigen wird, ausschließlich nämlich, nicht so tolerant sein wird, wie wir, das wissen nur die Götter. Die Hoffnung raubten sie uns nie. Wir wollen also hoffen. Ihr Ernst wird sich nicht, wie Sie es sagen, mit einer gewöhnlichen Erziehung behelfen. Sie werden ihn nie aus den Augen lassen. Sie werden selbst das heilige Feuer bewachen, und so wird die Flamme sich rein erhalten. Eine Dichterseele zu entwickeln, ist eine ganz eigene Sache, nur mit Hülfe des Genius kann diese Bildung gelingen. Nur ein mütterliches, liebendes Herz, wie das Ihrige, kann die treue Leitung gewähren, und so scheint mir Ihr kleiner Ernst recht glücklich hingestellt vom Schicksal. Bis jetzt traf die Bemerkung sonst ein, die ziemlich allgemein ist, daß die nämliche Krone des Ruhms nie für Vater und Sohn blühete, warum? Dieses Problem zu lösen, bleibt Ihnen vielleicht noch

übrig. Daß der Dichter nur Menschen erzieht, nicht Kinder erzieht, ist wahr, doch findet er schon im Kinde die hohe Natur des Menschen, sollte der Vater nicht dieses doppelt fühlen? Gewiß, doch ist die Mutter dabei wohl die Handelnde. In dieser Hinsicht scheint mir der kleine Ernst recht glücklich. Es sind nicht Complimente, aus dem Herzen kamen diese Zeilen, aus dieser Quelle kann nur Wahrheit entspringen.

Von unserer guten liebenswürdigen Kronprinzeß und ihrer kleinen neunjährigen Tochter, die eine Freundin meiner Kleinen ist, könnte ich Ihnen manches Schöne, Rührende erzählen. Sie ist eine seltene Mutter, ein wahrer Engel von Milde und ächter Tugend, dabei so einnehmend, sehr graziös. Der Kronprinz faßt ihren ganzen Werth, er ist ein Muster d'un bon père de famille, ein wahres Ideal.

Meine beiden Kleinen haben oft Gelegenheit ihn so zu sehen, und so sieht die Welt ihn nicht. Sie sind beide wahrhaft tugendhaft, so auch ihre Kleinen, die sie erziehen.

Kopenhagen, den 24. December 1802.

Das anvertraute Geheimniß [1] werde ich im Herzen aufbewahren. Möchte es nicht lange geheim bleiben. Ich erwarte viel, bin aber doch überzeugt, daß wir überrascht werden. Je mehr unsre jetzigen Theaterstücke trivial und von Alltagswesen herabgewürdigt bis zum Erschlaffenden sind, je größer und wohlthätiger sind solche wahre Dichtergaben für's Theater. Herkules in der Hölle ist mir noch täglich gegenwärtig, sollte einem Jeden unvergeßlich bleiben.

Die Prinzeß Turandot, die uns so ganz neu war (da Gozzi uns ganz unbekannt bis dahin blieb), gewährte uns recht angenehme Abendstunden diesen Herbst.

Zuerst aber hätte ich Ihnen einen herzlichen Dank dafür sagen mögen, daß ich von Ihnen selbst, Liebe, es recht erfuhr, was uns die Zeitungen so unvollständig schon längst meldeten. Kaum glaubte

[1] Die Braut von Messina.

ich meinen Augen, als ich einen solchen Zeitungsartikel fand. Zu selten sind solche Begebenheiten in unsern Zeiten; alle Quellen in der politischen Welt sind so trübe jetzt, daß ich wahrlich nicht wußte, wo ich diese aufsuchen sollte; so natürlich war dieses sonst, daß es mir dadurch unnatürlich schien. Schiller seinem Namen einen neuen Glanz zu geben, dies vermag zwar kein Kaiser; doch diesem Moment einen so edlen Stempel zu geben, für die Geschichte unsres Zeitalters so in die Zukunft zu sorgen, dieß können die Fürsten, die Regierer. Wohl ihnen, wenn es ihnen einmal gelingt, alles Edle mit dem Adel zu verbinden! Nur ein solcher Adel hat den wahren Gehalt, der immer besteht, auch durch alle Revolutionen der Meinungen und Begebenheiten besteht.

Von Ihrem Herzog oder Herzogin hatte ich immer eine hohe Meinung; dieses erhöhet wirklich ihren Werth in meinen Augen. An einem solchen Hof erscheinen zu müssen, hat nichts Drückendes; im Gegentheil, ich fühle es, ich unterwürfe mich lieber diesem Zwang, als die Ehre in St. Cloud aufzuwarten.

Die Familie von Gore ist mir durch viele interessante Menschen bekannt, mehr als durch mich selbst, da ich sie doch gesehen habe. Mein Bruder, als er Gesandter in Holland war, kam viel und oft in die Familie, wo alle Talente sich vereinigten; er hat an ihren Zeichnungen, wie ich glaube, mit gearbeitet. Ich sah sie nur in Holstein vor vielen Jahren, ohne ihren alten Vater, der damals just in Kopenhagen war. Die älteste [1] schien mir, wie Sie sagen, zum längeren Leben just bestimmt, da die damals sehr interessante, aber schwächliche Emilie Gore mir fast als eine idealische, vorübergehende Gestalt erschien. Ich werde nie diese seltene Gestalt vergessen; ganz romantisch war der Eindruck ihres Wesens; und obgleich ich fast nur diese eine sah, so ist es mir auch, als wären die drei unzertrennlich. Ich empfand sehr tief diese traurige Nachricht.

Sehr wohl verstand ich, was Sie mir so sinn- und geistreich

[1] Elise Gore war im November gestorben.

über Kotzebue und seinen Umgang sagten; es blieb auch ganz unter uns. Nun hat er sich eine neue Scene in Berlin gewählt, wie ich sehe. Glauben Sie, daß G. noch mehrere Stücke von Voltaire uns verdeutschen wird? Ich habe wahrlich der deutschen Sprache bei der Gelegenheit auf's neue gehuldigt; aber auch Voltaire's Geist mußte ich dabei wie auf's neue bewundern. Wie gesunken ist die moderne französische Literatur dagegen, und in welche Vergessenheit sind ihre Helden ihnen verschwunden. Freilich haben sie seitdem ihre héros en casque gehabt. Deutschland hat es empfunden und seufzt täglich unter dem neuen Joche; es unterwirft sich aber. Wir schweigen; wird die Nachwelt wohl sprechen?

Hier haben wir dieser Tage einen Staatsminister verloren, der uns Freund und Verwandter war. Sie werden in der Zeitung es lesen, daß der Graf Reventlow seinen Abschied nahm. Er hatte die alten Rechte des alten holstein'schen Adels (nicht für sich selbst) retten wollen. Er ist kein Aristokrat, sondern ein edler Vertheidiger dieser Rechte wünschte er zu sein. Nun stemmte sich dagegen der Strom der Zeiten, und er glaubte, die Ruhe, die er lange wünschte, jetzt suchen zu dürfen. Er wird vermuthlich verkannt; ich selbst, wäre er nicht unser Freund, würde mich vielleicht gegen ihn bestimmen, da diese Sache so verschiedene Seiten hat. Da ich ihn aber so genau und so lange kenne, muß ich nur bedauern, daß ein solcher Mißverstand uns einen solchen Freund hier raubt. Eine so edle Seele bedarf nicht den Glanz des Ministeriums. Unser Kronprinz hat in dieser Sache wie immer sich sehr fest gezeigt. Oft wünschte man, eine solche Festigkeit gemildert zu sehen. Darf der Regent vielleicht nicht sich immer diese Milde erlauben? il ne péchera jamais par le coeur, so viel ist gewiß, mehr kann ich hierüber nicht sagen. Die ganze Sache thut uns leid. Hätte mein Mann es Alles abwenden können, wäre es ihm lieb gewesen. Auch er hat einen wahren Antheil an dieser Nachricht, die Sie und Ihre ganze Familie angeht, genommen. Die Staatsgeschäfte, so sehr sie als eine Last auf ihm liegen, so

drückend sie auch oft sind, werden doch nie auf sein inneres Wesen drücken. Sein wahrer Antheil an allem Edlen, sein inniges Gefühl für alles Große und Schöne bleibt wie immer lebendig und jugendlich, warm, möchte ich sagen.

Daß Baggesen in Paris mit seiner ganz französischen Frau so traurig und verlassen existiert, thut uns leid. Dieser Entschluß war aber nicht zu ändern. Im kalten Norden kann er physisch nicht leben. Ob er in Frankreich besser lebt? ›Wir hörten lange nichts von ihm. Auch ich habe seine Sophie H. gekannt und ganz geschätzt; sie stand hier auf Erden verpflanzt; sie hätte nie ihre Alpen verlassen sollen; doch — sie hat nicht Helvetiens Fall gesehen!

Pestalozzi's neue Schule hat für mich einen großen Reiz; schon lange las ich Pestalozzi's Schriften mit einer ganz eigenen Empfindung von Rührung, Interesse und Hoffnung. Jetzt folge ich ihm so gerne auf der Spur; es ist ein eigener Gang, der für mich viel Anziehendes hat.

Die Schule von Burgdorf ist wahrlich ein Phänomen von sehr bedeutender Art, so scheint es mir. Lesen Sie doch des Professors Ith Bericht darüber, vor Allem aber Pestalozzi's Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt."

Die traurigste Epoche meines Lebens habe ich im vorigen Oktober und November erlebt. Meine einzige, innig geliebte Schwester hat eine Tochter verloren, die sechzehn Jahre alt war, und welche Tochter!

Kopenhagen, den 3. Januar 1804.

Ich hatte eben diese letzte Zeit mit Schiller im Geiste oft und herrlich gelebt; auch seiner Braut von Messina wurde gehuldigt, mit Karl Schimmelmann, Bruder unserer Josephine, einem Jüngling von sechzehn Jahren. Ich hatte ihm diese Braut zu Weihnachten geschenkt, nachdem wir mit lebhaftem Interesse diese Lectüre hier unter uns wieder genossen hatten. Und diese Braut gewinnt wahrlich, je öfter man sich ihr nähert. Die Chöre sind herrlich, eine

herzerhebende, wahre Poesie, die einen mit Zaubermacht beflügelt und wegführt. Nun können Sie sich leicht denken, wie wir uns auf den Wilhelm Tell freuen! Ich wünsche Glück und bin froh, diesen Helden in solchen Händen zu wissen. Ja wohl ist diese Schweiz eine große Scene, nur unsern Augen zu oft verschleiert gewesen. Diese letzten Jahre, wo der moderne Freiheitsgeist den ächten alten zu verdrängen wußte, und doch siegte dieser im reinen Aether der Alpenluft, nur wurde sie verkannt, die mächtige Gestalt; ich bin hierüber ganz Ihrer Meinung.

Herders Tod, den wir erwarteten, hat uns auch hier innig betrübt. Ich begreife, daß dieser Verlust in Ihrer Mitte unersetzlich ist. Auch in seinem Gebiete, für uns Alle wird er nie ganz ersetzt.

Daß die Frau von Staël so sein muß, wie Sie sie mir schildern, hätte ich errathen können; doch ist die Darstellung so lebendig, daß ich selbst mir sie nicht so hätte vorstellen können. Nur in Weimar kann ein solches Meteor erscheinen, ohne zu verdunkeln, ohne zu blenden. Ob dieser Glanz in ihrem Umgang sich souteniert, ich weiß nicht. Ihr Zauberstil, ihre schöne Sprache hat mich oft hingerissen; auch ihre Gedanken sind kühn, oft neu, doch ist ihr die Venus Urania noch nicht, wie ich glaube, im reinen Glanz erschienen; die irdische, die französische hat oft die höhere verscheucht. Auf ihre Entrevue mit Goethe bin ich recht neugierig. Sollte er es nicht ermüdend finden, auf die Länge so mit einem lebendigen Buche umzugehen? Wäre die Frau von Staël sehr schön, so würde er vielleicht noch die Mühe ihres Umgangs übernehmen. Daß ihr die beflügelte Jeanne d'Arc zu hoch fliegt, in unbekannten Regionen ihr verschwindet, begreife ich sehr wohl. Die Frau von Staël will ihre Gestalten ganz detailliert ausgemalt sehen und hören; und doch möchte ich sagen, daß ihre Unpoesie den Franzosen Poesie ist. Sie hat gedichtet in der französischen Welt, und schön gedichtet.

Geben Sie uns doch auch einige Nachrichten über ihren

Aufenthalt im deutschen Athen; so dachte sie sich gewiß die Weimarische Welt, und nicht mit Unrecht; wir werden gewiß nur unter uns es lesen, was Sie mir so geistreich hierüber sagen werden.

Die Delphine habe ich nur bis zum 3. Vol. genießen können. Man fühlt es oft zu sehr, daß sie selbst (wie sie es Ihnen gesagt hat) sich die Heldin ist. Ueber ihren Vater möchte ich sie reden hören; auch über Manches, was in St. Cloud vorgeht. Die Geheimnisse dieses Hofes werden ihr wohl recht anschaulich sein. Daß sie doch in dieser Nähe so gerne lebte, habe ich ihr nicht verzeihen können; es möchten denn die Reize der Verfolgung sein, die sie hinzogen — Ihr Vater wird da noch oft genannt. Wieland sollte sie doch kennen und schätzen, fast anbeten, möchte ich sagen. Er wird sie doch auch gerne sehen wollen? nur Schade, daß sie so spät kam.

Die arme Brun hat seit ihrer Ankunft hier nur vegetiert; sie war sehr leidend, als sie herkam, wurde auch ganz krank. Nun kam die Verstimmung dazu! Alle ihre Umgebungen scheinen mir so incohärent, so contrastierend, daß ich mich nicht hinein noch heraus finden kann. Die älteste Tochte von sechzehn Jahren, ein gutes Mädchen, recht sanft, diese ließ sie zurück, als sie wegreiste, in einem wichtigen Augenblick für ein Mädchen. Die kleine Ida ist eine geborne Künstlerin, nur zu früh und zu oft hat sie es gehört, auch dabei von Reichthümern so manches Verstimmende vernommen, es ist aber ein allerliebstes Mädchen im Ganzen.

Was Sie mir von Ihrem kleinen Ernst sagen, beweist mir auch, daß Sie auf Fleiß halten; ohne eine gewisse Anstrengung in der Jugend ist kein fester Charakter zu hoffen. Die Tändelei hat unsere Jugend geknickt; es entstanden nur unreife Früchte und verzärtelte Wesen, die ohne Energie hinsanken oder hintaumelten; daher ist mir Pestalozzi's Methode als Elementarunterricht so viel werth, die brauchten wir jetzt so sehr!

Ueber Goethe's Eugenie sollte ich Ihnen doch etwas sagen; es war uns eine herrliche Ueberraschung, doch bleibt es so stehen,

so ist die Erwartung des Künftigen etwas störend, und doch ist es in seiner Art so vollendet, auch ohne Ende. Sollten wir keine Fortsetzung erwarten? Das wäre schlimm!

Sollte Schiller einmal zu einer Geistesspielstunde uns nicht ein leichtes kleines Drama arrangieren wollen, so für junge Mädchen zur Aufführung bestimmt? Im Geschmack der Pr. Turandot, auch rührend komisch, ohne Roman zum Beispiel, doch gerne etwas sentimental, nur Spaß. Ich bin eben dabei, für meine Kleinen, die meinen Mann überraschen wollten, eine Posse umzuarbeiten für uns hier; ich eigentlich nicht, denn wir haben im Hause einen sehr interessanten Mann, der half und verstand mich. Ich bin zu gefesselt dem Geiste nach, so etwas zu erfinden und zu entwickeln. Nun dachte ich mir, daß es für Schiller's hohen Geist ein Ausruhen sein würde, so im leichten Dialog uns etwas zu geben, wo ein reiner Ton sich mit dem Leichten verbände. Doch sagen Sie es ihm nicht so, ich bitte!

Kopenhagen, den 8. April 1804.

Diese Frau von Staël, die Sie mir so zeigten, erinnerte mich oft an eine Freundin meiner jüngeren Jahre, eine Baronin Krüdener, die auch jetzt als Verfasserin der Valerie berühmt wurde; diese ist, obgleich weniger französisch, weil sie eine Liefländerin ist, dennoch so in dieser Art. Doch eigentlich mehr gefühlvoll und weit romanhafter ist die Krüdener. Als ich sie hier zuerst sah, war sie jung, unschuldig, geistreich und so anziehend, wie mir noch keine Frau vorgekommen war. Ihr Mann, der russische Gesandte hier, war fast so, wie sie in Valerie ihren Mann schildert. Sie war aber schon damals eine gebildete Frau und hatte vielen natürlichen Verstand. So brachte ich einen ganzen Winter mit ihr zu, fast jeden Tag und jede Stunde des Tages mit ihr im schönsten Einklang. Seitdem kam sie in andere Verhältnisse, auf Reisen, in die große Welt, und nun war auch für mich das schöne Ideal verschwunden. Wir sahen uns wieder, ich war älter und erfahrener

geworden, sie schien mir kälter, nicht mehr kunstlos, und so kann die Welt eine schöne Seele verbilden. Sollte es nicht auch der Fall von der Frau von Staël sein? Wäre sie nicht fähig gewesen, Schiller und Goethe zu verstehen, so wenig sie es jetzt zu seyn scheint? ich glaube es fast. Sie erklären so ganz das Heterogene in ihrem Wesen, indem Sie ihre Umgebungen uns schildern. Ich muß mehr als jede Andere in dieser Hinsicht für sie um Gnade bitten, für dieses unstäte Suchen interessanter und verschieden denkender Menschen. Auch ich kränkelte einst an diesem Suchen, und da ich oft und viele Fremde aus verschiedenen Ländern sah, so hätte ich Ihnen vielleicht auch so geschienen, hätten Sie mich damals im bunten Kreise gefunden; doch nicht weniger fühlte ich recht tief den Werth der Edelsten unter ihnen, wünschte auch eigentlich nur die vertraut zu sehen, mußte aber, wie vom Schicksal getrieben, auch die andern mit ihrem Vernis du grand monde sehen, weil ich wußte, daß auch sie durch gute Eigenschaften interessant waren, und auch, weil sie zu dem Cirkel gehörten, den wir sehen mußten. Ein kleiner Umstand kann oft für Frauen entscheidender sein, als man glaubt; so auch eine geringe Nuance in der Erziehung auf empfängliche Gemüther. Ich wurde, so wie meine Schwester, ganz im Französischen unterrichtet, in keiner andern Sprache; daher z. B. mein schlechtes deutsch Schreiben und meine Blödigkeit, da ich eigentlich nur französisch schreiben kann, gewiß nicht, weil ich die Sprache vorziehe. Als ich zuerst Goethe las, und nachher Schiller, da war mein Geschmack bald entschieden. Nicht so leicht aber erhält man die Fertigkeit, in späteren Jahren eine Sprache zu lernen, zumal alsdann nicht, wenn man daneben Englisch, Italienisch und andere Sprachen zum Lesen wissen will. Dieses war mein Fall und distrahierte mich oft; gewiß habe ich nicht dabei gewonnen. So vom eigenen Beispiel gewarnt, lasse ich unsere Josephine so vollkommen grammatikalisch Deutsch lernen, daß sie jetzt mit vierzehn Jahren keinen Sprachfehler, auch den kleinsten nicht, begehen kann.

Von Voßens Sohn hörte ich so viel Gutes, daß ich einmal sehnlich wünsche, ihn hier zu haben. Auch für Josephine und ihren Bruder Karl Schimmelmann hatte ich so sehr auf den jungen Voß einen Augenblick gerechnet. Da fand ihn aber der Vater noch zu jung, seine Studien aufzuhören, und er hatte wohl recht; ich aber wurde damals darüber traurig, da ich so sehr viel Gutes und Schönes von ihm gehört hatte.

Ach dieser Hauch der sogenannten großen Welt, vor dem ich meine beiden Kleinen so zu bewahren suchte, dieser Hauch kann einen doch nicht ganz ungestraft oft anwehen. Diese oft oberflächliche Bildung ist doch schon genug, um eine Frau augenblicklich auszuzeichnen, und wie theuer muß man es bezahlen, könnte es einen auch einen Augenblick aus Unerfahrenheit kitzeln. Wie entsetzlich mißverstanden wird man oft, indem man nichts davon ahnet; aber auch leider wie gleichgültig wird man am Ende über diese Urtheile der Welt. Wie tröstend und stärkend sind die milderen Urtheile der wenigen Edeln dagegen! Ja, diese weiß man doch immer zu schätzen, zu wünschen und zu verdienen sich bestreben wollen.

Dieses Verhältniß zwischen Goethe und der Staël hat uns sehr amüsiert. Kühn, wie eine Französin es nur sein kann, stellte ich sie mir dabei vor, als sie Goethe selbst so über seine Eugenie zu Rede stellen durfte. Just dieses heilige Dunkel, über seinen Gestalten schwebend, just diese Ungenannten hatten für mich einen eigenen Reiz; ich fürchtete vielmehr zu viel zu hören und zu sehen, und weniger zu ahnen; ich ärgerte mich fast darüber, als Jemand sie mir zuerst nannte, die wahre Heldin! ein ätherischer Vorhang verhüllte sie mir bis dahin. Goethe selbst sollte mir ihn nicht heben, so schien es mir damals bei der ersten Erscheinung; und dieses Stück muß mehr als einmal gelesen werden, es dringt so tief in's menschliche Herz hinein; Alles läßt sich nicht sogleich fassen, sogleich genießen. Denken Sie sich dann mein Erstaunen bei dem Ausforschen der Frau von Staël, und wie ich es für den

Dichter empfand, wie ich dasjenige verstand, was er Ihnen so gestehen mußte.

Von dem Wilhelm Tell versprechen wir uns den reinsten Genuß. Lassen Sie uns doch ein gedrucktes Exemplar bald hier haben, und ich verspreche heilig, es soll nicht aus unsern Händen kommen. In solchen Fällen ist meine Stube ein sicherer Ort, auch keine entweihte Stätte. Das Forschen à la Mad. de Staël, um z. B. Schelling zu verstehen, dieses Forschen ist mir nicht gegeben. Daß Schelling mich doch oft hinriß, kann ich nicht leugnen; daß die Staël mich dafür auslachen würde, müßte ich ihr auch verzeihen.

Ueber Johannes Müllers Aeußeres werfen Sie einen so anmuthigen Schleier, daß ich fast wünschen könnte, ihn auch zu sehen; ob ich aber von seinen Kenntnissen einen solchen Gebrauch zu machen wüßte, daran zweifle ich sehr.

Der junge, vortreffliche Kaiser Alexander tröstet mich oft für die gedrückte Menschheit; aber sein Reich ist so groß, es war so dunkel und ist es noch; er ist so weit von uns entfernt; doch, wir wollen hoffen.

Für Italien, wo ich meinen einzigen Bruder habe, bin ich auch nicht ruhig. Doch er sah so oft die französischen Heere in der Nähe, in Holland, in der Schweiz, auch in Spanien sah er ihren Befehlshaber; es war ihm nichts mehr neu in diesem Fache, als ich ihn letzt hier sah, und sein froher Sinn ist unerschütterlich; doch kann man es am Ende recht satt werden.

Wie glücklich für Johannes Müller, den Wilhelm Tell just bei der ersten Aufführung in Ihrer Nähe zu sehen! Es muß ihm wahrlich entzückende Momente seines Lebens bereitet haben. Wie warm muß sein Dank an Schiller sein! Es muß ihm in diesem Augenblick ein zweites, neues Leben gewähren!

Den 14. April.

Als ich diesen zu langen Brief Ihnen senden wollte, kamen die höchst traurigen Nachrichten aus Paris oder Vincennes. Einen

solchen Namen, den Namen vom großen Condé, so endigen zu sehen! Ein solches enlèvement im heiligen römischen Reich! Alle Nebenumstände des tragischen Todes des jungen Helden, ich versichere Sie, Liebe, daß ich mich im Geiste wie gelähmt fand, und dieses Alles muß man ruhig hören, sehen und dulden. Ein solcher Jakobinismus im Schoße der despotischen Pracht und Glanz; ein solches Stillschweigen des großen Volks, welches so aufgeopfert wird: man hat wirklich keine Worte für solche Empfindungen.

Eben höre ich, daß die Frau von Staël zum Vater heimkehrt und Deutschland verläßt. Sollte sie nicht bald in Paris wieder erscheinen wollen? Da, und nur da ist ihr Element.

Seelust, den 6. Juni 1804.

Liebe Frau von Schiller! Schon vor mehr als acht Tagen her wollte ich Ihrem edlen Gemahl selbst danken, für seinen schönen Brief und für die herrliche Sendung, für seinen Wilhelm Tell; da wurde ich aber so leidend, bin noch so sehr von bösen Rheumatismen geplagt, daß ich heute nur ein paar flüchtige Zeilen schreiben kann. In der Schweiz lebte ich wirklich, als ich von der magischen Scene umgeben war, Dank sei es Schillers Genius! Auch mit dem Wilhelm Tell habe ich gelebt, so mußte er sein, so, gar nicht anders, war es möglich! Ein solches biederes Wesen, ein solcher Held, so einfach groß, ist uns jetzt fabelhaft geworden, jetzt unter uns lebend; doch damals, und vielleicht nur noch im Schooß der Alpen, ist diese Erscheinung so wahr, so unverfälscht möglich. Ach, welcher Abstand beim Anblick der Republik, die einen Kaiser hervorbrachte! La montagne qui accouche d'une souris, erinnern Sie sich dieser alten Fabel, die unsre Kinder lernen? Doch dieser glänzende Hofstaat, dieser K. Mantel, diese Reden, die Menge der K. Hoheiten, dieses Viele und Neue bringt zum Stillschweigen. Wir Alle müssen huldigen, bewundern und glauben an die Größe, da so viele Millionen daran zu glauben scheinen. Wir müssen bekennen, daß wir kurzsichtig waren, und jetzt, wo nicht

blind, so doch verblendet stehen, in welcher Erwartung! das wissen die Götter.

Auch meinem Mann ist der Wilhelm Tell so erschienen, wie der Dichter es wollte. Sein Blick in die Schweiz war auch der Blick des Geistes des höheren Genusses. Auch er wünscht so versetzt zu werden von der traurigen Wirklichkeit in's Reich der Ideale. In diesem Genuß findet Schiller seinen Dank.

Seelust, den 22. Juni 1804.

Mit inniger Rührung und mit Freuden las ich die Zeilen, die mir der Herr von Linstow endlich brachte; es war in der vorigen Woche, als er plötzlich hier in Seelust uns erschien. Er traf aber leider einen so gar nicht ruhigen Tag im sonst so ruhigen Seelust. Der Erbprinz Friedrich wollte einen ganzen Tag hier zum Abschied bei uns zubringen; mit seiner ganzen Familie war er just hier bis zum späten Abend, als sich den Nachmittag der gute Linstow melden ließ. Josephine saß gleich nach Tische am Klavier mit dem Prinzen Christian, dem ältesten (ein sehr interessanter schöner Jüngling, der die Musik sehr liebt und mit der Stimme sie accompagnierte); ich wollte mit Linstow unterdessen in der Nebenstube eine kleine Unterredung anspinnen, da die übrige Gesellschaft im Musikzimmer blieb; kaum hatten wir uns zwei Worte gesagt, da erschien uns der Erbprinz mit seinen beiden Töchtern und dem jüngsten Prinzen (die sehr hübsch und liebenswürdig sind). Nun mußte ich mich ihnen widmen. Der arme Herr von Linstow wurde ihnen nach der Promenade im Garten präsentiert. Kurz, es war unmöglich, sich so zu finden und zu sprechen. Daß er den Wilhelm Tell hat aufführen sehen und so schön aufgeführt — dieses beneiden wir ihn Alle; doch er hat es genossen und scheint mir einen solchen Genuß zu verdienen; ich weiß nicht ob mit Recht, aber ich bin sehr für ihn gestimmt. Er hatte Ihren Brief und Ihre Empfehlung für sich und hatte in meinem Herzen davon nicht wenig.

Sie nannten auch M o r e a u. Ach wie trübe ist Alles seitdem noch um ihn geworden! Welcher Glanz neben diesem Helden entsteht in Paris! welche neue Huldigungen! welcher Jubel! Für diese armen Gefangenen im Tempelthurm wären Klagelieder passender. Doch genug hievon!

In diesem Augenblick erfahre ich Moreau's Befreiung, er ist ausgestrichen de la liste des brigands qui éternise le nom du gr. j u g e, auch die Polignacs standen dort — Moreau's Reden gaben seinen Siegen einen neuen Glanz. Er wurde gez w u n g e n, sie in Erinnerung zu bringen, und Frankreich h ö r t e einmal wieder die Stimme der Wahrheit.

Seeluft, 14. Oktober 1804.

Aus der Zeitung erfuhr ich zuerst die überstandene Gefahr Ihres Gemahls.[1] Es ergriff mich ein Schauder beim Gedanken Ihrer Angst, Ihrer Leiden. Nun kam der Brief, der so tröstend, beruhigend und erfreulich war; auch diese Gewißheit, daß Sie nicht Weimar gegen Berlin vertauschen. Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Zutrauens und werde keinen Mißbrauch davon machen. Daß Sie in Berlin eine solche Jugendfreundin[2] vorfanden, habe ich mit herzlicher Theilnahme erfahren; es ist ein schönes Wiedersehen, und eine liebliche Erscheinung mußte es Ihrem Herzen sein. Ach zu oft verschwinden die Blüthen der lächelnden Jugend, ohne Frucht zu tragen; nur schöne Seelen blühen noch in reiferen Jahren die zarten Blumen der Kindheit.

Die Baudissinsche Familie ist interessant. Er ist ein kultivierter Mann; seine Talente, seine Geistesgaben verwelkten nicht im Hauch der großen Welt, obgleich er zum Weltmann bestimmt wurde. Sie hat eine Herzensgüte, die unverkennbar ist.

Sie und wir Alle waren im lieblichen Trolleburg recht vergnügt. Den ganzen September, beim herrlichen Wetter, brachten

[1] Der im Juli in Jena erkrankt war.

[2] Wohl Frau v. Hagen.

wir dort zu. Auch mein Mann war zehn Tage dort mit uns recht froh. Nachher mußte er weiter bis nach Holstein, Altona, Wandsbeck; bald kommt er uns zurück. So einsam, wie Seelust ohne ihn mir vorkommt, läßt sich nicht beschreiben, und doch wünschte ich selbst seinen Aufenthalt unter Freunden, Schwestern und Brüdern verlängert zu wissen. Alle sind durch seine Gegenwart so beglückt; unsere hiesigen Freunde, ja selbst der Kronprinz, Alle gönnen ihm diese Ruhe von den Geschäften, und doch hat er deren auch in Holstein und Altona.

Unser junger Prinz Christian, der auch liebenswürdig ist, hätte nie eine bessere Gemahlin einst finden können. Dieses sage ich Ihnen im Vertrauen. Hätte er meinen Rath verlangt oder gehört, so hätte mein Herz und meine Vernunft ihm diese genannt. Doch die Liebe hat hier gewählt. Sagen Sie mir, ganz unter uns, was wissen Sie von der Prinzeß von Mecklenburg-Schwerin? Ich kenne ihre Mutter, die hat Geistesgaben und Würde. Gerne hörte ich, wie ihre Tochter den besseren Menschen gefiele. Vielleicht wird diese einst Königin von Dänemark. Dieser Gedanke macht es mir wichtig, etwas Wahres darüber zu hören; es bliebe ganz unter uns Beiden. Der Prinz Christian hat seltene und liebenswürdige Eigenschaften; er verdiente ein schönes Loos, er ist ein schöner Jüngling und für 18 Jahre so entwickelt, als wäre er 25 Jahre alt.

Kopenhagen, den 22. December 1804.

Ich kann Ihnen immer nicht genug, liebe Frau v. Schiller, für Ihre Briefe danken; es liegt in jedem Wort ein Zauber des Lebens, möchte ich sagen, der so ganz das offene Herz durchströmt.

Ihre liebenswürdige Großfürstin schildern Sie so anmuthig, daß ich gerne daran glaube, um so mehr, da unsere Kronprinzessin wirklich in mancher Hinsicht eben so geschildert werden könnte. Auch sie verbindet Würde mit Sanftmuth bis zur Erhabenheit,

und der Ausdruck ihres Wesens trägt auch ein solches Gepräge von Reinheit und Einfachheit; nur hat Ihre Herzogin den Vorzug der Jugend. Dagegen hat unsere Kronprinzessin sich als eine Heldin im größten Unglück gezeigt. Von sechs oder sieben Kindern blieb ihr nur die einzige Tochter, die sie musterhaft erzieht; da sie selbst viele Geisteskultur besitzt, so hält sie aufs gründliche Lernen, wie man es selten jetzt thut; dabei eine so wahre Religiosität, ein so inniges Gefühl für alles Schöne und Große gibt sie ihrer Kleinen, weil sie selbst es besitzt. Die kleine Louise, die Sie oft mit Güte nannten, und nennen hörten, ist jetzt von uns adoptiert; der König hat die Akten unterschrieben, hat ihr ein adeliges Wappen zugestanden mit einem Rang, der ihr nicht lästig wird, der ihr angenehm sein wird, ohne ihr den Neid der jungen Mitgespielen zuzuziehen. Hätte sie den Rang als wahre Tochter erhalten (dieß wäre eben so leicht geworden zu bekommen), so wäre sie über alle junge Damen hier emporgestiegen. Diese Verlegenheit hielt uns lange zurück, indem mein Mann der erste Minister hier ist; auch gibt das blaue Band einen solchen Rang hier; nun ist Alles einfacher geworden, und der Neid wird schweigen. Der Graf Bernstorff zeigte sich von jeher und jetzt noch so gütig, väterlich und theilnehmend für diese Kleine.

Eben sehe ich, daß die Zeitungsschreiber auch diese Kleinigkeit erwähnen. In unsern Zeiten, wo so viele und große Kaiserliche Hoh. Alt. impériales erschaffen sind, ist wahrlich ein so kleiner Punkt nicht der Aufmerksamkeit werth.

Es sieht jetzt in der literarischen Welt so trübe aus; so viele Bücher enthalten so wenig für den Geist. Eine solche Armuth hat wirklich etwas Trauriges für denkende Wesen; dagegen glänzen die vergänglichen Gaben des mächtigen Plutus. Dieser falsche Schimmer bringt einen augenblicklichen Schwindel hervor, wobei der Geist ermattet. Die große Flitterwelt soll die Nacht uns verbergen, die allmählig siegen wird, vielleicht nur auf kurze Zeit, wer weiß, — für uns aber scheint die Epoche nur zu viel umfassend

zu werden. Hier in Dänemark ist unsere Regierung Gottlob noch so gut gesinnt wie immer; das Landvolk wird nicht vergessen; alle Gesetze gehen darauf hinaus, ihr Glück und Wohlstand zu befördern; an Aufmunterung zur Thätigkeit fehlt es auch nicht. Unser Kronprinz oder Regent giebt in jeder Hinsicht gute Beispiele; er opfert sich so ganz seinen Pflichten auf; ist so ganz uneigennützig und rechtschaffen in seinem Wandel; hat ein Herz in jeder Hinsicht und einen geraden gesunden Verstand.

Ueber die Schlegel urtheilen Sie, wie ich. Ihr anmaßender Ton ist mir ganz unausstehlich. Ihre Mysterien verstehe ich nicht, und ihr Element ist mir fremd. Eine solche Unreinheit der Bilder und Ausdrücke stößt mich zurück, und ihre Muße ist mir eine zu neue Erscheinung, an die ich mich nicht gewöhnen kann noch mag. Doch ihre Gaben, ihr Talent kann ich nicht leugnen noch bezweifeln.

Daß Tieck auch so für mich verloren geht, bedaure ich, da ich dabei verliere. Seinen K. Octavian habe ich nicht aushalten können. Ihre Religion ist mir auch zu räthselhaft; da bleibe ich an der Schwelle stehen und kann wahrlich nicht folgen.

Kopenhagen, den 29. Mai 1805.

Seit dem Anfang des traurigen Mai's lag ich am Scharlachfieber sehr krank darnieder; auch Josephine hatte zugleich diese Krankheit. Kaum waren wir aus dem Bette, als ich die Schreckenszeitung in die Hand bekam. — Gott! welcher Schlag für mein Herz! Ich sank zurück wie ohnmächtig, konnte keine mildernde Thräne finden in dem Augenblick. Auch Josephine und Louise wurden todtenblaß und weinten.

Wie der Name Schiller ausgesprochen wurde, wie mein Mann es tief empfand, daß ein solcher Verlust unersetzlich sei — sollte ich Ihnen, Liebe, dieses sagen wollen! — Wie Sie als Gattin, als Mutter unserm Geiste erschienen, unserm Herzen so nahe waren — ach wie könnte ich Ihnen dieses sagen! — Noch bin ich so matt, so angegriffen von der bösen Krankheit, noch kann

ich so wenig schreiben. — Ach, lassen Sie uns bald eine Zeile Ihrer Hand sehen, so bald es Ihnen möglich ist, so schreiben Sie mir ein Wort aus Ihrem zerrissenen Herzen. — Ich umarme Ihre lieben Kinder! — Mehr kann ich nicht heute sagen! — Schonen Sie Ihre Gesundheit im Namen des Geliebten! Seien Sie auch hierin eine Mutter, wie es wenige waren und sind. Unsere ganze innige Theilnahme wissen Sie; was auch wir verloren haben, wissen Sie kaum; — aber ein solcher Geist lebt ewig. Dieses fühlen wir mit Ihnen; dagegen ist seine Unsterblichkeit hier nur ein kleiner Trost; doch auch ein schätzbarer Trost — so selten als schätzbar.

Möchte ich doch bald einige tröstende Worte von Ihrer lieben Hand sehen!

Charl. Schimmelmann.

Meine Hand hat sehr in der Krankheit gelitten, daher dieß elende Schreiben mit Fingerhandschuhen geschrieben.

Seelust, den 22. Juni 1805.

Als ich vor acht Tagen Ihnen, liebe Frau von Schiller, einige Zeilen schrieb, die mein Neveu, der Graf Reventlow, Ihnen bringen wird, als ich diese hinschrieb im Augenblick, wo er mich verließ, da glaubte ich nicht, daß ich just den Tag darauf die Freude oder vielmehr den Trost haben würde, von Ihrer Hand die ersten Zeilen zu sehen, die ich so sehr bedurfte; und dabei erhielten wir noch ein so theures schönes Andenken,[1] ein so rührender Beweis Ihrer Beiden Freundschaft — ach Liebe, mit Worten vermag ich es nicht auszudrücken, wie wir es gelesen und empfunden haben. Ein so herrlicher geweihter Ton herrscht im Ganzen. Wie muß dieser Auftritt alle Herzen erschüttert haben; besonders aber die liebenswürdige Großfürstin, die es so sehr verdiente, so schön im Tempel der Kunst aufgenommen zu werden. Wohl ihr! wohl ihrem schönen Herzen, daß sie sich mütterlich der Söhne Schillers

[1] Die Huldigung der Künste.

annimmt. Ach leider, ein solches Wesen noch einmal auf Erden zu finden, ist nicht möglich zu hoffen; unsere jetzigen Zeiten sind so klein, so armselig. Das Reich der Ideale ist nun wie verschlossen. Schiller half uns noch hineinblicken; er wirkte mächtig, gab einem noch Kraft zum Widerstand. Jetzt ist die Erschlaffung allein à l'ordre du jour — und wahrlich ist die neuere Philosophie recht trostlos; sie öffnet mir keine Bahn zum helleren Licht, wohl aber zum dunklen Schattenreiche stehen vielleicht neue Thüren auf.

Wie beneide ich nicht den jüngen Reventlow um das Glück, Sie in Weimar künftigen Monat zu sehen. Nur kurze Zeit wird er dort bleiben können; doch hoffe ich, daß diese Freude ihm zu Theil wird.

Kotzebue's Erinnerungen aus dem schönen Italien sind nicht erbaulich, nicht erfreulich. Der kalte Geist weht einen auf jedem Blatte an.

Die longobardischen Scenen sind sehr glänzend, und diese eiserne Krone ist strahlend; ich möchte keine Krone in der Nähe tragen, sie gedeihen nicht, und man ahnet neue Auftritte.

Den 23.

Als ich gestern zu schreiben aufhörte, sah ich eben in der Zeitung, daß Genua zur französischen Provinz verwandelt war. — Nun auch kein Wort mehr von der leidigen Politik. — Ach wie gerne säße ich so in Ihrer Nähe und hörte Ihnen zu über ihn! Wie Manches möchte ich noch wissen und hören. Es sind gewiß noch viele ungedruckte Schätze; sammeln Sie ja Alles sorgfältig, daß keine fremde Hand sich nähere. Doch Sie werden Alles im Geiste und nach Ihrem Herzen am besten einrichten, damit nichts verloren gehe.

Seelust, den 15. August 1805.

Wie herzlich dankbar bin ich Ihnen für diesen schönen Brief. Er zeigte mir so rührend Ihr ganzes offenes Herz; und wie gerne

schaute ich wie in einen klaren Spiegel in Ihre schöne Seele hinein. Alles, was Sie über Schiller sagen, ist mir so deutlich, wahr; so herzlich ausgesprochen, daß auch nur Sie Schiller so nennen können. Ja wohl ist er Ihnen nahe und bleibt es ewig. Sie machten ihm diese Erde lieblich; an Ihrer liebenden Hand fand er sich und sein herrlicher Geist, dem wir so viel verdanken. Wie unersetzlich ist auch unser Verlust; immer fühle ich es mehr, daß ein solcher Geist nie mehr uns hier erscheint; immer vermisse ich ihn mehr, und bei jeder Gelegenheit erweckt sich die Sehnsucht nach dem verlornen hohen Genuß. So wie er unsere Geister zu heben vermochte, vermag es keiner mehr nach ihm.

Wenn Sie meinen Mann so nennen, als kennten Sie ihn wirklich, so bin ich Ihnen auch so herzlich dankbar, daß Worte nicht ausdrücken, was in meinem Innersten dabei vorgeht. — Ach, hätte er Schiller nur einmal im Leben begegnen können, wie hätten sich solche hohe Geister verstanden! — Welcher Einklang, welche Harmonie wäre entstanden, selbst bei der Verschiedenheit mancher Ansicht vielleicht. Schiller hätte sich, ich darf es sagen, in seiner Heimath gefunden in der Nähe von Ernst Schimmelmann — so auch wäre es meinem Mann zu Muthe geworden. In einer Region hätten sie sich so begegnet, wie vielleicht wenige Sterbliche zusammentreffen. Solche Geister sind von allem Irdischen so entfesselt, der freie Schwung ist ihnen gegeben aus Götter Hand, und nur Wenige folgen, weil Wenige die Bahn sehen, oder sie zu oft verlassen. So gedenke ich mir Goethe's Zustand. Alle seine Umgebungen müssen doch den unsterblichen Geist drücken. Ist er noch so leblos geblieben? Sehen Sie sich wieder? Und wie? — Blieb er noch unthätig? —

Kopenhagen, den 27., 29. Oktober 1805.

Anfangs Oktober kam ich hier zurück nach einer Reise, die für unsere Herzen wirklich wohlthätig war, da wir so manchen schönen Genusses im Kreise der geliebten Freunde uns erfreuten.

Mein Mann, der noch etwas länger in Holstein gern geblieben wäre (da er nicht so wie ich die spätere Jahreszeit fürchtete), mußte in aller Eile zurück, nahm das erste Schiff, welches in Kiel fertig lag, und ist wirklich beinahe in Gefahr gewesen. Der Sturm vom 6. Oktober überfiel ihn, und ich, die ich nicht diese Seereise ahnete, ich war an diesem Tage so bedroht, wie ich es kaum noch zu denken, noch weniger auszusprechen vermag! Doch der mächtige Führer unserer Schicksale rettete uns. Am 8. Oktober erschien er hier in unserer Mitte, und seine Gesundheit hat gottlob nicht gelitten. Sein Sekretär, Kammerdiener, Bediente, alle lagen im Schiffe wie Halbtodte, konnten ihm nicht Hülfe leisten, als die Wellen so fürchterlich drohend alle Passagiere überschwemmten; Alle kamen doch Gottlob glücklich ans Land, und nun ist Alles vergessen; doch war die Erschütterung für mich Schwache zu heftig; ich fühlte es lange nachher, da die kalte Jahreszeit auch mich angreifend schon vorhanden war.

Der Dr. Gall findet auch hier vielen Beifall, hat etwas sehr Einfaches und Einnehmendes. Ich sah ihn schon einigemale bei uns zu Mittag und finde ihn sehr interessant im Gespräche. Näher werde ich ihn schwerlich kennen lernen, da ich nicht fähig bin, seine Schädellehre so zu fassen, wie er es von den Damen sich wünscht. Ich schätze seine wichtigen Entdeckungen im Namen der Menschheit. Ich muß ihm meine ganze Achtung weihen und weiß es mit Gewißheit, daß er ein verdienstvoller Anatomiker ist. Unsere berühmtesten Aerzte und Chirurgen müssen meinem Urtheil beistimmen. Sie gestehen es alle, daß Gall für ihre Kunst ganz neue Entdeckungen machte und noch täglich macht; insoferne ist er gewiß für die ganze Menschheit eine bedeutende Erscheinung; für uns Laien scheint er mir nicht genießbar; seine logischen Schlüsse sollen so besonders sein, so wenig fest stehen, seine Philosophie soll so seichte oder oberflächlich sein, daß er in diesen höheren Hinsichten wohl schwerlich selbst etwas leisten wird; auch soll er hierüber ganz ruhig sein. Ein Mann, der solche Erfahrungen

gemacht hat, der mit einem solchen unermüdeten Fleiß sie noch sammelt; ein solcher Mann kann wahrlich mit sich selbst zufrieden sein und braucht nicht mehr zu wollen. Ob Andere aber nach ihm seine Erfahrungen in höheren Sphären brauchen werden, wird die Zeit lehren. Für Gall ist diese Hoffnung sehr schön und belohnend, für uns Andere auch sehr wichtig. Ich huldige so ganz und so gerne einem so seltenen Beobachter und Menschenfreund; nur kann ich nicht in seine Gebiete hineintreten, da ich in einem gar zu fremden Land mich befinden würde. Mehrere Damen hier sind seine Zuhörerinnen gewesen oder wollten es sein. Ob sie befriedigt sind, ich weiß es nicht. Durch den Herzog von Augustenburg, der seine Vorlesungen hörte, habe ich genug davon erfahren, um diese Lehre in Rücksicht auf mich nicht näher zu kennen zu verlangen; doch sagt dieses gar nichts in Hinsicht der anatomischen Entdeckungen, für welche auch ich Gall danken muß — und es ahnen, daß er eine neue Bahn öffnete; daß diese mir verschlossen bleibt, ist meine Schuld, nicht Gall seine.

In Hamburg ist ein französischer Gesandte des Kaisers Napoleon, der Bourienne heißt. Dieser hat es bis jetzt übernommen, die Hamburger Zeitung so strenge zu kontrolieren, daß wir nicht mehr wissen, welche Nachricht die ächte sein mag. Jetzt wollen wir die Berliner uns senden lassen. — Ach, Liebe, mit welcher tiefen Rührung haben Sie daraus lesen müssen, was uns so innig erschütterte, als Wallensteins Lager so wirkte! in einem so wichtigen und entscheidenden Moment für Deutschland! Der große unsterbliche Geist Ihres Schiller erschien wie aufs neue lebend, und dieser Sieg über den Schlaf des Todes war eine Krone werth, die höher glänzt, als unsere Augen reichen. Ja, Liebe, dieser unsterbliche Geist waltet noch über sein irdisches Vaterland. Möchten die deutschen Helden von diesem belebt sich so zeigen, wie er es gewünscht hätte. Auch die Schweden müssen sich seiner erinnern und seinem hohen Geiste huldigen!

Wir haben hier so eben viele Nachrichten von der Person des

Kaisers Napoleon gehabt, da der Prinz von Württemberg (Onkel Ihrer liebenswürdigen Großfürstin) aus Stuttgart hieher zurückeilte. Er hat drei bis vier Tage mit Napoleon zugebracht, hat seine Armee gesehen, hat Vieles uns zu erzählen noch, obgleich er uns schon viel über diesen seltenen Mann sagte. In Württemberg hat er gefallen wollen; auch ist es ihm gelungen, unsern guten Prinzen fast einzunehmen, da sein Betragen dort einfach, fast offen zu sein schien. Doch dieser Napoleon kann, was er will, und dort wollte er die Herzen gewinnen. Die französische Armee hat unsern Prinzen in Erstaunen gesetzt (ich halte ihn für einen ausgezeichneten Militär, und so wird er auch hier allgemein geschätzt); er findet diese Geduld, diese Beharrlichkeit und diesen Muth der Franzosen in einer solchen Lage beispiellos. Was diese Soldaten gelitten hatten, als der Prinz sie sah, läßt sich nicht beschreiben. Einen solchen Marsch von Boulogne, dabei diesen Mangel an allen Lebensmitteln, dieses Ausdauern ohne Schlaf, ohne Ruhe, und dabei eine solche Ergebung! Der Prinz hat sie nicht genug bewundern können; doch hält er die Hälfte dieser Armee für todt oder aufgerieben an den Folgen einer solchen Behandlung.

Die heutige Zeitung, die nun eben ankam, lautet so traurig für Deutschland, daß wir andere Nachrichten mit Sehnsucht erwarten. Ach, es sind trübe Zeiten! Gott erhalte Ihnen mit all' den Ihrigen die beste Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit. Der Himmel erhalte Ihnen Ihre geliebte Großfürstin! Möchte doch ihr Bruder, der wahre Menschenfreund, Alexander, möchte dieser die bedrängte Welt retten! Er will es und thut im edelsten Sinn Alles, was möglich ist. O wie entgegengesetzt ist ein solcher wahrhaft großer Fürst! Der kleine Eroberer, ja wohl klein als Mensch, indem er die Menschen wie Automaten braucht, und sie lassen sich brauchen diese Gallier, die für eine bessere Sache zu fechten verdienten. Das Elend unter ihnen soll unbeschreiblich sein, trotz aller Siege ihrer Waffen. Die Berichte des französischen Kriegsministers sind ein wenig zu sehr im Marktschreierton; es ist

unmöglich, daß solche Berichte in Frankreich so wirken, wie die Ausrufenden es glauben. Noch weniger können die Völker Italiens noch an ihre Befreiung glauben; und doch sind die Bewunderer der großen Macht unzählig; noch glauben Viele aus der Volksklasse, daß Frankreich für die Freiheit siegen will und muß!

Daß Menschenglück der Zweck Napoleons sei — möchten die Deutschen es nicht zu schmerzlich fühlen, daß sie getäuscht und geblendet die Starken noch stärker machten auf ihre Kosten! Für Frankreichs Glück und Befreiung weiß man wahrlich nichts zu wünschen; sie selbst wählten diese Ordnung der Dinge.

In diesem Moment erhält mein Mann durch den General Victor, der hier Gesandte ist, die Nachricht von der Niederlage der ganzen deutschen oder österreichischen Armee bei Ulm. Der General Mack soll gefangen sein, und alle seine Heere sind es. Vielleicht ist der Krieg dann so vollendet.

Ch. Schimmelmann.

P. S. Als ich eben die Feder niederlegte, erblicke ich auf meinem Tisch ein Büchlein über Schiller; das erste, welches mir vorkam; es heißt: Schiller oder Scenen und rc. Ich durchblättere es eilig und finde es im Ganzen geistlos, obgleich der Verfasser es gewiß recht gut meinte. Es war mir doch so sehr interessant, daß ich es nicht weglegen konnte; nur weil ich Schillers Namen auf jeder Seite fand, und da es herzlich ausgesprochen ist.

Ich umarme in Gedanken Ihre lieben Kinder alle.

Kopenhagen, den 7. December 1805.

Welche Zeitungen erhalten wir eben! Für welche Sache muß der edle, großmüthige Alexander so viel wagen: ach, für sein Leben bin ich so unruhig, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wären alle Verbündeten, wie er es ist, so fürs Gute beseelt und so fähig für die Sache der Menschheit zu kämpfen, so dürften wir noch viel hoffen. Alles, was Sie mir von ihm erzählen, hat mein ganzes Herz durchdrungen und erfreut. So als Mensch hörte ich

ihn nie ganz gepriesen; ich ahnete zwar die schönen Züge, die Sie mir in der Nähe zeigten; er mußte so sein, wie Sie ihn uns zeigen, es war aber eine schöne Ueberzeugung zum Troste mehr; ja, ein solcher edler Mann kann viel, wenn er will, fürs Gute, und wenn er mit Kraft und Muth sich beharrlich zeigt; wir sahen Folgen der Beharrlichkeit für Zwecke, die nicht Zwecke unserer Herzen sind. Sollten wir nicht auch hier im besten Sinn sehen, was wir hoffen? — Ach, Ihre herrliche junge Großfürstin, wie ist sie meinem Herzen so nahe, seitdem Sie sie mich so kennen lehrten. Gerne sähe ich es, daß sie als Schwester des guten Alexander nicht so in der Nähe dieser Auftritte lebte. Mit einem Zauberstab möchte ich sie in Sicherheit bringen, oder ihre Gestalt so verhüllen, daß keine irdische Hand sich ihr nähern könnte in diesen schlimmen Zeiten, wo keine Sicherheit vorhanden ist. Doch Sie verstehen gewiß — für den erhabenen Bruder war man besorgt einen Augenblick; der Gedanke an eine solche Gefahr ergreift die Seele!

Der junge Reventlow ging gerade nach Wien, als er Weimar verließ; er wollte den Winter in Italien zubringen, wo mein Bruder, der dort Gesandte am neapolitanischen Hof ist, ihn mit Freuden erwartete, als leider der schöne Plan vereitelt wurde. Reventlow blieb in Wien bis zum letzten Augenblicke, wo Alle einpackten, und mein Bruder bat ihn flehentlich, nicht durch diese Armeen sich als Reisender auszusetzen, bat ihn zurückzukehren und nach Berlin zu gehen.

Die Tante Louise Stolberg wollte ihn aber auch noch in Holstein gern sehen, so ist er vielleicht jetzt dort. Ihr Gut heißt Windebye, liegt in der Nähe von Kiel. Stolberg hat dieses Windebye so sehr verschönert, daß Jedermann sich über die Verwandlung der Gegend freut; doch sind sie erst seit fünf Jahren dort. Die Gräfin Louise Stolberg besitzt ein eigenes Talent, ihr Haus lieblich einzurichten, ohne Pracht noch Luxus, so einfach und comfortable (wie die Engländer sagen). Der Graf Stolberg versteht es auch und ist ein seltener Landwirth; er hat mehrere

Sachkenntnisse in diesem Fache, verbessert so auffallend seine Ländereien, daß der Werth seines Landes unglaublich steigt; dabei ist er noch immer derselbe Dichter Stolberg. Seine ausgesuchte Bibliothek behält den alten ersten Platz im Hause. Zehn Tage des Septembers war ich mit unsern Pflegekindern in Windebye, wo die herrliche Louise Stolberg, meine mütterliche treue Freundin uns so aufnahm, daß es uns schwer wurde, weiter zu reisen.

Als eine schwache Frau bin ich nicht stark in der Politik; es kam mir aber wie ein Traum vor, als ich von Koscusco hörte (der mit 5000 Polen beim französischen Kaiser sein soll), daß der große Alexander diesen Mann gewinnen sollte, ihm für Polen versprechen, dieses Ideal der Republik wieder aufleben zu lassen. Er würde gewiß nicht dieses Wort Republik so sehr fürchten; eine Entschädigung käme ihm und Preußen zwar zu; dieses aber in Deutschland oder Ungarn zu erhalten, wäre vielleicht bei den jetzigen Umwälzungen nicht so schwer auszufinden; kann man Kronen schaffen, Throne umwerfen, andere wieder herstellen, so könnte wohl eine Republik auch wieder entstehen und für solche Nachbarn wie Preußen und Rußland nicht gefährlich werden.

Kopenhagen, den 22. März 1806.

Unsere Josephine ist Braut, und just an dem Tage wurde es entschieden. Der Jüngling ist edel und gut; es ist der einzige Sohn meiner geliebten Schwester, der junge Graf Detlef Reventlow. Nun thut es mir dreifach leid, daß Sie ihn nicht sahen, als er so schnell in Weimar erschien, und daß er nicht dieses Glück genoß; doch er gewinnt wirklich sehr, näher gesehen zu werden, und Sie hätten ihn kaum erblickt; er ist sehr bescheiden und hat die große Welt wenig gesehen.

Kopenhagen, den 15. December 1806.

Daß es meinem Herzen wohl that, Ihre Hand, Ihre Zeilen aus Weimar wieder zu sehen, zu lesen, das begreifen Sie gewiß so ganz, liebe Frau v. Schiller! Sehr besorgt war ich für Ihre

Gesundheit, Ihre Ruhe, Ihr Wohlsein! Ich hörte durch die Gr. Louise Stolberg, daß die edle Herzogin in ihrer Nähe einige Damen aufgenommen hätte, und dieß beruhigte mich wirklich; doch verlangte ich so sehr nach näheren Umständen aus der Quelle selbst. Leider ist es mit dem Schreiben eine unvollständige Unterredung, und mehr als jemals nicht hinreichend. So Manches bleibt im Herzen übrig, läßt sich nicht aussprechen. Die Fesseln des Geistes sind schwer zu ertragen und werden täglich fühlbarer, so wie die Handlung im großen Kreise der Begebenheiten an Mannigfaltigkeit und Neuheit zunimmt. Die rasche Umwälzung, dieser sichtbare Wechsel der Dinge, das Elend aller Art, das Leiden der Menschheit, dieses alles bringt zum stummen Erstaunen. Es ist ein mächtiger Strudel, der Alles zu verschlingen droht, und doch bleiben die Meisten im leichtsinnigen Hoffen oder im ängstlichen Zagen verblendet. Es ist wahrlich ein trostloser Zustand aller Dinge. Ein großer Koloß, auf Sand gebaut, ist gefallen, so schnell und so plötzlich, daß die Nachwelt es kaum glauben wird. Was noch im Norden fallen, oder zerrüttet werden soll, wird täglich erwartet, auch nur erwartet; denn es gibt nirgends weder Zweck noch festen Willen, noch Entschließung, noch Vereinigung. Nur in einem Kopfe gibt es einen Plan, eine Ansicht; dieser ist so neu, der Grund liegt so verborgen, so tief, daß alles Uebrige in flüchtigen Gestalten leicht vorüber eilt und sich an der nächsten Zukunft hält, vom Schicksal alles erwartend. Dankbar müssen wir Dänen es noch erkennen, daß solche Greuelscenen unsere friedlichen Inseln noch nicht betrübten. Wir hatten hier einen kleinen Vorschmack, als wir den 2. April 1801 erlebten. Diese Erinnerungen der Schreckenstage haben sich lebhaft erneuert. Mit dankbarem Herzen sollten wir unaufhörlich diese Erinnerungen feiern. Doch der Mensch, stets im Widerspruch mit sich selbst, vergißt zu leicht, was da war, und was noch werden kann.

Nun richten sich alle Blicke nach Polen hin. Wäre dieses Land mit Klugheit und Milde behandelt worden, so sähe es jetzt vielleicht anders aus. Preußen hat seine eigene Existenz aufgeopfert, indem

es bloß durch kriegerisches Ansehen glänzen wollte. Wie schwach es im Innern dadurch wurde, ist jetzt bewiesen; es war nirgends Kraft noch Ordnung, Alles war künstliche Nachahmung Anderer. Und als ein neuer Geist entstand, da mußte das Alte in Trümmer fallen; Alles schwankte noch, sollte plötzlich stehen, und nun war kein Grund vorhanden. Daß Deutschland so aufgeopfert wird, ist sicher; welche Keime für die Zukunft noch im Verborgenen liegen, können wir nicht beurtheilen. Wodurch wir dieses Elend verdient haben? Ach, es würde zu weit führen, in diese Labyrinthe sich zu verlieren! Es ist gewiß, daß alle Greuel der Revolution vergessen waren, und daß der Leichtsinn so sehr überhand nahm, daß es so nicht lange halten konnte. Ehrwürdige Ruinen wurden zu den Füßen getreten, und leichte, glänzende Kartenhäuser wurden darauf gebaut, so leicht wie die jetzige Generation. Nun kam eine siegende Macht, und in Schrecken gerieth sie bald, so flüchtete sich diese leichte Schaar, wie wir es gesehen haben. Die, die ein Opfer fielen, die sind nicht mehr; auch diese durften nicht auf eigene Kraft sich stützen; die Edlen fielen, und Deutschland wird sie doch nicht vergessen, ich hoffe es. Daß der alte Herzog von Br.(aunschweig) so fiel, nach solchen Begebenheiten verschwand, war für ihn noch das Beste; daß aber eine französische Actrice ihn zum Sterbebette begleitete, nachdem sie am 14. Oktober in seinem Hauptquartier war, das ist traurig zu hören und erklärt mir so Manches. Ich erfuhr es erst gestern, und es ist gewiß.

Ihre edle, liebenswürdige Erbprinzessin hoffen wir hier zu sehen. Doch wie dürfen wir es wünschen, sie sehnt sich nach Weimar. Sie hat in Holstein alle Herzen gewonnen, und unsere Kronprinzessin, die ganz so ist, so gut und so edel, hat es gleich vernommen, wie sie für einander paßten.

Von Ihrer regierenden Herzogin hörte ich schon Alles, was Sie mir sagen, und daß Napoleon eine solche tugendhafte Frau schätzen kann, wundert mich nicht. Hätte er doch mehrere solche Wesen auf seinem glänzenden Wege gefunden!

Goethe's scandalöse Hochzeit hat einen Jeden geärgert. Man schrieb uns gleich, daß die Kanonen von Jena sein Hochzeitlied und sieben brennende Häuser in W. seine Hochzeitfackeln gewesen wären! Und eine solche Wahl der Person! Alles war in Harmonie, nur keine Muse war dabei.

Wie lange man uns hier ruhig läßt? Gott weiß es! Wir sind zwischen zwei Feuern: England und Frankreich. Wir sind zu leicht erreicht; doch waren wir immer wahrhaft neutral, ohne Intrigue!

Kopenhagen, den 10. März 1807.

Die ersten Tage des Februar sind Schreckenstage gewesen. Ströme von Blut floßen, und wann wird es aufhören? Hier, wo die Nachrichten zu Schiffe kommen, aus den Gegenden des Kriegs, hier lauten sie anders, als in den Hamburger Zeitungen. Die Franzosen sind mit Ehre gefallen, haben sich willig in den Tod gegeben; dieses muß man gestehen. Noch erreichten sie nicht die Stadt, die ihnen zum Zweck dargestellt wurde, zum Zweck des blutigen Kampfes, die Königsburg; dagegen sind die Russen auch noch nicht an der Weichsel. Diese haben wie die Löwen gefochten und jede Schmach der vorigen Feldzüge getilgt. Es sind beispiellose Gefechte gewesen. Man behauptet, daß der Kern der gallischen Heere gefallen sei. Man spricht von Friedensvorschlägen, die es beweisen würden, mit welcher Mühe Polens Befreier diesen Kampf fortsetzen würden. Man ist nicht gewohnt, den Kaiser Napoleon aufgehalten zu sehen in seinen großen Plänen. Man kann sich nicht daran gewöhnen, es zu glauben. Was man aber noch weniger ertragen kann, ist das Bild von Deutschlands Elend und Unterjochung. Können die Deutschen sich es vorwerfen, es verdient zu haben, so wäre die drückende Last noch schwerer zu tragen. Doch wer weiß, wie Alles sich noch in kurzer Zeit zum Bessern oder Schlimmern verwandeln wird; viel schlimmer kann es nicht werden. Die gütige Vorsehung wird sich unser Aller erbarmen. Wir können

hier nicht ausdrücken den Dank, keine Empfindungen des Danks finden, für solche seltene Wohlthaten! Doch wir sind nicht Egoisten, wir waren es nie. Brüderlich theilten wir mit unsern Mitmenschen dieses Elend, welches uns in so ferne auch traf. Wer könnte leben nur für sich und Leben finden in einer solchen Existenz?

Rendsburg, den 9. November 1807.

Ich glaubte nicht, liebe Frau von Schiller, als ich Ihnen letzt schrieb, daß mein erster Brief aus Rendsburg sein würde. Es ist eine Festung an der Eider. Unser König ist unser nächster Nachbar und bewohnt ein Haus, nicht viel größer als das unsrige, welches sehr enge ist. Unsere unerhörte Geschichte haben Sie theils aus der Zeitung erfahren, theils auch vielleicht aus Erzählungen. Genug, wir sahen noch am 9. August diese ungeheure große englische Flotte vor unsern Augen am friedlichen Ufer Seelands liegen und ahneten keine Gefahr, als am 12. August wir uns genöthigt sahen, Kopenhagen zu verlassen, unserem König und Kronprinzen nach Holstein zu folgen, und das in einer solchen Eile, daß wir kaum einige Kleider mitbrachten. Da der große Belt von den Engländern gesperrt war, mußten wir so eilen. Ich hatte das Glück, mit meinem großen Reisewagen und mit Anderen glücklich über den Belt zu gehen, von englischen Schiffen rechts und links umgeben. Keiner untersuchte unser Schiff, noch meinem Mann seines. Dagegen wurden Viele angehalten und examiniert, die vor und nach uns übergingen, unter andern der König und Kronprinz, die incognito waren; auch der französische Minister Didelot und der spanische Gesandte; sie kamen doch durch. Leider mußten wir erfahren, daß am 18. August schon die englische Landung vor sich ging, und die ersten Tage vom September waren solche Schreckenstage in Kopenhagen, daß meine Feder nicht diese Schilderung unternehmen kann! Ein solches Bombardement, mit solchen abscheulichen Feuerschlünden, Feuerkugeln, Raketen neuer Erfindung, 72 Mörser, kurz Alles, was die Hölle der ganz neuen Kriegsschule

erfunden hat, wurde gegen die wehrlose, ruhige Hauptstadt drei Tage und Nächte angewandt zur Zerstörung! Daneben noch ein fürchterlicher Angriff von der Seeseite gegen eine Flotte, die ganz abgetakelt im Hafen lag, oder vielmehr gegen diesen Theil der Stadt, da sie unsere schönen Schiffe gerne ganz haben wollten. Dieses ist ihnen zum Theil gelungen, aber die Heldenthaten unserer kleinen Flottille haben sie selbst bewundern müssen; auch war das Feuer unserer Seebatterie so stark, daß sie diese Seite der Stadt aufgaben. Unsere jungen Seeoffiziere und Seeleute haben wie die Löwen gefochten. Manche schöne Heldenthat der Art wird in der Geschichte rühmlich erwähnt werden. Nicht so unsere Bauern der Insel Seeland, die wahrlich auch kaum bewaffnet waren. In Kopenhagen hat sich unsere männliche Jugend tapfer und unerschrocken gezeigt. Viele sind mit Ruhm gefallen, aber im Ganzen war unser Militär dort in dem Augenblick ganz desorganisiert. Alles gute war an der Grenze in Holstein. Das wußten die Edeln, die uns überfielen; sie stellten sich, als glaubten sie die Franzosen im Lande, und sie sahen nicht einen einzigen. Ach, sie wären eben so wenig zu uns gekommen, als sie nach Pommern oder Stralsund kamen! Die Treulosen verließen in dem Augenblick ihre Alliierten, die Schweden und Deutschen und zogen ihre großen Schiffe aus Stralsund, um noch mit diesen über uns zu fallen. Eine solche attaque ist in der Geschichte unerhört und wird England wahrlich nicht Glück bringen. Nun hat man es gesehen, was Napoleon längst sagte von ihnen, daß sie nur den Untergang des Continents wollen, in so fern sie selbst nur gut bestehen. Junge Dänen, die eben aus England kommen, sagen es, daß sie bis dahin behaupteten, Alles, was auf dem Continent vorgienge, wäre ihnen gleichgültig. Nun fühlen sie es aber schon, daß sie sich selbst den größten Schaden zugefügt haben. Seitdem unsere Meere, die ihnen so offen standen, seitdem diese ihnen gesperrt sind, fühlen sie sich wie gelähmt; Alles stockt, der Handel, die Fabriken, Alles leidet, und jedes edle Herz im Auslande ist gegen sie gestimmt. Die

sogenannte Freiheit von Europa war in ihren Händen schlecht beschützt. Dänemark, so treu und redlich in der Neutralität, hatte dieses nicht von ihnen verdient. Unser Verlust ist sehr groß, unsere Reichthümer verschwinden; es bleibt uns aber ein Nationalgeist, der neu erweckt ist. Von dem französischen Kaiser können wir uns rühmen, er hat uns nur angeboten, was wir anzunehmen wünschen konnten. Als die ganze große englische Seemacht noch in unserem Meere um uns gelagert lag, sind unsere schönsten Regimenter allein in der Nacht nach Seeland übergekommen. Willig hat Jeder Alles gelitten und aufgeopfert. Nun ist die böse Jahreszeit vorhanden, und die Engländer sind mit ihrer Beute davon gegangen. Die hannöverschen Offiziere haben sich laut darüber bei uns geäußert; sie waren selbst empört und haßten ihre Obern, indem sie gezwungen waren, feindlich gegen uns zu handeln. Viele haben sich schön und edel gezeigt; auch unter den englischen Offizieren sind einige gutmüthig gewesen, im Ganzen doch rauh und hart. Die Engländer und die Hannoveraner waren oft so gegen einander aufgebracht, daß sie auf einander schoßen und sich blessierten. Die armen Hannoveraner fühlten ihre Schmach, als Söldner solche Heldenthaten mitzumachen. Ach, die Deutschen, überall müssen sie sich selbst verläugnen und keine vaterländische Tugend mehr kennen! Die Stadt Kopenhagen wird dieses Unglück lange fühlen. So viele unglückliche kleine Familien haben Haus und Alles verloren. Frauen, Kinder sind auch gefallen, auch verwundet, verarmt. Es war eine Jammerscene beispiellos. Unsere Häuser im schönen Quartier Amalienburg haben weniger gelitten. Unsere Wohnung ist doch sehr beschädigt; drei Bomben haben viel zerschmettert, unter andern große Spiegel in der Prachtstube, auch Gemälde, die ich sehr liebte; doch unsere Bücher wurden verschont. Der größte, schönste Saal hat nur an allen Fenstern und am Balkon gelitten. Einige Büsten von Canova sind unverletzt. Meines Mannes Stuben, auch die meinigen sind verschont geblieben. Dagegen hat einer unserer Kammerdiener und seine Frau Alles verloren durch

die eine Bombe. Ein alter, achtzigjähriger Koch, ein Franzose, der uns lange gedient hat, blieb ruhig liegen, verließ nicht seine Stube noch Bett, und sagte: je ne crains pas les bombes anglaises. Er hatte Recht, er blieb ruhig, und gottlob alle unsere Leute kamen glücklich durch. Im gewölbten Keller des Hauses hatten sich beinahe hundert Menschen behelfen müssen, drei Tage und Nächte, Frauen, Kinder, Greise. Die Hitze soll erstickend gewesen sein. Meines Mannes Reise mit dem König und der Regierung war ziemlich glücklich. In Colding, einer abscheulichen Stadt, mit einem noch abscheulicheren Schlosse, mußten sie drei Wochen bleiben. Ich war mit Luise in der Nähe, in Christiansfelde, einer Herrnhuter Colonie, einer hübschen, reinlichen, kleinen Stadt. Dort ging es uns so gut, wie es damals möglich war. Alle unsere fremden Gesandten, die auch aus Kopenhagen, wie wir, geflüchtet waren, befanden sich auch zu der Zeit in Christiansfelde; nur der französische, Herr Didelot, ein recht artiger Mann, war in Kiel bei dem Kronprinzen. Meine Josephine war bei meiner Schwester in Trolleburg geblieben; dort lebte sie ruhig und glücklich in der Erwartung des Bräutigams, des jungen Grafen Reventlow, Sohns meiner Schwester. Er war im August in England, in Schottland vielmehr, und ahnete nichts bei uns. Endlich, als er zu Hause wollte, war die Communication gesperrt. Doch kam er gottlob am 18. Oktober fort, und dieser Tage kam er in Trolleburg glücklich zur Geliebten zurück. Ich sah ihn hier einen Tag. Sein Herz hat in England gelitten. Er versichert, daß die besseren Menschen dort diesen Zug gegen uns verabscheuen, und in Schottland war man ganz dänisch. Ueberhaupt ist er von Schottland ganz eingenommen. Auch die Nation ist viel aufgeklärter, liberaler, milder. Die Damen dort so liebenswürdig, so talentvoll. Sonst hat er in England viel Interessantes und Neues gesehen; in Hinsicht des Ackerbaues, dieß war sein Hauptgegenstand, hat er viel gelernt und einen jungen Dänen mitgebracht, der sich dort in der besten Schule des Ackerbaues gebildet hat. Es

liegen noch viele große Strecken Land ganz unangebaut in England. Alles hat sich mit Fabriken beschäftigt, und Reventlow versichert, daß diese Jugend, die so aufgeopfert wird (kleine Kinder arbeiten schon in den Fabriken), daß diese ihn oft traurig machten; sie lernten nichts als ihre Arbeit. Auch sind die Schulen erbärmlich, oder fehlen vielmehr ganz. Keine wahre Humanität kann dabei stattfinden. Dieses Alles kann wohl nicht so bestehen. Nun müssen wir auch wünschen, was die neueren Franzosen lange wünschten, ihren Untergang. Sie haben ihre Macht zu schlecht gebraucht. Auch Portugal wird untergehen, als Freunde der Engländer und Sicilien. Auch dieser König ist aufgeopfert! Von Preußen schweige ich.

Sollten Sie den Professor Fichte sehen, so möchte ich Sie bitten, ihm meinen Dank für seinen Abschiedsbrief aus Kopenhagen vom 11. August zu sagen. Er war uns sehr interessant.

Bei unserer geliebten Kronprinzeß in Kiel sah ich ein schönes Bild Ihrer jungen Fürstin. Ach, warum nur ihr Bild! Auch ihr Bruder hat sich für uns laut erklärt. England hat sich sehr geschadet überall.

Von meinem Mann habe ich nichts gesagt. Was sein Herz für Dänemark gelitten hat, läßt sich nicht ausdrücken, und die dunkle Zukunft auch! Gott hat seine Gesundheit gestärkt, und er arbeitet wie immer. Unser Kronprinz ist jetzt in Kopenhagen.

Rendsburg, den 3. December 1807.

Wie ganz theilten wir mit Ihnen im Oktober 1806, und nun — sind wir die Ausgewanderten; doch können wir Gott nicht genug danken, daß es uns bis jetzt nicht schlimm ging. Verarmt sind wir durch die Engländer, auch ist manches Elend in Kopenhagen noch zu spüren; doch blieben wir auf eine gewisse Art verschont. Was noch kommen kann? es steht bei Gott; wer ist sicher in unsern Zeiten? Sie sehen aus den Zeitungen, wie es bei uns aussieht. Das dänische Volk ist zur See nicht so leicht zu bezwingen.

Könnten Sie unsere jungen Seeoffiziere zum Beispiel sehen, die so muthig, so keck, so unerschrocken jeder Gefahr des stärksten Kanonenfeuers entgegen gehen; sie haben ein so bescheidenes, stilles, fast sanftes Wesen, sind so höflich, so ganz ohne Prahlerei, begreifen nicht, daß man anders handeln könnte im Augenblicke der Gefahr; so sind überhaupt unsere Seeleute, schöne Menschen, die etwas recht Humanes haben. Dagegen sind unsere Matrosen wohl etwas rauh und roh, doch lieben sie ihre Frauen und Kinder sehr. Diese Frauen sind nicht liebenswürdig, aber auch keck und kühn. Nun haben wir schon fast mehr Prisen der Engländer gemacht in wenigen Monaten, als die Holländer im ganzen Kriege. Freilich können wir nicht dem stolzen Feind so schaden, wie er uns schaden kann, doch ihn etwas demüthigen. Und warum ließen sie uns nicht ruhig, da wir so friedlich und geduldig waren! Ein solches Ministerium kann England nicht beglücken, noch das Volk veredeln. Der arme alte König, Onkel unseres Kronprinzen, hat es vielleicht vergessen, daß seine 77jährige, alte, unglückliche Schwester, die Herzogin von Braunschweig, bei uns Schutz fand, hier ruhig den vorigen Winter verlebte und so nach 46 Jahren Trennung ihren Bruder wieder sah. Kaum war sie zurück, so sandte er uns zum Dank diese Mörderflotte! Hat Napoleon nicht Recht, wenn er so die schwachen Fürsten beurtheilt! und welche Folgen für Europa! Nun eilt er zum Kapitol, wird vielleicht Griechenlands gedenken, und so bringen ihn Flügel nach Byzanz. So flog auch einst der alte Adler Roms hinüber. Europa sieht es an mit Staunen im Stillen.

Es soll gewiß sein, daß der russische Kaiser England auch verläßt. Schon lange verließ England diesen mächtigen Alliierten. Nur Geld wußte es zu geben, so nur lohnte es für so manches große Opfer, für so viel Menschenblut! Und wie beschützte es die Familie der Bourbons! Nur treulos gegen diese hat es sich auch bewiesen. Sieht man jetzt die Auftritte im innern Spanien, so muß man der Familien von Agamemnon und Oedipus gedenken! Welche Jammerscenen! welches Verhängniß! Daß der alte König

von England nicht dieses fühlt und sieht, daß er so mit Blindheit geschlagen war, dafür kann er seinen Ministern danken! Das englische Volk ist wie alle Völker unserer Zeit und hätte solche Vorzüge haben können!

Der junge Reventlow, der eben daher kam, der viel im Lande war, versichert, daß keine Landschule existiert; die Kinder werden sogleich gebraucht als Instrumente in den Fabriken und lernen weder Lesen noch Schreiben, wissen von Nichts. In den höheren Ständen ist das Verhältniß vielleicht nicht besser. Manchen jungen Lord aus den reichsten Familien sah ich die letzten Jahre bei uns. Ihr Umgang war langweilig, beschränkt in ihren Ideen und Kenntnissen, vor allem sehr egoistisch. Sie wollten nachäffen Pitt oder Fox. Der eigene Charakter fehlte ganz. Und welches Muster für Sitten und Moralität! Ich war sonst nicht gegen die Engländer in gewisser Hinsicht gestimmt. Nun aber fühlen wir die Folgen ihrer Politik und werden nicht mehr dort den Hafen im Sturme suchen, im Sturme der moralischen Gebiete!

Ich las neulich eine Reise in Griechenland, von Pouqueville, sie ist sehr unterhaltend und jetzt sehr interessant. Ich habe nun meinen Bruder lange in Italien. Der wünschte es so sehnlich schon vor Jahren, einen Sprung nach Griechenland, durch die sieben Inseln, und weiter bis Constantinopel zu machen. Er wünschte es vergebens. Auch Niebuhr, der lange bei uns war, fand eigentlich seine Heimath dort. Sollten Sie den Niebuhr sehen, und ich wünsche es recht, so würden Sie einen seltenen Mann an ihm finden, einen ächten Griechen. Kann der wohl in Preußen passen, einem kleinen, unterjochten Lande? Doch es ist mir lieb, ihn jetzt nicht in Rendsburg zu sehen; hier wäre es ihm enge. Diese Stadt, dieses Haus ist uns, im Vergleich mit dem unsrigen in Kopenhagen, wie ein Käfig; und doch ist es mir gelungen, es erträglich zu machen. Nur zwei bis drei Stuben mehr, so würden wir beinahe nichts vermissen. Unsere Leute aber, wovon einige doch hier mit uns sind, die finden Rendsburg

entsetzlich klein und würden sich für uns schämen, sähen sie nicht, daß es unser eigentliches Wesen nicht angreift. Viele Betrachtungen kann man so über ein großes Haus anstellen, über die Nichtigkeit der Vorzüge; nur eins würden wir schmerzlich fühlen. Diese Menge von Leuten, die an uns hängen, die ohne uns nicht leben können, wo sollten die bleiben? und so manche Kinder, deren Eltern wir in mancher Hinsicht waren. Doch hievon nichts mehr.

Unsere Josephine feierte am 29. November ihre Hochzeit in Trolleburg ohne uns, doch glücklich, und sie hat an meiner Schwester eine Mutter in jeder Hinsicht gefunden.

Ich muß heute hier aufhören. Eben hörte ich von großen Veränderungen, die auch die Schwester Ihrer geliebten Großfürstin sehr nahe angehen. Von Vergrößerungen einiger Fürstenthümer, neuen Kronen. Kurz, es vergeht kein Tag in unsern Zeiten, wo nicht neue Gestalten erscheinen im Reiche der Politik. Möchte alles Gute für jeden Edlen auch darauf folgen!

Johann Müllers neuer Beruf in Deutschland gibt auch Stoff zum Nachdenken.

Den 7. December.

Durch ein Versehen blieb dieser Brief liegen. Eben sehe ich aus der Zeitung, daß die Engländer nun auch Rußland gegen sich haben, und daß unser Kronprinz so genannt wird in der russischen Note, wie er es für seinen festen Charakter verdient. Warum ließ man uns nicht ruhig? da wir keinem schaden wollten!

Seelust, den 2. September 1809.

Mit wahrer Freude und Rührung habe ich Ihren Brief empfangen, liebe Frau von Schiller, und mehr als einmal durchgelesen. Daß einige unserer Bekannten uns nannten in Ihrem kleinen Kreise, ist mir sehr lieb zu denken. Reinhard [1] sah ich

[1] Der wohl in Hamburg bei seinen Schwiegereltern Reimarus, und im August in Weimar gewesen war.

leider nicht, als ich doch in seiner Nähe einige Monate zubrachte; es that mir sehr leid, doch bleibt man sich nahe, auch ohne direkte Mittheilung, hat man sich einmal gefunden und verstanden! Daß Ihr Sohn Ernst auf der blumigen Spur seines verewigten Vaters geht, ist mir so sehr lieb zu wissen; schicken Sie uns bald ein Blümlein der Art, nur als Vorschmack. Solche Strahlen der Hoffnung müssen Ihrem mütterlichen Herzen recht belebend und tröstend sein! Der Name Schiller wird so in jugendlicher Blüthe uns wieder tönen und wehmüthige Erinnerungen erneuern. Ach, er sollte nicht erleben, was wir noch sehen. Auch Dänemarks Schicksal hätte seine Seele erschüttert. Nun sind unsere Feinde wieder in anderen Gegenden so thätig, wie sie es bei uns vor zwei Jahren just zu der Zeit waren. Nur konnte man sie in der Gegend, wo sie jetzt sind, erwarten. Wie dieses Trauerspiel aber endigen wird? Bomben und Brandraketen, Kanonen und Schwerter entscheiden jetzt das Loos der armen Sterblichen. Die Folgen in der moralischen Region können wir nicht berechnen. So wie es nun ist, kann es wohl nicht lange bleiben. Diese Ruinen, die uns umgeben, deuten auf neue Epochen. Doch uns werden sie vielleicht spät kommen, da sie in der großen Anordnung der Dinge vielleicht schleunig genug sich umwandeln werden.

Ich war diesen Frühling sehr krank, an der Rose im Kopfe habe ich gelitten, und dieses Uebel schlägt Wurzeln in unserem Klima. Diese Rose ist an Dornen zu reich, ich fühle sie noch. Mein Mann geht mit Muth und Festigkeit dem Kampf der Zeiten entgegen; er fügt sich in den Willen einer höheren Macht, die doch am Ende Alles zum Besten lenken wird. Arm werden wir, möchten wir nur nicht geistesarm werden! nicht sinken, indem Alles zusammenstürzt. Ich habe viel gelesen in dieser Zeit und möchte gern mit Ihnen manchen Genuß theilen. Kennen Sie die Uebersetzung des Calderon von Schlegel? Lesen Sie das Stück der „standhafte Prinz.“ Josephine, die Sie so gütig nennen, besuchte uns vor einigen Wochen; sie ist sehr glücklich und verdient es zu sein, aber die

Mutterfreuden fehlen noch. Sie ist neunzehn Jahre alt, er sechsundzwanzig, so ist die Hoffnung nicht verschwunden. Beide sind edel und gut, wahre Menschenfreunde. Meine Schwester ist eine glückliche Mutter und verdient es zu sein; auch sie war neulich hier. Sonst führen wir ein stilles Leben hier, am Ufer der See, wo so Manches uns Erinnerungen bringt, die wir gerne entbehrten, die wir sonst nicht ahneten.

Ihre Angst für die Gesundheit des Freundes,[1] für Ihre Frau Schwester habe ich so ganz getheilt. Möchte er doch recht wieder hergestellt in Ihrer Mitte sich mit Ihnen des Lebens freuen.

Des Herzogs von Augustenburg Bruder, unser braver nordischer Feldherr, hat eine Krone, die ihm angeboten ward, im Anfang ausgeschlagen. Er trachtet nach besseren Freuden, da er ein denkender und rechtschaffener Mann ist, der die Welt und die Menschen kennt. Wie es in der nördlichen Gegend geht, wissen wir hier noch nicht so ganz genau. Der große Nachbar der Schweden wird wohl über die Entscheidung im Ganzen bestimmen, soweit die Sterblichen überhaupt das Schicksal der Völker und Länder bestimmen können. Eine Macht von Oben entscheidet am Ende Alles. Dieses ist ein tröstender Gedanke. Unser Freund Purgstall ist nun gottlob frei und soll in Grätz mit Frau und Kindern ruhig leben nach der stürmischen Epoche. Doch wer weiß sich selbst oder Andere sicher jetzt?

Unsere Königin wird nun bald wieder nach Kopenhagen kommen, wir hoffen es und brauchen wahrlich die Gegenwart eines solchen Engels. Ihr Wandel ist so rein und unschuldig, ihr Geist so sehr gebildet. Auf dem Throne, in der Krone sind solche Perlen die schönste Zierde, und die einzigen dauerhaften; solche Schätze werden mit jedem Tage seltener.

Soeben sprach ich mit einem unserer Schullehrer aus Jütland, wo mein Mann große Güter hat und 5—6 neue Schulen eingerichtet hat. Er versicherte, daß diese Jugend so gebildet, eine andere

[1] Vermuthlich Wolzogens. Goethe war im September in Jena krank.

Art Menschen wird. Es sind doch 4—500 Kinder, die daran Theil nehmen, und die sich jährlich erneuern. Dieses ist ein bleibendes Werk, wenn man etwas Menschliches so nennen darf. In einer weiten unbewohnten Gegend hat er Fabriken angelegt, in der Mitte eine Schule, wo 60—70 Kinder Unterricht haben. Noch vor 16 Jahren war nie ein Mensch in der Art Wüste gewesen, es waren Sumpfmoore 2c.

Kopenhagen, den 25. Februar 1810.

Ich kann Ihnen nicht recht meinen innigen Genuß ausdrücken, als ich neulich Ihren lieben interessanten Brief erhielt, und Oehlenschläger [1] just gegenüber am Tisch beim Frühstück saß, seine Braut neben mir auf dem Sopha im traulichen Gespräch. Nun wurde er wirklich so froh, wie er es selten hier wird, als er seinen Namen so genannt fand in Ihrem lieben Brief. Auch die Versicherung, daß Goethe ihn liebt, ist ihm mehr werth, als er zu sagen vermochte, und er brauchte diese Ueberzeugung von so guter Quelle zu erhalten. Er wurde nach dieser Lektion so schön gestimmt, daß er mit Luise am Clavier einige herrliche Lieder noch schöner sang als sonst. Seine Stimme mögen wir Alle so gerne, und dieser Ausdruck des Sängers trägt ein lebendiges, seltenes Gepräge. Er ist dabei, wie Sie es so richtig sagen, ganz bescheiden, einfach und kindlich im Umgang. Seine Braut, ein hübsches Mädchen von 28 Jahren, würde Ihnen gewiß gefallen; sie ist sanft, bescheiden im höchsten Grade, dabei gebildet und angenehm im Umgang; eine seltene Festigkeit des Charakters und eine Reinheit in ihren Gesinnungen, die auch selten ist, macht sie mir so sehr interessant, daß sie mir es nicht mehr werden kann als Braut von Oehlenschläger. Sie liebt ihn unaussprechlich, lebt nur für ihn und in ihm; er weiß sie ganz zu schätzen und ahnet auch dankbar sein Glück. Da sie viel Verstand hat, auch Erfahrung, so ist sie häuslich, wie Goethe

[1] Er war im November 1809 in Weimar gewesen. Henriette an Knebel Nr. 427 ff.

es z. B. haben will; sie wird eine verständige Hausfrau werden, und der Dichter, der wenig auf der kleinen Erde verweilt, braucht just eine solche Gattin. Bis jetzt konnten sie sich nicht etablieren, die Zeiten sind so drückend, die Theuerung außerordentlich. Die Fräulein Steger wollte also warten, obgleich sie so lange versprochen sind. Nun haben wir das Glück, ihnen die ersten Monate angenehmer zu machen, da sie im Mai alsdann ihre Hochzeit im Stillen feiern werden. Wir besitzen nämlich ganz nahe bei Seelust (unserer Sommerwohnung in der schönsten Gegend) ein recht gutes Haus, zu groß für eine so kleine Wirthschaft. Da können sie einige hübsche Stuben bewohnen; es liegt im Walde, und doch recht nahe am Ufer des Meeres. Hohe Pappeln in der Nähe der Wohnung geben einen romantisch-feierlichen Ausdruck im Ganzen. Dieser ruhige Aufenthalt in unserer Nähe scheint ihnen Beiden lieb zu sein, und der kleine Garten unten, der gar keine Rolle spielt im Gemälde, hat für die Steger viel Interesse, da sie eine große und geschickte Gärtnerin ist; es ist nur ein Frucht- und Küchengarten; wir können ihn entbehren, da unser Garten eigentlich nur bei Seelust angelegt ist, wo wir gleich aus dem Bosquet in Gebiete der ländlichen Wohnung (für Oekonomie bestimmt) hineintreten. Da haben wir eine Meierei, die die beste Milch der ganzen Gegend bringt; es ist also ganz patriarchalisch ländlich und sonst unbewohnt, weil man nicht gerne so nahe Nachbarn hat. Die Pächterfamilie, die uns trennt, ist beinahe interessant, da sie hübsche Kinder haben; diese ist im Vorhof von Christiansholm etabliert (so heißt dieser Ort, der, wie ich hoffe, zum Parnaß umgeschaffen wird). Oehlenschläger arbeitet jetzt an einer dänischen Oper, die etwas verspricht. Sein Axel und Valbg. wurde hier zum Geburtstag des Königs aufgeführt, doch leider mäßig gespielt. Er hielt diese Feuerprobe mit seiner Steger recht gut aus. Er blieb ruhig, und die Tragödie machte doch einen tiefen, rührenden Eindruck.

Oehlenschläger theilte so ganz mit mir Ihre Trauer bei dem Verlust Ihres Herrn Schwagers; und daß Ihre gute edle Frau

Schwester nun nicht in Ihrer Nähe bleibt, ist traurig. Ich hörte schon die Verlobung Ihrer guten Pr. C. mit dem Erbprinzen von Mecklenburg. Er soll schöne Kinder haben.

Hier im Norden leben wir so ziemlich ruhig, da die Schweden nicht mehr als Feinde uns so nahe wohnen. Der Frühling wird uns wohl unsre Feinde zur See wieder bringen; es ist keine liebliche Erwartung, doch wo sieht es jetzt nicht trübe aus am politischen Horizonte? Wir sollen Alle entbehren lernen; Gott wird sich so vieler Armen erbarmen! Das Elend ist groß überall; nur die göttliche Hand kann retten!

O wie schön wäre es, wenn Sie uns einmal erschienen! Oehlenschläger hat mir von Ihren lieblichen Kindern erzählt; doch das Erzählen ist so seine Sache nicht. Die Dänen sind im Ganzen auf ihn stolz als Dichter; doch findet sich auch unter den Lobenden eine schwache Stimme des Neides. Er ist zu vielumfassend für diese kleinen Sonnen, aber eben dadurch wird er wirken.

Als ich Ihnen Dieses schicken wollte, Liebe, wurde ich krank. Nun bin ich so so — die große Heirath beschäftigt — möchte das Blutvergießen und Thränenvergießen dadurch ein Ende nehmen können! Sollte Ihre edle, gute Großfürstin nicht den Correggio mit Wohlgefallen lesen und vielleicht eine kleine Aufmunterung für den Dichter an seine Braut schicken wollen! Doch dieses unter uns Beiden! Sind sie einmal etabliert, so wird Oehlenschläger gut fortkommen können, aber dieser Anfang ist schwer; doch nur von einer solchen Hand, so edel und so rein, würde ich so etwas für unsern Dichter wünschen können. Er ist so durchaus edel, so fest, so energisch; ein solcher Dichter ist wahrlich ein Sohn des Apollo, ein Götterkind!

Daß Goethe die Schwäche des Alters fühlt,[1] ist traurig. Seine Ottilie ist noch so jugendlich; alle Farben so frisch in diesem Roman, wo Alles lebt und mit Wahrheit spricht.

[1] Ueber seine Kränklichkeit Knebel an Henriette, Nr. 439.

Seelust, den 17. August 1814.

Mit inniger Rührung und tiefem Gefühle der Wehmuth habe ich Ihren lieben Brief vom 2. August gelesen. Daß Schiller in Deutschland so wirkte und noch immer dort lebt, muß Ihnen, liebe Freundin, unaussprechlich viel werth sein. Ja wohl hat er Alles prophetisch geahnet, er kannte Germaniens Geist und wußte ihn zu erwecken. Eben las ich der Frau von Staël ihr Werk. Es ist ihr nicht gegeben, Deutschland so zu kennen, wie sie es glaubt. Ihr Verstand ist groß, ihre Gedanken sind treffend, ihre Gefühle sind, ich will es hoffen, tief und wahr. Doch bleibt sie eine Französin, und ihre Bilder scheinen mir en transparent, le fond y manque. Sie hat Schiller aufrichtig bewundert, manches von ihm im Fluge aufgefaßt, aber — doch Sie wissen das richtiger zu beurtheilen und darzustellen, als ich es vermag. Ich wurde oft ungeduldig und machte es wieder gut durch meine Bewunderung. Nichts ist contrastierender als Goethe's Leben (der dritte Theil erschien uns zugleich mit der Staël). Goethe ist und bleibt ein Zauberer; seine Macht ist die der Natur, und doch ist die Kunst nicht versäumt. Wie läßt er diese schönen Sterne an Deutschlands Horizont aufgehen und untergehen; sein eigenes hohes Wesen in der Mitte. Bescheiden als Jüngling zeigt er sich stolz, als Dichter und Mann fühlt er sich nicht weniger. Seine Milde hat mich oft gerührt; seine Urtheile niemals strenge, doch wahr und gerecht. Wären alle Geister so gestimmt gewesen vor Jahren, so hätten wir nicht so oft Aerger gehabt, da wo wir Wahrheit zu finden hofften. Doch dieses Beispiel von Goethe muß wirken.

Lesen Sie, Liebe, die neuen englischen Dichter Scott, Byron, Southey? es sind neue Constellationen, die im eigenen Glanz sich uns zeigen, nachdem der große Verfinsterer auf Elba herrscht. Er, der die Welt beherrschen wollte, kann sich so begnügen? Jämmerlicher zeigte sich noch am Ende kein Despot. Wilde Thiere zu bezähmen wäre ihm genug. Warum wurde er nicht ins Innere von Afrika geschickt? Man sagt, daß der Kaiser Alexander über

Napoleon unglaublich gerührt, ihm diese Souveränität verschaffte, und die Millionen? für diese bin ich bange. Er wird in Gallien noch herum schleichen; Viele sind da bereit, das goldene Kalb anzubeten, Napoleon war und bleibt ihr Abgott. Vielleicht wird der gute verständige Ludwig noch ein Opfer fallen! In England war er ruhig, glücklich und geachtet. Unter den neuen Franzosen geht es ihm nicht so gut, doch wir wollen hoffen. An einem Franzosen im Norden haben wir viel zu leiden. Er war es, der uns daran hinderte, in England und in Europa gehört und verstanden zu werden, als wir aufrichtig es wünschten, an der guten Seite zu stehen. Doch hierüber nichts mehr. Nur fühlen wir es eben jetzt schmerzlich, daß er Norwegen bekriegen wollte, damit es ein erobertes Land ihm wurde; kann der Gallier sich im Norden friedlich ansetzen? Diese Völker des Nordens sind ihm fremd, wie die Franzosen dem Corsikaner fremd waren. Norwegen ist ein Hirtenvolk, es blieb seinem König treu im schwersten Leiden. Als unser Unglück es wollte, daß wir Norwegen abtreten sollten (und es geschah aufrichtig nur zu sehr), als dieses sein mußte von Dänemarks Seite, da wollten die Norweger nicht einem fremden Beherrscher huldigen. Prinz Christian, ein tugendhafter Mann, war ihr Liebling geworden, er war Erbe von Norwegen. Das Volk, sonst so ruhig duldend, zeigte sich stürmisch wild. Viel Blut wäre geflossen. Prinz Christian hinderte dieses; daß er nicht an sich dachte, ist sicher. Sein theuerstes Pfand ließ er hier zurück, seinen einzigen Sohn. Er liebt dieses schöne Kind leidenschaftlich und fühlte es schmerzlich, daß er sich von seinem Sohne trennen mußte, sich selbst vergessend; er hat oft rührend darüber geschrieben, wie er sich in Norwegen einsam und verlassen fühlte. Die Herren Commissäre von den alliierten Mächten haben ihn nun gesehen und ihn kennen gelernt; auch seinen Gegner sahen sie in der Nähe, mehr kann ich nicht sagen. Auch in Deutschland war er. Nun hat die blutige Scene ihren Anfang genommen. Gott wird Alles lenken und zum besten Ziel führen. Daß Norwegen nie mehr

Dänemark gehören wird, davon bin ich sicher, und daß wir es hier nicht mehr wünschen, ist wahr; doch will der schwedische Kronprinz das Gegentheil behaupten. Ach wäre der edle Herzog von Augustenburg noch am Leben, er ertrüge es nicht; er ist im eigentlichen Sinn daran gestorben, sein Herz war ihm gebrochen; er konnte es nicht überleben, Dänemark so verkannt zu wissen und Norwegen so aufgeopfert zu sehen; er war zu warm für diese Sache, und noch sind wir gedrückt und werden verarmt im Augenblick, wo ganz Europa auflebt und sich der neuen Existenz erfreut. Dieses ist das schmerzlichste Gefühl in unserer jetzigen Lage. Ihre edle liebenswürdige Großfürstin, die unsere Königin kannte, die würde dieses alles einsehen, wäre sie in der Nähe. Ihr erhabener Bruder kann nicht Dänemarks Untergang wollen, auch nicht vorziehen den französischen Prinzen, der es laut sagt, wie groß seine Pläne in der Zukunft sind. Er wird keinen Nachbar ruhig dulden; er ist ein Zögling der großen revolutionären Schule. Sie fragen, wie unser Freund der Herzog seine edle Bahn verließ? ganz ruhig und heiter; er sprach nicht vom Tode und schlummerte sanft hin! Ich hatte einen Brief von ihm zwölf Tage vor seinem Tode; er fühlte sich krank, doch keine Gefahr schien er zu ahnen. Als er den zweiten Posttag sich matt fühlte, bat er die Herzogin, mir zu schreiben (die letzten fünf Jahre schrieb er mir jeden Posttag, obgleich ich nicht immer antworten konnte, da ich oft nicht wohl war). Seine Gemahlin glaubte, wie es die Aerzte sagten, es würde vorüber gehen; ach, nur zu kurz dauerte ihre Hoffnung! Die Prinzessin Karoline, die einzige achtzehnjährige Tochter, war untröstlich; sie ist ein wahrer Engel, unschuldig, schön und gut. Die beiden Prinzen weinen noch am Grabe des geliebten Vaters; der älteste ist fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Ihre Herzensausdrücke, Liebe, bei der Gelegenheit haben mich bis zu Thränen gerührt. Auch Luise hat unsern Verlust empfunden. Der Herzog liebte sie als junges Mädchen so väterlich und schrieb mir einst, als er seine Tochter wieder sah: „Ich hoffe, sie wird mit Ihrer Louise

Aehnlichkeit haben. Dieses ist Alles gesagt." Er war sonst strenge im Urtheil.

Was Sie mir über Ihren ältesten Sohn sagen, ist erfreulich. Den Namen Schiller wieder aufleben zu sehen, wäre für Deutschland eine große Hoffnung. Daß er mit Fleiß studiert, wird er nicht bereuen. Solche Bande sind nicht Fesseln; ein strebender Geist bedarf diese Gesetze der Nothwendigkeit. Sie kennen vielleicht den Baron Steigentesch persönlich. Seine Werke kannte ich bis jetzt zu wenig. Er war hier als Commissär für Norwegen; sehr interessant ist er im Umgang; lebendig und originell, ganz Weltbürger; der weiß Schiller zu schätzen! Der Baron Martens hat sich als preußischer Militär gut gezeigt; sein eisernes Kreuz stand ihm gut. Für Preußens Krieger habe ich einen großen Respekt. Martens war auch Commissarius in Norwegen. Auch er fand an dem Prinzen Christian einen rechtlichen, edlen Mann. Wie es eigentlich jetzt in Norwegen aussieht, wissen wir hier am wenigsten. Viele verschiedene Erzählungen sind im Umlauf. Einige denken sich dabei einen Leonidas an den Thermopyläen; auch an die Pyrenäen denkt man. Ach, Spanien kann man nicht mehr nennen! Wie zeigt sich dieser König! Nachdem er unsichtbar für Spanien als ein Schutzengel schien; einen solchen erbärmlichen Anfang sah man noch nicht, nach solchen großen Thaten.

Wellington, der wahre Held, ahnete nicht dieses. Wird er nicht einst den König von Frankreich retten? Stünde der in Norwegen, dieses Volk zur Seite, dann —

Wir haben einen englischen Gesandten hier, der schon gefällt, da er Vieles für sich hat und nicht diesen Stolz der Insulaner zeigt, doch hat dieser abgenommen, seitdem die wahre Größe siegte. Nennen Sie einmal Goethe, wie arbeitet er an diesem letzten Buch? Wie weit kann er gehen, wird er sich nicht zuletzt wie Moses in der Wolke verbergen? In der Höhe bleibt er uns, und so zu verschwinden nachher, wäre vielleicht wünschenswerth. Daß er Lavater so anziehend fand, hat mir Freude gemacht. Auch ich machte mit

Lavater eine Reise, um ihn fest zu halten. Unsere Ueberfahrt über den großen Belt werde ich nie vergessen. Die See war ihm ein neues Element; auch ward er neu begeistert und riß uns hin. So hätte ihn Goethe sehen sollen. Ein Kriegsschiff betrachtete er wie ein Wunderwerk, so wie ein Kind ein inneres Uhrwerk betrachtet.

Charl. Schimmelmann.

So eben höre ich, daß bei Moß in Norwegen blutige Auftritte waren. Die Schweden haben mehrere Tausend verloren, worunter bekannte Grafen, Barone. Zweitausend Gefangene sollen die Norweger gemacht haben in der Affaire. Die Erbitterung war so groß, daß der norwegische König Christian sein Leben wagte, damit er die Gefangenen rettete!

Ein Amazonenchor von dreihundert Frauen ist errichtet; sie haben Wunder gethan. Drei Töchter eines norwegischen Predigers, Pihl genannt, führten sie an; die eine, eine wahre Johanna, die sich so rühmlich als Heldin auszeichnete, diese ist gefallen! Ein schöner Tod fürs Vaterland!

Die schwedischen Truppen sind schön, sind gut gehalten, brillant. Der königliche Prinz von Schweden rechnete so sicher auf den Sieg! Sie gestehen es, daß die Norweger wie die Löwen fochten.

Vielleicht bringt Graf Bernstorff diesen Brief. Sie werden an ihm einen edlen Mann sehen. Er geht nach Wien zu seinem Bruder.

Kopenhagen, den 24. April 1815.

Daß ich noch vor meinem Ende Ihre mir so liebe Hand sah, von Ihnen so freundschaftlich erinnert wurde, hat mich innig erfreut und getröstet. Noch wußten Sie nicht, daß Napoleon wirklich gefallen war. Die großen Auftritte in Paris, sein Schwanengesang, als er am 27. März erzählt, daß Alles aus war, es war aus, als Paris sich deklarierte. Ach, daß der edle deutsche Schiller nicht dieses sah, nicht diese Befreiung der Welt mit uns theilte!

Oehlenschläger war nie ein Dichter seiner Zeit; er steht nur im vergangenen Leben, es thut mir leid; unser Moment ist so groß, er fühlt es, aber es ist, als gehörte ihm nicht dieser Augenblick.

Nun hat das Blutvergießen ein Ende, wir wollen es zu Gott hoffen. Hier im Norden sind noch schwere Wolken, die drohen! Norwegen wurde weggegeben, und ganz aufrichtig geschah es Alles, leider, nothgezwungen. Nun wollen die Norweger nicht Schweden werden, sie sind wie die Spanier ihrem alten Königsstamm getreu, sie sind Bergbewohner, fest wie ihre Felsen. Der Prinz Christian ist edel, ist wahrhaft und gut; er konnte sie nicht verlassen, weil sie ihn nicht loslassen wollten. Er ist kein Avanturier, point un ambitieux ordinaire.

Er ist religiös, im strengsten Sinne gottesfürchtig; sein Herz blutete gewiß, als er, seinem König nicht gehorchend, sich hingab. Sein einziger Sohn, ein schöner Knabe von fünf Jahren, sein Alles, dieser ist hier noch geblieben. Der Prinz ist ganz allein in Norwegen. Er, der nie ohne Familienverhältnisse lebte, wo er sich so treu und liebend immer zeigte, er hat nicht aus Egoismus sich entschieden, an der Spitze des norwegischen Volkes zu bleiben; angebetet ist er von Allen dort. Er vereinigt viele seltene Eigenschaften; eine schöne Gestalt, groß, jugendkräftig, sehr beredt. Diese Beredsamkeit ist ihm angeboren, eine feine Bildung; doch, betrachten wir ihn nur als Dänen, so müssen wir klagen, und ein wenig für die Zukunft fürchten. Doch die Wahrheit zu sagen, ein solcher ganz französischer Held, sollte der noch seinen Zauberstab halten und Alle blenden?

Welche große Begebenheiten, Liebe! Wie ist Gottes Hand so sichtbar, so mächtig! Wie kurzsehend sind wir! Wir wollten Napoleons Fall in Moskau sehen; er mußte aber da gedemüthiget werden, wo er — doch ich höre damit auf. Gott gebe uns Allen Frieden und Ruhe! Verzeihen Sie die Eile dieser Zeilen.

Der Frau von Staël letztes Werk sah ich nicht; wir waren

hier so getrennt, so bloquiert, von Eis und Schnee umringt. Nun ist der Frühling da, auch die Blüthen wird er uns bringen.

Von meinem Mann viele herzliche Empfehlungen. Auch er hat gelitten; die Zeiten waren nicht die seinigen; nun hofft auch er für die Menschheit Linderung!

Charl. Schimmelmann.

Die gute Frau Brun, die so sehr schlecht war, ist nun ganz besser, Gottlob!

Daß Fichte uns jetzt verschwand, hat mich innig betrübt und gerührt.

Was macht Goethe, der Unsterbliche? Werden wir nicht seinen dritten Theil bald haben? Den vierten, fünften, bis zum fünfzigsten gerne!!

II.

Frau Sophie Baggesen.

Kopenhagen, den 18. Februar (1792).

Wie kann ich Ihnen unsere Freude beschreiben, meine Theure! über die Hoffnung, Sie vielleicht schon im Frühling hier zu sehen und über die lieben herrlichen Briefe Ihres Mannes, über seine immer bessere Gesundheit, eigentlich über die ganze, schöne, Freuden bringende Begebenheit, die uns einander so sehr näher bringt. Wer hätte doch gedacht, daß aus unserer kurzen Erscheinung bei Ihnen, aus unsern, bei mir und Baggesen wenigstens leisen, aber lebhaften Wünschen, uns doch näher bekannt zu werden, eine Vereinigung entstehen würde, wie die unsere mit Ihnen; da fast das nämliche Schicksal uns an dem nämlichen Ort, in eben dem nämlichen Zirkel uns verbindet, der uns so glücklich macht, und Sie gewiß nicht weniger erfreuen wird. Und die Vereinigung, um sie ganz herrlich zu machen, haben wir Niemanden als dem Schicksal zu verdanken, und Ihnen, da Sie uns Beide so viel Liebe und Achtung einflößten, daß wir nicht anders als oft und viel von Ihnen sprechen mußten.

Der große rührende Brief von Ihrem Mann hat mir aber am deutlichsten erklärt, daß es so und nicht anders sein mußte. Mit der innigsten Bewunderung sah man ein, wie genau sein

voriges Schicksal mit dem künftigen zusammenhängt, wie unumgänglich nothwendig diese Ruhe hier in Dänemark für ihn ist. Wir konnten nicht anders als mit Entzückungsthränen ausrufen: Gottlob, daß das für Schiller geschieht, was er so sehr wünschen mußte, was er so sehr nöthig hatte.

Nur eine fast eben so nothwendige Begebenheit fehlt noch, um uns ganz glücklich und ruhig über das Schicksal eines so verdienstvollen Mannes zu machen, welche ist, daß Reinhold auch würde hieher kommen. Doch dieß ist vielleicht im Buche des Schicksals schon geschrieben, nur später, nur anders; aber gewiß an unserem Eifer soll es nicht fehlen; es ist zu schmerzhaft für ihn, bei diesen strengen Geschäften lange ohne seinen besten Freund zu leben. Und o wie schön wäre es, wenn wir drei Freundinnen bei einander wären! — Doch wir müssen nicht zu viel auf einmal wünschen. Diese Erde verträgt nicht so viel Genuß!

Sie haben wohl recht, meine Liebe, sich zu freuen auf die Bekanntschaft von dem Hause Schimmelmann. Der wahrhaft sublime und doch so kindlich liebliche Graf Schimmelmann wird Ihnen und Ihrem Mann unendlich gefallen, sowie auch seine zarte, liebenswürdige Charlotte. Sie freuen sich mit wahrer Sehnsucht auf Sie und Ihren schon so angebeteten Mann. Ich sehe schon das lieblichste Leben vor mir, wenn Sie kommen. Aber wann können, wann dürfen wir dieß mit Gewißheit hoffen? O wie werden wir uns freuen, den edelsten Freund und die lieblichste Freundin in Ihnen Graf Schimmelmann zu präsentieren!

Und wenn ich von mir sprechen darf, so muß ich Ihnen frei gestehen, daß ich sehr eine eigentliche Freundin hier bedarf. Oft weine ich bittere Thränen über die Einzige! Beste! die ich verlassen mußte, und die noch keine ersetzen konnte. Das nämliche Schicksal, das uns aber hier verbinden wird, wird allein schon viel dazu beitragen, was mein Herz so sehnlich wünscht, nämlich eine in Ihnen zu finden, ohne die ich im Paradiese selbst nicht leben kann.

Mein Mann, der beste, beste Mann, vereiniget mit mir diese

Wünsche und freut sich nicht weniger innig auf Schiller, als ich auf seine Charlotte.

Erlauben Sie mir, daß ich noch ein paar Worte zu diesem hinfüge, und das in einem wahren Matronenton über die Art, wie es hier zu leben ist. Ich werde Ihnen müssen Langeweile machen, aber ich kann mich nicht enthalten, denn ich weiß, wie gerne ich Anweisungen auch von der pedantischesten Person angehört hätte, ehe ich hierher kam. Ich mußte Alles theuer erfahren. Vielleicht haben Sie sie aber nicht nöthig, so werfen Sie nur dieß Blatt fort, ich werde es Ihnen nicht übel nehmen. Nur ein paar Worte — die sind:

Wenn Sie hieher kommen, so nehmen Sie Alles, Alles mit, was nur zu nehmen ist; denn es ist hier Alles unbeschreiblich theuer; insonderheit Linges, Meubles, Porcellain ꝛc. Sonst ist die Lebensart hier sehr simpel. Aber was nothwendig zur Haushaltung gehört, was das feinste und Ihnen am liebsten ist von Ihren Hausgeräthen, nehmen Sie mit u. s. w.

Was ich aber am meisten wünsche, das wäre, daß Sie entweder im Mai oder im Juli kommen möchten, weil ich wahrscheinlich Ende Mais niederkommen werde und Ihnen dann im geringsten nicht behülflich sein würde. Sie können vielleicht in unserem Hause logieren, wo es scharmant ist, wenn unser Freund Moltke sein Logis quittiert. Er hat vier gute Zimmer mit dem des Bedienten.

Jetzt will ich für dießmal genug commeriert haben. Sonst schreckt es Sie ganz ab, länger zu schreiben Ihrer Sie so sehr liebenden

Sophie Baggesen.

Seelust, den 19. October (1792).

Liebe, liebe, beste Freundin!

Lange, lange schon, den Augenblick gleich, als ich Ihren rührenden, allerliebsten Brief erhielt, wollte ich zu Ihnen fliegen,

um mit Ihnen über das Uebelsein Ihres Mannes zu trauern, oder wenigstens in einem Brief Ihnen mein Herz zu ergießen; aber diesen glücklichen Moment versäumte ich, und hernach fand ich wegen meines und meiner Kinder Uebelbefindens keine Zeit mehr. Auf dem Lande freilich in Sophienholm bei der Brun erholten wir uns schon, aber doch nur so, daß ich nicht nach Herzenslust schreiben durfte. Als ich aber so wohl war und Alles thun durfte wegen meiner schwachen Brust, die durch die Landluft und Kuhmilch wieder ganz hergestellt wurde, so fanden wir bei unserer Zurückkunft nach Hause Alles in einer so abscheulichen Unordnung, daß wir unsere liebsten Geschäfte aufgeben mußten, welches ist, an Schiller und Reinhold, und so bei mir an dessen Charlotte und Sophie zu schreiben. Aber, meine Geliebte, desto mehr lagen Sie unseren Gedanken und Empfindungen nahe. Aber ich denke, wir müssen darauf Verzicht thun, Sie hier zu sehen, weil ihr Mann wegen seiner Unpäßlichkeit nicht gern den Ort verändern und sich in einem Lande etablieren will, wo er sich durchaus mit der Sprache bekannt machen und sich in eine ganz neue Lage versetzen müßte, mit einer nicht ganz frischen Gesundheit. Aber wir thun doch nicht ganz Verzicht darauf, Sie noch diesen Frühling zu sehen. Wir werden Sie besuchen, wenn Sie uns nicht besuchen wollen. Denn der Prinz ist schon ganz entschlossen, Baggesen für eigentliche Geschäfte reisen zu lassen. Graf Sch. freilich auch; nur dauert es ihn zu sehr, seinen wahrhaften, selbst einzigen Freund in dieser Art zu verlassen, als daß er gerne davon spricht. Wir sind eben bei ihnen, weil wir gerne noch auf dem Lande den freilich kalten Herbst genießen wollten....

Aber, auf Ihren Brief zu kommen! Meine Beste! Wie sehr bedaure ich Sie, daß Sie einen kleinen Grad von dem einzigen Uebel empfinden müssen, das zwei so liebende Seelen, wie Sie und Ihr Mann sind, treffen kann. Denn Alles ist Seligkeit, was zwei harmonische Seelen mit einander zu ertragen haben, sollte es auch das Unangenehmste, Unerträglichste für andere

gleichgültige Menschen sein; nur das kann ihnen fatal sein und sie ein wenig entzweien, wenn die feindselige Krankheit und ihre jüngere Schwester Unpäßlichkeit unter sie kommt. Da ist es, als wenn wir verzaubert wären.

Wir haben es leider auch erfahren. Ich war es aber, und nie ist V. dann so böse auf mich, als wenn ich krank bin. Er schmält mich recht, als wäre ich schuld an diesem Besuch; denn den mag er gar nicht. Und welch eine Angst für mich, wenn er es ist! Aber, meine Liebe, ich möchte doch nicht ihn für einen Herkules an Gesundheit vertauschen; denn diese Harmonie! diese Harmonie, dieser Geist, der freilich durch seine Aktivität den Körper schwächt, aber ihn für Ewigkeiten belebt, ist millionenmal mehr werth als alle unzerstörbaren Gesundheiten. So wird es Ihnen gewiß auch sein, meine Beste! Daß Sie aber deswegen nicht hieher kommen, kann uns selbst angenehm werden, weil wir wahrscheinlich im Frühling verreisen. Da können wir dann, meine Liebe, wieder gut machen, was das Schicksal gegen uns Beide verdorben hat, da können wir Sie besuchen, freilich nicht für lange, aber wie wird es mir sein, die durch's Sehen genauer kennen zu lernen, die mir in diesen wenigen Augenblicken schon so theuer geworden ist, und die durch die Abwesenheit selbst mir ganz zur Freundin geworden ist. Und die liebe, gute Reinhold, die uns so schwesterlich aufnahm, mit welch einer Freude werde ich ihr meinen Jungen zeigen und ihr sagen: ich bin auch Mutter! Ich bin jetzt über das arge Schicksal, daß Sie nicht nach Dänemark kamen, so froh, weil es uns sonst viel zu wehe thäte, es zu verlassen; es ist freilich nicht ganz recht, denn wir sollten uns freuen für Andere, die hier Ihre Gesellschaft genießen würden, und die es wahrlich sehr werth sind. Denn meine Anhänglichkeit an die Freunde hier geht so weit, daß ich mich fast nicht auf unsere Reise freue und sie wenigstens nicht thun möchte, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, sie wieder zu sehen. Wohin und wofür wir gehen, werde ich Ihnen in einem andern Brief erklären.

Das Einzige und das Beste ist gewiß: B. bringt mich in die Schweiz zu meinen Eltern, und von da geht er, wohin sein Reiseplan ihn führt. Die ganze Reise ist aber noch ein Geheimniß.

Der gute Graf Schimmelmann und seine liebenswürdige Frau, bei denen wir jetzt sind, mögen nicht gerne daran denken. Ich wahrlich auch nicht.

Leben Sie wohl!

Ihre

Sophie.

Gott gebe, daß Schiller besser sei und Baggesen ein wenig schreiben möge; er wünscht es so sehr; es könnte ihn vielleicht aufheitern.

Was sagen Sie zu Frankreich? Welch ein Triumph der Freiheit und der herannahenden Vernunft! Wie müssen die Könige vor ihnen sinken! Man spricht nichts und hört nichts als Frankreich; es ist auch das Edelste, was so allgemein gedacht worden ist. Wie wird der Autor von Don Carlos sich freuen!

Bern, den 10. Januar (1794).

Liebe, beste Freundin!

Die Bekanntschaft mit Mathisson und seiner liebenswürdigen Frau hat mir viel Freude gemacht.

Wie machts die Reinhold mit ihrem Kinde? Die wunderbare Frau schreibt mir von Allem, nur nicht darüber, auch kein Wort von ihren Kindern. Von Reinhold, dem Freund aller Freunde, erhielt ich einen herzlichen Brief; er sagt mir doch, daß seine Kinderchen wohl sind, welche Versicherung, so platt sie auch scheint, wenn man sie hinschreibt, sehr dem Freunde wohl thut.

Du weißt gewiß wohl, daß Erhard als Doktor einen Ruf nach Philadelphia bekommen hat und diesen Frühling dahin abreisen will? Ob und wie er seine kränkliche, schwächliche Frau und Kind mitnehmen wird, weiß ich nicht.

Herr Mathisson freut sich eurer Bekanntschaft, und ich bin

sicher, daß dir die seinige auch Freude machen wird. Auch hoffe ich, wird er dich, liebe Charlotte, angenehm erinnern

Deiner

Dich beständig treu liebenden
Sophie Baggesen.

Stuttgart, den 3. März 1795.

Liebste Freundin!

Schon bin ich an dem Ort deines angenehmen Aufenthaltes mit Schiller und deinem holden Knaben und bald werde ich in den Grenzen und in der Nähe deines jetzigen Aufenthaltes wieder sein und so bald wie möglich in deine freundschaftlichen Arme fliegen.

Wir reisen freilich durch Gotha mit unserer lieben (Lotte) Wieland, die wir glücklich und wohlbehalten ihren Eltern wieder bringen. Ich werde mich dort in der darauf folgenden Abwesenheit meines Mannes, der nach Paris von da reiset, die ganze Zeit aufhalten und bin nichts desto weniger gewiß, daß wir in der Zeit oft die Freude haben werden, einander in dieser Nähe zu besuchen.

Nun aber, meine Beste, bei der süßen Vorahnung unseres Wiedersehens, schreibe ich dir diese Zeilen und fühle mich schon weit glücklicher mich in der Stadt zu finden, die ein so angenehmer Aufenthalt für dich war. Den Augenblick erhalte ich ein sehr liebliches Billet von Baronesse v. Wolzogen, deiner dir so theuern Schwester. Ich eile mit Baggesen hin und werde nach Herzenslust von ihrer so lieben Schwester sprechen können und Nachrichten von ihr einholen. Die liebe Lotte W. ist sehr unpäßlich und kann zu ihrem Herzeleid nicht mit uns hin.

Weimar, den 13.

Nun sind wir endlich nach überstandenen Gefahren und großen Beschwerlichkeiten, auch nach vielen Freuden, die wir durch die

Bekanntschaft deiner herz- und geistvollen Schwester (hatten), glücklich in dem Schooße der besten und theuersten Familie angekommen, wo unsere Lotte ihren theuren Vater, und wir an ihm unsern besten Freund, und ich möchte sagen, auch Vater, wieder so wohl, erfreut und liebenswürdig wieder fanden. O welch ein Jubel war diese Ankunft, und welche himmlische Thränen gab es bei diesem herrlichen Wiedersehen! Die würdige Mutter, alle Geschwister waren so herzlich gerührt und erfreut; nichts ging aber über den Anblick, als der Vater nach Hause kam, wie er seine wieder erhaltene theure Tochter in seine Arme schloß. Sie waren beiderseits so ganz glücklich. Wir sind es auch, denn wie kann man anders als selig in diesem für Kopf und Herz so interessanten Hause sein? Nun steht uns diese nahe Trennung bevor, die B. schleunig nach Paris führen muß. Ach, wäre sie doch schon vorbei, diese fatale Reise für mich; doch sie konnte nicht früher geschehen, denn er erhielt den Auftrag erst in Zürich. Und wir konnten nicht in der ganzen Abwesenheit so lange noch von Weimar entfernt bleiben. Auch danken wir dem Himmel, daß wir diesen Weg zurück haben, denn dieser war das Wichtigste. Das Uebrige wird der Himmel wohl auch am wohlthätigsten fügen. So froh ich aber auch bin, nicht mehr den Weg zurück nach der Schweiz zu machen, so unvergeßlich werden mir auch meine Freunde in Bern und noch mehr die äußerst liebenswürdigen Bekanntschaften in Zürich bleiben.

Ich hoffe und bin fast gewiß, dich entweder mit B. oder ohne ihn in Jena oder sogar in Weimar selbst zu sehen.

Ewig deine

getreue Freundin

Sophie.

Weimar, den 12. April (1795), Sonntag Morgens.

Liebste Freundin!

Ich habe schon seit ein paar Posttagen einen Brief liegen von der Gräfin Schimmelmann, der allein dafür geschrieben scheint,

um deinem Schiller einen angenehmen Augenblick zu machen. Es war gleich mein erster Gedanke, wie ich ihn las, wie würde es Schiller freuen zu sehen, wie eine so liebenswürdige und schätzbare Dame, wie die Gräfin Schimmelmann, mit ihm so harmonisch denkt und ihn zu schätzen weiß. Ich wollte ihn sogleich schicken, aber es hielt mich ein starker Schnupfen von allem Schreiben ab. Und hernach mußte ich Briefe an und für Baggesen zu seiner Beruhigung schreiben, so daß ich so spät damit komme, da er schon durch den Kleinen (Karl) verunglückt ist und deinem Manne vielleicht nicht so Freude macht, wie ich im ersten Augenblick dachte. Ich mußte das Uebrige wegreißen, weil es dich nicht interessieren konnte; aber um einen finstern Augenblick zu verdrängen, wenn ja dein Mann eines fähig ist, würde der Brief vollkommen seinen Zweck erreicht haben.

Wieland ist so munter und froh, daß er ganz vergnügt scheint.

B. kann vielleicht jetzt nicht nach Paris, so daß er früher zurückkommt und wir desto früher auch nach Kiel reisen.

Sophie Baggesen.

III.

Frau Ida Brun,

geborne Münter.

Sophienholm bei Kopenhagen, den 22. Juni 1799.

Darf eine beinahe Unbekannte und vielleicht schon ganz wieder Vergessene sich Ihnen mit einer kleinen Mühwaltung nahen? Daß Ihre liebenswürdige Freundlichkeit nie vergessen bei mir ist, beweise Ihnen der Muth, den ich habe, mich mit meinem Kindlein an Sie zu wenden, Sie bittend, die kleinen Hülflosen heimlich dem Gemahl in die lorbeerumschattete Wiege des Musenalmanachs für das zukunftvolle Jahr 1800 zu legen.

Wie leben Sie in Ihren attischen Gefilden? Alle Götter haben über euch gewaltet und den Flammen der Zwietracht und Verheerung gewehrt — einige philosophische Scharmützel abgerechnet, auf daß doch nicht die Waffen aller Art rosten.

Wann kommen Sie einmal zu uns? Unsere buchenumkränzten Seen sind schön, und der Himmel dieß Jahr hier milder, als im Süden.

Wir Menschen sind recht gut — und Ihr könntet wohl mit uns zu Werk stellen, was Apoll mit den Arkadiern.

Leben Sie wohl, liebe Gütige, und sagen Sie mir durch eine Zeile, daß Sie Brief und Einlage empfangen.

Die Musik des Alpröslein spielen Sie dem Gemahl vor; sie ist einzig schön.

Der Componist ist Schulzens geliebter und einziger Zögling.

Friederike Brun,
geb. Münter.

Kopenhagen, den 6. November 1804.

Ihnen darf ich es wohl sagen, liebe und liebenswürdige Frau des großen Dichters, mit welchem innigen, nie gefühlten Entzücken ich Schillers Wilhelm Tell las und empfand! Es ist dies Stück so in mein Herz, so aus meiner Seele geschrieben; diese Schweizer sind so ganz meine — meine mit tausend Thränen, mit brennenden Thränen des Herzens beweinten Schweizer. Ich war so ganz mit Empfindung und Einbildungskraft daheim bei Lesung dieses Meisterstücks der Kunst, die zur Einfalt und Wahrheit geworden, daß ich die Stunden, in denen mein Sohn es mir vorlas, mit zu den genußreichsten meines Lebens rechne. Die beigefügten Compositionen sind von dem berühmten Klavierspieler und Componisten Weise, des unsterblichen Schulz einzigem Schüler. Er ist wie Kind in meinem Hause, und ich darf sagen, er ist der einzig Fähige, den musikalischen Theil des Wilhelm Tell zu übernehmen. Seine Einbildungskraft ist hoch und kindlich, und die Töne seiner Phantasie so neu als reich. Er ist ein Alpenkatarakt von Harmonie. Dieser Genius aber ist träge, wo er sich mit Zeichen darstellen soll, unerschöpflich im Phantasieren, allgemein bewundert in den Werken, die das Publikum kennt; ein so gelehrter Theorist, als korrekt seine Composition. Solcher ist Weise.

Nun bitte ich Sie, Ihrem Gemahl diese beiden Romanzen (aber ja recht einfach) vortragen zu lassen. Gefällt ihm der Geist des Tonkünstlers, so würde, glaub' ich, ein Wort der Aufmunterung ihn beflügeln. Er bedarf dessen in unserem kunstarmen Lande,

wo dem Genie die Flügel abfrieren, oder doch, von schweren Nebeln durchnäßt, kraftlos darnieder sinken.

Denken Sie mit Güte mein. Mein Dasein ist ein unabgebrochenes Gewebe von Leiden, und keine Hoffnung, daß es je unter diesem eisernen Himmel anders werde! Auch habe ich gelernt, mein Dasein nur in der Zukunft in meinen edeln Kindern zu fühlen.

Adieu, liebe Gute! Lassen Sie mich durch ein paar Zeilen wissen, daß Sie diesen Brief empfangen haben.

Friederike Brun,
geb. Münter.

Diese Ballade ist mein letztes Gedicht, das einzige, das ich seit meiner Zurückkunft machte. Diese Ballade nebst der Melodie sind noch nicht bekannt; darf ich sie Ihnen schenken?